

# Schwäbische Heimat

Oktober – Dezember DM 12.00



1996/4

Die Stettener  
Beuter-Krippe

Denkmalschutzpreis:  
Objekte 1996

Jüdischer Friedhof  
in Laupheim

Schöllkopf-Kapelle  
in Kirchheim/Teck

# Schwäbische Heimat

47. Jahrgang  
Heft 4  
Oktober–Dezember 1996

Herausgegeben vom  
Schwäbischen Heimatbund  
Redakteur: Martin Blümcke

**Redaktionsausschuß:** Ralf Beckmann, Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 48,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konto:  
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK  
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 72072 Tübingen,  
Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier hergestellt.

## **Anschrift von Redaktion und Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes:**

Weberstraße 2, 70182 Stuttgart  
Telefon (0711) 23942-0, Telefax (0711) 2394244  
Durchwahlen:  
Geschäftsführer: Dieter Dziellak (0711) 2394222  
Studienreisen: Sabine Langguth (0711) 2394211  
Verwaltung: Hans-Joachim Knupfer (0711) 2394212  
Geschäftszeiten:  
Montag bis Freitag: 9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr

**Beilagenhinweis:** Dieser Ausgabe liegen folgende Prospekte bei:  
Theiss-Verlag, Stuttgart; Schwäbische Bank; Deutscher Heimatbund und das SH-Reiseprogramm 1997.

## Inhalt

REINHARD WOLF Zur Sache: Vergessene Kulturdenkmale in unserer Landschaft	341
HANS MATTERN Aus der Luft betrachtet: Breitenstein, Rauber und das Naturschutzgebiet Eichhalde	342
BERNHARD und INGEBORG RÜTH Panoptikum der Krippenkunst – Neues zur Stettener Beuter-Krippe	344
Gottlob Haag zu seinem 70. Geburtstag	353
ROBERT FÖRCH Unter Gänsen – Erinnerungen an Dirgenheim bei Kirchheim am Ries	354
ULRICH GRÄF Vom Schafhaus zum städtischen Fachwerkbau: Denkmalschutzpreis 1996	357
HERMANN SCHICK Johann Kaspar Schiller zum 200. Todestag	367
FRITZ HEINZELMANN Rettet die Schöllkopf-Kapelle in Kirchheim unter Teck!	381
THOMAS KRAMER Ein Schwabe im DDR-Comic – Wilhelm Hauff im MOSAIK	387
MICHAEL SCHICK Steiger-Automobilbau 1918–1926	396
ERNST SCHÄLL Der jüdische Friedhof in Laupheim	404
Buchbesprechungen	418
sh intern	430
Reiseprogramm	437
sh aktuell	438
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	452

# Reinhard Wolf Zur Sache: Vergessene Kulturdenkmale in unserer Landschaft

«Aus den Augen, aus dem Sinn? Vergessene Kulturdenkmale in der Landschaft» – so hieß das Thema einer dreitägigen Expertentagung in Freudenstadt Anfang Oktober 1996, die vom Schwäbischen Heimatbund, dem Institut für geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen, dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und der Friedrich-Ebert-Stiftung veranstaltet wurde. Es ging bei dem Treffen von Wissenschaftlern, Landeskundlern und interessierten «Kleindenkmalfreunden» hauptsächlich um das Erkennen und richtige Deuten von Spuren früherer wirtschaftlicher und kultureller Tätigkeiten unserer Vorfahren, ebenso selbstverständlich auch darum, wie man die überkommenen Relikte im Bewußtsein der Bevölkerung wachhalten und wie man deren Erhaltung sicherstellen kann. Grenzsteine an der früheren württembergisch-badischen Grenze, Abraumhalden, Pinggen und Stollenmundlöcher alter Bergbauversuche, Spuren historischer Waldglashütten, Sühnekreuze und rätselhafte «straßenbahngleis-ähnliche» Rinnen in einem Hohlweg am Kniebis waren Exkursionsziele, bei denen das Anliegen der Veranstalter bestens verdeutlicht werden konnte.

Erfahrungsgemäß ist alles, was einer eigentlichen Funktion beraubt ist, schnell dem Vergessen und damit auch dem Verfall ausgesetzt. Heutige Beispiele sind Wochenendhäuschen und -grundstücke, die nicht mehr interessieren, weil die Kinder groß geworden sind, oder Baumateriallager, die von einer Baufirma nicht mehr benötigt und allmählich von Brombeeren überwuchert werden. Genauso erging und ergeht es den Resten früherer wirtschaftlicher Tätigkeit oder kultureller Traditionen: Der Holzbackofen beim Bauerngehöft ist übrig, seit man Brot in zehn Autominuten im Ort holen kann, er wird zum Abstellplatz und schließlich abgebrochen. Die steinerne Ruhebänk hat ausgedient, seit man das Mittagessen nicht mehr zu Fuß aufs Feld hinaustragen, Brennholz nicht mehr auf dem Rücken nach Hause und die Eier nicht mehr auf dem Kopf zum Markt tragen muß. So verschwinden diese Ruhebänke beim Straßenausbau oder nach einem Auto-unfall ebenso wie alte Grenzsteine mit Wappen und Jahreszahl, wenn sich die Grenzverhältnisse geändert haben, die Steine von Gebüsch überwuchert

sind und bei einem Wegebau vom Raupenfahrer übersehen werden. Bogenbrücken an Bächen, einst für Fußgänger und Pferdefuhrwerke gemacht, müssen Betonbrücken für Traktoren Platz machen. Sühnekreuze und Denksteine werden – man glaubt es kaum, aber es kommt immer wieder vor – gestohlen, und schließlich fordert auch der «Zahn der Zeit», die natürliche Verwitterung von Sandsteinen und erst recht das Verrotten hölzerner Kulturzeugnisse Opfer. Von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl der Kleindenkmale ab, und gäbe es nicht ein paar Handvoll interessierter Bürger, die ein Auge darauf haben und sich engagiert für die Wiederinstandsetzung einsetzen, sähe es noch viel schlimmer aus.

Auch wenn es Spaziergängern und Wanderern in aller Regel nicht bewußt ist, spielen kleine Kulturdenkmale eine große Rolle. Was wäre das «Madonnenländchen» ohne seine Bildstöcke? Was wäre die Weinberglandschaft des Neckartales ohne Mauern und «Stäffele»? Diese beiden Beispiele mögen zeigen, wie stark Kulturdenkmale eine von allen als «schön» empfundene Landschaft prägen. Und mit dem Sühnekreuz, dem Grenzstein und der Ruhebänk am Wegesrand ist es nicht anders – es sind Orientierungspunkte in der Landschaft, unverzichtbare Bestandteile einer lebendigen, geschichtsträchtigen Gegend. Erst in Landschaften, die nichts dergartiges besitzen, fällt das Fehlen auf.

Der Schwäbische Heimatbund will dieses Thema über die Freudenstädter Tagung hinaus weiter verfolgen. Zum einen mit einer neuen Serie «Am Wegesrand ...» ab dem Heft 1997/1, aber auch durch weitere aktive Unterstützung aller Bemühungen um den verstärkten Schutz kleiner Kulturdenkmale, wie sie in der in Freudenstadt verabschiedeten Erklärung zum Ausdruck gebracht wurden: *Die Teilnehmer, so heißt es da, sind sich einig in der Überzeugung, daß dem bedenkenlosen und folgenschweren Entfernen von Feld- und Sühnekreuzen, historischen Grenzsteinen, dem Planieren von Hohlwegen und Altstraßen, dem Zerstören von Bergbaurelikten durch Mineraliensucher und Raubgräber umgehend Einhalt geboten werden muß. Sie fordern die Landesregierung auf, Mittel und Wege zu finden, die einen wirksameren Schutz der Kleindenkmale als bisher gewährleisten. Da gesetzliche Vorschriften offenbar nicht ausreichen, halten die Teilnehmer der Tagung eine flächendeckende Inventarisierung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg als vordringliche Maßnahme für unverzichtbar.*

**Das Titelbild** zeigt den zweiten der Heiligen Drei Könige der Stettener Beuter-Krippe. Näheres auf den Seiten 344 ff.

# Hans Mattern    Aus der Luft betrachtet: Breitenstein, Rauber und das Naturschutzgebiet Eichhalde

Das Bild führt in die Umgebung der Teck am Trauf der Schwäbischen Alb im Südosten von Kirchheim. Über die Ruine Rauber geht der Blick gegen Nordosten zum Breitenstein. Rechts im Hintergrund sieht ein kleines, schneebedecktes «Stück» der Albhochfläche bei Ochsenwang herein, während zur Linken sich das Auge im Dunst des Vorlandes verliert, der eben noch den Turmberg mit dem «angeklebten» Aichelberg erkennen läßt. Zwischen der Höhe des Raubers, die sich als schmaler, felsiger Kamm zum Sattelbogen gegen die Teck senkt, und dem Breitenstein schiebt sich die kleine, vom Gießnaubach durchflossene Stufenrandbucht von Bissingen. Die mächtigen, widerstandsfähigen Massenkalk des Weißen Juras Delta bilden die obere Kante der «Rauberrhöhe» wie des Breitensteins und damit des Traufs der Alb. Vom Talgrund zum Breitenstein (811 m) beträgt der Höhenunterschied gegen 400 m. Der Anstieg erfolgt in *einem* Zug. Die vielerorts als Absätze oder auch breite Terrassen hervortretenden «Wohlgeschichteten Kalke» des Weißen Juras Beta machen sich nicht bemerkbar.

Die Rauberburg besaß trotz ihrem eindrucksvollen Ausmaß keinen überörtlichen geschichtlichen Rang. Sie wurde 1964/65 vom Landkreis Nürtingen erworben, unter Mitwirkung des Landes restauriert und dabei stark ergänzt. Der heutige Namen für diese untere der beiden nahe beieinander gelegenen, zusammengehörigen Diepoldsburgen kam erst im 16. Jahrhundert auf, als sie sich bereits im Verfall befand. Sie war von der Herrschaft Teck nach kurzem österreichischem Intermezzo 1326 zu Württemberg gekommen, das sie verschiedenen adeligen Familien zu Lehen gab.

Prächtiger Laubwald bekleidet die steilen Hänge, größtenteils «Kalkbuchenwald», an sehr warmen, flachgründigen Lagen auch «Steppenheidewald» im Sinne Robert Gradmanns. Im Mittelpunkt des Interesses der Naturschützer steht aber der unbelwaldete Hangteil: das Naturschutzgebiet Eichhalde (erlassen 1969), mit rund 85 Hektar eines der größten am Albrand.

Betrachtet man es genauer, so fallen seine unruhigen Formen auf. Es ist Hangsturz- bzw. Hangrutschgelände. Ortsfremde Massen aus höherem Weißen Jura lagern über dem gewachsenen Untergrund aus unterstem Weißen sowie vor allem Brau-

nem Jura und bilden ein unruhiges Kleinrelief mit Buckeln und Wülsten, Senken und Felsbrocken. Nur im Norden treten Schichten des Braunen Juras ohne Bedeckung an die Oberfläche. Im tonigen höheren Braunen Jura entspringen Quellen, und so haben mehrere kleine Bäche Runsen und flache Rinnen in den Hang gerissen. Steinbrüche und eine Tongrube, alle von sehr bescheidenen Ausmaßen, veränderten das Aufschüttungsrelief nur örtlich. Sie fallen heute kaum noch auf.

Malerisch unterbrechen immer wieder größere und kleine Gehölz- und Gebüschgruppen, Weißdorn- und Rosensträucher die offene Fläche. Prächtige einzelstehende Laubbäume, an erster Stelle Linden und Eichen, aber auch Buchen und Eschen schmücken vor allem den oberen Hang, an dem der Wald, sich auflockernd, allmählich in die Heide übergeht. Deren Pflanzenkleid ist so mannigfaltig wie ihr geologischer Untergrund. Die Palette reicht von kargen, kurzen Rasen bis zu kleinen kalkreichen Quellsümpfen mit mehreren Seggenarten (darunter Davall-Segge, Saumsegge, Hirsensegge und Rispensegge), Breitblättrigem Wollgras, Zusammengedrückttem Quellriedgras, Blaugrüner Binse, Sumpfstendelwurz, Mückenhändelwurz und vielen anderen, sowie als Kostbarkeit dem Fettkraut. Vor allem der reiche Bestand an Hummelragwurz hatte ursprünglich den wichtigsten Schutzgrund geboten. Bemerkenswert ist aber u. a. auch das Auftreten von Bleichem Knabenkraut, Bienen- und Mückenragwurz, Zweiblättriger Kuckucksblume, Blaugras, Ästiger Graslilie, Küchenschelle, Edel- und Traubengamander, Silberdistel usw.; 115 Kurzflügelkäfer- und 40 Laufkäfer- sowie fast 300 Großschmetterlingsarten wurden im Naturschutzgebiet gefunden. Unter seinen Vögeln verdient der Berglaubsänger besondere Erwähnung.

Der unbefangene Besucher ahnt nicht, welche großen Sorgen die Eichhalde der Stuttgarter Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege bereitet. Sie ist weit wüchsiger als eine durchschnittliche Wacholderheide! Unübersehbar bringt sich der tonreiche Untergrund zur Geltung. Nur dort, wo Überlagerung aus Weißjurakalk größere Mächtigkeit erreicht, verläuft die Verwachsung langsamer. So reizvoll die Gebüsche sind und so wertvoll für die Vogelwelt, so bilden sie doch andererseits Gefahren-



herde für die ganze Heide. In ihrem Schutz kommen Eschen in großer Zahl auf, und von den Rändern breitet sich der Schlehdorn mit seinen Wurzelsprossen in geradezu erschreckender Geschwindigkeit weitflächig aus. Niemand wünscht sich die Eichhalde so kahl, wie sie auf alten Abbildungen erscheint. Doch Gehölzinseln und Gesträuch müssen in Grenzen gehalten werden. Seit zweieinhalb Jahrzehnten bemühen sich das Sozialunternehmen «Neue Arbeit», Landwirte, Jugendgruppen, Gemeinde, Mitglieder des Albvereins, das Forstamt Kirchheim, vor allem aber der Pflegetrupp der Bezirksstelle für Naturschutz um die Pflege der Eichhalde. Doch Sense, Beil und Säge können sie auch bei beträchtlichem finanziellem Aufwand nicht allein, sondern nur gemeinsam mit dem Schaf bewältigen. Mag dies auch immer wieder zu Reibereien mit Orchideenkennern führen und manchen bösen Brief eintragen: Ohne Schafe wäre alles Bemühen umsonst und das Naturschutzgebiet auf Dauer nicht zu erhalten. Über dreitausend weideten um

1840 auf der Bissinger Markung! Sie sollten zur Vegetationszeit auf die Wuchsplätze empfindlicher Pflanzen möglichst Rücksicht nehmen; meint man aber, den Schäfer gängeln zu müssen, so weicht er auf andere Weiden aus, an denen heute kein Mangel mehr besteht. Ich möchte mir ohnehin mehr und hungrigere Schafe wünschen, als derzeit auf der Eichhalde grasen!

*Um reinen Zufall handelt es sich, daß das Luftbild in SH 96/3 (Spitzenberg Zaberfeld) und auch das Luftbild dieser Seite mit dem Kulturlandschaftspreis 1996 ausgezeichnete Objekte zeigt! Am 6. November 1996 konnten der Naturschutzverein Zaberfeld e.V. und die Ortsgruppe Bissingen-Nabern des Schwäbischen Albvereins Preise für vorbildliche Landschaftspflegearbeiten entgegennehmen. Ausführlicher Bericht folgt!*

*Mit diesem Beitrag schließt übrigens die Reihe «Aus der Luft betrachtet». Für 1997 haben wir uns etwas Neues einfallen lassen; Sie dürfen gespannt sein!*



## Bernhard Riith    Panoptikum der Krippenkunst – Ingeborg Riith    Neues zur Stettener Beuter-Krippe

Das Wesen der Weihnachtskrippe beruht auf der plastischen Vergegenwärtigung des Weihnachtsgeschehens. Durch szenische Anordnung der Figuren in einem fiktiven Raum wird die biblische Geschichte nachgestellt, rekonstruiert. *Die Krippe ist ein Mittel der illusionistischen und spielhaften Selbstbeteiligung am heiligen Geschehen.*<sup>1</sup> Die Lagerstatt des Christkinds hat dieser Kunstform – pars pro toto – den Namen gegeben. Seit dem frühen 17. Jahrhundert ist das Wort «Krippe» in übertragener Bedeutung belegt.

Die Geschichte der Weihnachtskrippe – und vollends deren Vorgeschichte – reichen weit zurück, erstere ins 16., letztere zumindest ins 13. Jahrhundert.<sup>2</sup> Als Mittel religiöser Erbauung ist die Weihnachtskrippe ein Kind der katholischen Reform, der Gegenbewegung zur protestantischen Reformation; ihr verdankt sie wenn nicht ihre Entstehung, so

doch ihre Verbreitung. Im 19. Jahrhundert wurde die Kunstform recht eigentlich zum Volksgut; die Weihnachtskrippe erreichte den Gipfel der Popularität.

Der Landkreis Rottweil gehört zu den Hochburgen der Krippenkunst und des Krippenbrauchtums im schwäbischen Raum. Es finden sich im Kreisgebiet – um die Spannweite der anzutreffenden Krippenformen anzudeuten – Landschaftskrippen wie Kastenrippen, neapolitanische wie schwäbische Krippen, Barockrippen wie zeitgenössische Krippen.<sup>3</sup> Um die Zentren Rottweil und Schramberg haben sich verschieden strukturierte «Krippenlandschaften» mit jeweils eigener Tradition herausgebildet. Mit der Beibehaltung und der Wiederaufnahme von Krippenbräuchen verbinden sich die Bewahrung und die Neuanschaffung von Werken der Krippenkunst.



Die Stettener Beuter-Krippe in der Gesamtansicht. Auf etwa 17 Quadratmetern erkennt man rund hundert Einzelfiguren und Figurengruppen. Dem Typus nach ist es eine Simultankrippe, in der viele zeitlich nacheinander folgende Szenen zusammengefasst sind: von der Herbergssuche bis zum Bethlehemitischen Kindermord.

Die Stettener Beuter-Krippe, die seit 1992 im Rathaus des zur Gemeinde Zimmern ob Rottweil gehörigen Ortsteils Stetten aufbewahrt wird, zählt zu den herausragenden Zeugnissen zeitgenössischer Volkskunst im Rottweiler Raum. In der Region – und darüber hinaus – erfreut sich die Stettener Krippe außerordentlicher Popularität. In ihrer bunten Fülle vermittelt die weithin bekannte und beliebte ehemalige Hauskrippe, die nach ihrem 1977 verstorbenen Schöpfer bezeichnet wird, ein Weihnachtserlebnis besonderer Art. Stetten ob Rottweil gilt unter Krippenfreunden als Geheimtip für Krippenfahrten zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb.

Die Stettener Krippe fand verschiedentlich das Interesse von Publizistik und Wissenschaft. Auch Rundfunk und Fernsehen nahmen sich des volkstümlichen Kunstwerks an. Vom vormaligen Kulturreferenten des Landkreises Rottweil, Egon Rieble, wurde die Öffentlichkeit wiederholt auf die Beuter-Krippe hingewiesen; nach Riebles Auffassung zählt sie zum *künstlerisch Bedeutendsten (...), was es in un-*

*serem Lande gibt.*<sup>4</sup> Gemeinsam mit Ilse Rieger widmete er der Beuter-Krippe eine Monographie unter dem Titel *Bethlehem im Bauernhaus*, die 1989 vom Landkreis Rottweil herausgegeben wurde.<sup>5</sup> Die Darstellung bietet biographische und ikonographische Aufschlüsse. Lebensweg und Lebenswerk Ernst Beuters werden referiert und kommentiert. Die Deutung der Beuterschen «Krippenwelt», ein Kabinettstück der Kunstinterpretation, beschränkt sich allerdings auf werkimmanente Befunde.

Im 1990 erstmals erschienenen Führer *Krippen im Landkreis Rottweil* wurde die Beuter-Krippe im Spektrum der regionalen Krippenkunst verortet.<sup>6</sup> In dieser Abhandlung wird der Versuch unternommen, die Beuter-Krippe in die historische Entwicklung der Krippenkunst im deutschen Kulturraum einzuordnen.

#### *Eine Landschaftskrippe im orientalischen Stil*

Die Beuter-Krippe ist ihrer Bestimmung nach eine Hauskrippe. In Anbetracht ihrer Funktion weist sie

außergewöhnliche Dimensionen auf. Die einstige Hauskrippe bedeckt eine Grundfläche von etwa 17 Quadratmetern und umfaßt rund hundert Einzelfiguren und Figurengruppen. Auf der weit ausladenden, hoch ansteigenden Bühne erscheint die Weihnachtsgeschichte in einer integrierten Folge einzelner Szenen: von der Herbergssuche über die Geburt Christi, die Anbetung der Hirten, die Anbetung der Heiligen Drei Könige bis zur Flucht nach Ägypten und zum Bethlehemitischen Kindermord. Ikonographisch gesehen handelt es sich also um eine Simultankrippe.

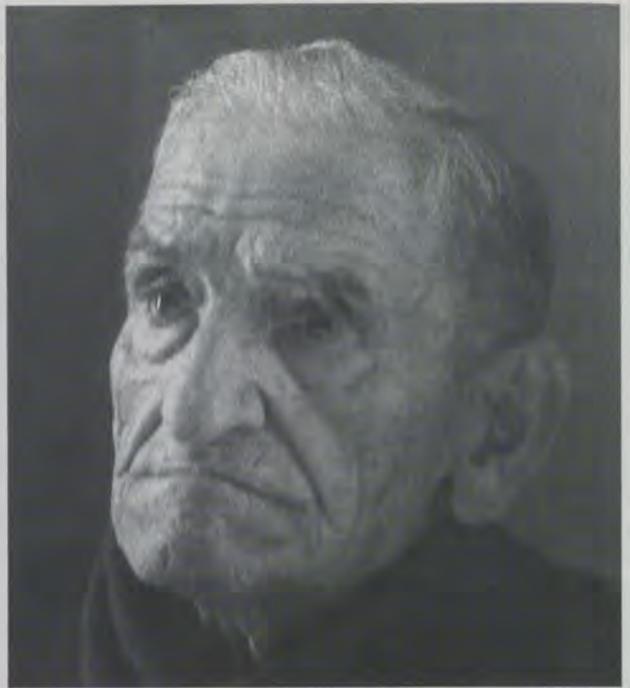
Vom Erscheinungsbild her steht die Beuter-Krippe in der Tradition der offenen Landschaftskrippe, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert in und um den Schwarzwald – wie im gesamten schwäbischen Raum – der vorherrschende Typus war.<sup>7</sup> Der Krippenberg ist mit natürlichen Materialien aus der heimischen Umgebung – Stein, Holz, Moos, Wacholder, Schafgarbe, Silberdistel u. a. – bedeckt. Zur Steigerung der Wirkung ist die Beuter-Krippe in einen Schaukasten hineingestellt. Die Landschaftskrippe erscheint zur Kastenkrippe umfunktioniert; insofern nimmt die Beuter-Krippe eine typologische Zwischenstellung ein.

Die Beuter-Krippe ist, sieht man von der Dekoration des Krippenbergs ab, vorwiegend im sogenannten orientalischen Stil gehalten. Das Heilsgeschehen vollzieht sich im Heiligen Land; auf der heimatlichen Bühne wird ein morgenländisches Stück gespielt. Kulissen, Architektur und das Gros der Figuren ordnen sich dem *Orientgesetz*<sup>8</sup> unter. Daneben stehen unvermittelt Figuren aus dem Repertoire der Barockkrippe, der Nazarener-Krippe und der Heimatkrippe bzw. der neuen Tiroler Krippe.

Die Kulissen sind unterschiedlicher Herkunft: Die zentrale klassische Landschaft in «Zweitverwendung» – das Gemälde dürfte aus dem späten 18. oder frühen 19. Jahrhundert stammen – wird, keineswegs bruchlos, von orientalisierenden Landschafts-Malereien flankiert, die dem Vernehmen nach vom Beuroner Maler-Mönch Pater Tutilo Gröner<sup>9</sup> eigens für diese Krippe gestaltet wurden; sie dürften um 1945/46 entstanden sein.

Die Figuren wurden ausnahmslos von Ernst Beuter geschaffen; jedenfalls ist nichts anderes bekannt. Sie sind aus Lindenholz und anderen Hölzern geschnitzt und durchweg farbig gefaßt. In der Größe variieren sie stark; sie sind bis zu 33 Zentimeter hoch.

Der Figurenbestand ist von unterschiedlicher Qualität. Dies ist angesichts der Entstehungsbedingungen keineswegs verwunderlich. Manche Figuren –



Ernst Antonius Beuter (1899–1977), der Schöpfer der Stettener Krippe.

Rechte Seite: Ausschnitt aus der Landschaftskrippe im orientalischen Stil.

etwa die anbetenden Könige und die Kamele des Königszugs – sind fein durchgebildet; andere sind von grober Gestalt. Von einem individuellen Stil kann strenggenommen nicht gesprochen werden.

Die Beuter-Krippe wurde über einen Zeitraum von fünfzig Jahren hinweg zum Endzustand, der «Fassung letzter Hand», vervollkommenet; sie ist – wie viele ihrer «Artgenossen» – eine *gewachsene Krippe*.<sup>10</sup> Im Figurenbestand sind ansatzweise historische Schichten auszumachen; unter stilistischem Gesichtspunkt ist jedoch keine lineare Entwicklung – etwa vom Gröberen zum Feineren – zu erkennen. Den Grund zur Krippe legte Ernst Beuter um 1926 in der mütterlichen Wohnung im ehemaligen Stettener Hagenhaus, Lackendorfer Straße 23. Im ehemaligen Gasthaus «Löwen», Alemannenstraße 9, in das er 1938 eingeheiratet hatte, baute er die Krippe aus. Das raumfüllende Kunstwerk, das die Dimensionen eines mobilen Erbauungsmediums sprengte, blieb ganzjährig aufgestellt. Die Hauskrippe wurde – der Tradition entsprechend – von Weihnachten bis Mariä Lichtmeß (2. Februar) Besuchern gezeigt: «Bethlehem im Bauernhaus».

Die Beuter-Krippe wurde 1991 von der Gemeinde Zimmern ob Rottweil erworben, um ihren Verbleib im Ortsteil Stetten zu sichern. Ein Jahr danach wurde sie aus dem ehemaligen Gasthaus «Löwen» in das Stettener Rathaus verbracht, wo sie in einem museal ausgestalteten Raum neu aufgestellt wurde.

Das Erscheinungsbild der Landschaftskrippe blieb gewahrt; das Arrangement aus Figuren, Architektur und Kulissen – ein Gesamtkunstwerk – wurde detailgetreu rekonstruiert. In Stetten ist «Bethlehem» nun nicht mehr im Bauernhaus, sondern im Rathaus zu finden; man mag den Verlust an Atmosphäre bedauern. Unter konservatorischem Aspekt war die Verlagerung unvermeidlich. Am alten Standort war die Krippe, wie sich bei der Inventarisierung durch das Archiv- und Kulturamt des Landkreises Rottweil erwies, durch Holzwurmbefall in ihrem Bestand bedroht. Am neuen Standort ist der Schädigung erfolgversprechend Einhalt zu gebieten.

### *Ernst Beuter – sein Leben war die Krippe*

Als Kind einfacher Leute wurde Ernst Antonius Beuter am 13. Januar 1899 geboren; er wuchs unter ärmlichen Verhältnissen in Stetten ob Rottweil auf. Seit dem 14. Lebensjahr verdiente er sich seinen Lebensunterhalt in Dunningen, Rottweil und Schwenningen als Fabrikarbeiter. Im Jahr 1938 heiratete er

die verwitwete «Löwenwirtin» Frida Storz, die vier Kinder in die Ehe mitbrachte; dieser Verbindung entstammt als fünftes Kind der Sohn Hermann. Zu Haus und Hof gekommen, betätigte sich Beuter über vier Jahrzehnte in seinem Heimatort als Landwirt und Gastwirt – ohne Neigung, wie es scheint. Nach einem arbeitsreichen Leben starb Ernst Beuter, der als verschlossener Einzelgänger charakterisiert wird, am 29. Mai 1977.

In seiner Freizeit widmete sich Beuter der Schnitzerei; diesem Hobby blieb er über siebzig Jahre treu. Als Autodidakt erreichte er ein beachtliches technisches Niveau. Um 1926 begann Beuter mit dem Krippenbau. Diese Aufgabe beschäftigte ihn bis zu seinem Lebensende. Fast fünfzig Jahre lang arbeitete er schnitzend und bastelnd an seiner Hauskrippe. Neben diesem nie vollendeten Hauptwerk hinterließ er weitere Werke sakraler Kunst, darunter die im Krippenraum ausgestellten Stettener Palmen und plastische Darstellungen des Abendmahls und der Kreuzabnahme.

Was fesselte Ernst Beuter am Krippenbau? Auf diese Frage gibt Egon Riebles und Ilse Riegers Mo-



nographie folgende Antwort: *Wenn andere Krippenbauer der Gegend das Weihnachtswunder im Abbild ihres Dorfs oder ihrer Stadt geschehen ließen, so war Ernst Beuter, der Stettener Krippenkünstler, zeitlebens auf dem Weg nach Bethlehem – ohne es je gesehen zu haben.*<sup>11</sup> Es war die Welt der Bibel, die Beuter faszinierte; dabei gingen Kirchenfrömmigkeit und völkerkundliches Interesse in eins. In der Krippe schuf der Einzelgänger eine Phantasiewelt, die ihm als geistiges Refugium diente. Autodidakt, der er war, blieb Beuter Realist. Es war ihm um die exakte, akkurate Wiedergabe der «Wirklichkeit» zu tun – oder dessen, was er dafür hielt. Wo nötig, vereinfachte er; wo möglich, bildete er ab, bis ins Detail getreu.

Der Hobby-Künstler schwieg sich – seinem Naturell entsprechend – über den Schaffensprozeß aus; die Werkstatt-Geheimnisse des Krippenbauers blieben dem staunenden Publikum verborgen. In Beuters Umfeld verfestigte sich die Auffassung, der Künstler habe das Kunstwerk – ungeachtet äußerer Anregungen – aus innerer Anschauung geschaffen. Die «Beuter-Legende» korrespondiert mit dem «Volkskunst-Mythos», der jenseits des wissenschaftlichen Diskurses virulent geblieben ist.

#### *Beuters Gestaltungsmaxime: die Orient-Idee*

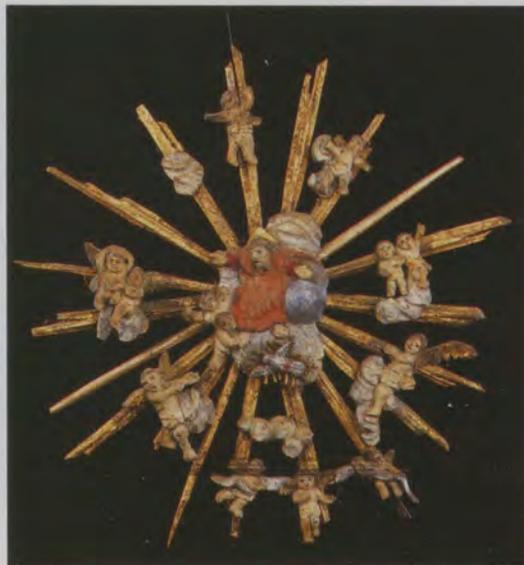
Ernst Beuters Leitbild war die orientalische Krippe. Anschauung bot die Literatur mit Reiseberichten und kulturgeschichtlichen Darstellungen. Er schuf Figur um Figur, um das orientalische Volksleben zu veranschaulichen. Er verschaffte sich Kulissen mit orientalisierenden Architektur-Darstellungen. Er schmückte seinen Krippenberg mit Souvenirs aus dem Heiligen Land: Steinen und Scherben, die er Palästina-Reisenden verdankte.

Beuters Idealvorstellung entsprach zeitgenössischen Tendenzen des Krippenbaus. Im späten 19. Jahrhundert hatte der Typus der orientalischen Krippe die in der Nachfolge der Barockkrippe stehenden älteren Varianten der Heimatkrippe verdrängt; dieser Überlagerungsprozeß ist am Beispiel des Krippenlandes Tirol am besten nachzuvollziehen.<sup>12</sup> Die Orient-Imitation war von den Ideologen des Krippenbaus zum Gestaltungsprinzip erhoben worden. Im frühen 20. Jahrhundert erwuchs dem Typus der orientalischen Krippe in neueren Spielarten der (Tiroler) Heimatkrippe zwar Konkurrenz. Doch behauptete sich die Orient-Idee, einmal aufgestellt, in der Folge als vermeintlich zeitlos gültige Gestaltungsmaxime der Krippenkunst.

Der orientalische Krippenbau entspringt historistischem Bibelverständnis. Die Hinwendung zur Orient-Krippe ist zum einen auf die Begegnung mit der Nazarener-Kunst und zum andern auf die Erfahrung des Heiligen Landes zurückzuführen. Als Nestor des orientalischen Krippenbaus gilt der «Krippenvater» Johann Seisl (1861–1933) aus Wörgl in Tirol. Propagiert wurde der Typus der orientalischen Krippe in der Handbuch-Literatur (Johann Seisl, Simon Reider O. F. M.).<sup>13</sup>

Die Orient-Abbildung fand ihre Grenze in der Grenze der Orient-Anschauung. Die orientalische Krippe geriet vielfach zur Märchenwelt aus Tausendundeiner Nacht. Mitunter nahm sie auch Stilelemente der älteren oder der neueren Heimatkrippe auf.

So auch die Stettener Beuter-Krippe. Zwar hielt sich ihr Schöpfer im allgemeinen an das Programm der orientalischen Krippe. Doch schloß er im einzelnen gestalterische Kompromisse. Wie erwähnt, ist Beuters Krippenberg, dessen architektonische Elemente



*Links: Johann Giners Gottvater-Gloriole.*

*Rechts: Ernst Beuters Nachbildung dieses plastischen Motivs.*

Max Gehris  
«Knappe» im Tiroler  
Volkskunstmuseum.

Ganz rechts: Ernst  
Beuters Nachbildung  
«Wächter».



in orientalisierenden Formen gehalten sind, in der Tradition der schwäbischen Landschaftskrippe dekoriert. In der Figurengestaltung folgte Beuter zwar im Regelfall dem «Orientgesetz»; doch zögerte er nicht, im Ausnahmefall auch in das Repertoire der Barockkrippe, der Nazarener-Krippe und der neuen Tiroler Krippe zu greifen.

*Beuters Vorlagen: von Johann Giner bis Josef Bachlechner*

Ernst Beuter arbeitete nach Vorlagen – wie sollte es anders sein. Welcher Art seine Vorlagen waren, darüber schwieg er sich aus; und dementsprechend wissen Egon Rieble und Ilse Rieger über den Schaffensprozeß nichts Näheres zu berichten.

Um Beuters Werkstatt-Geheimnisse zu lüften, bedarf es systematischer Recherchen in der Krippen-Literatur. Auf diesem Weg ist es gelungen, zwei Inspirationsquellen Beuters nachzuweisen. Der Künstler benutzte zum einen den 1929/30 in der Verlagsanstalt Tyrolia erschienenen Bildband *Deutsche Weihnachtskrippen* aus der Feder des Innsbrucker Krippenforschers Josef Ringler<sup>14</sup> und zum andern das 1928 im selben Verlag veröffentlichte *Bachlechner-Buch*, das an den Tiroler Krippenkünstler Josef Bachlechner erinnert<sup>15</sup>. In beiden Standardwerken suchte Beuter aus dem Abbildungsmaterial Figuren bzw. Figurenentwürfe aus, um sie plastisch umzusetzen. Bei der Auswahl bewies er Gespür für ästhetische Werte. Am Beispiel einiger weniger Fi-

guren sollen Vergleiche zwischen der Beuter-Krippe und deren Vorlagen und Vorbildern angestellt werden.

Als Glanzstück der Beuter-Krippe gilt die über der Geburtsszene schwebende Gottvater-Gloriole, einer von zwei Krippensternen. An 18 Strahlen gruppieren sich um die göttlichen Personen – Gottvater und Heiliggeist-Taube – Engelsgestalten. Die Vorlage ist Josef Ringlers *Deutschen Weihnachtskrippen* entnommen.<sup>16</sup> Beuter verdankt die Gottvater-Gloriole dem Hauptmeister der spätbarocken Tiroler Krippenkunst, Johann Giner d. Ä. Der Figurentyp gehört zum Standardprogramm der Giner-Krippen. Das imposanteste Exemplar findet sich in einer Hauskrippe in Götzens bei Innsbruck: ein Meisterwerk der Plastik des ausgehenden Rokokos.

Johann Giner d. Ä. (1756–1833) ist der bedeutendste Vertreter des bäuerlichen Künstlergeschlechts der Giner aus Thaur, das den Tiroler Krippenbau vom späten 18. bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts beherrschte und bis ins 20. Jahrhundert beeinflusste.<sup>17</sup> Als Bauer war Johann Giner zugleich gelernter Bildhauer; er schuf vorwiegend sakrale Bildwerke. Als Virtuose auf dem Gebiet der Kleinplastik machte er die Krippenschnitzerei zu seinem ureigensten Metier; dabei führte er die Weihnachtskrippe wieder an die sogenannte hohe Kunst heran. Von ihm stammt eine Reihe großartiger Kirchenkrippen, die am Übergang vom Rokoko zum Klassizismus stehen.



Josef Bachlechners Hirtengruppe und die Nachbildung von Ernst Beuter in seiner Krippe.



Rechte Seite: Die Wiener Porzellan-Krippe und Ernst Beuters Nachbildung der «Krippe in der Krippe».

Unter den Hauskrippen, die dem älteren Giner zugeschrieben werden, ragt die Krippe des Nazeler Bauern in Götzens bei Innsbruck heraus; sie befindet sich im Besitz von Alois Eigentler vulgo Nazeler<sup>18</sup>. Die Nazeler-Krippe, die etwa 250 Giner-Figuren umfaßt, zählt zu den eindrucksvollsten Hauskrippen Tirols. Die zu dieser Krippe gehörige Gottvater-Gloriole<sup>19</sup>, die um 1780/1785 entstanden sein dürfte, gilt als Giners Gesellenstück «beim Günther», wie es heißt; ob der Rokoko-Bildhauer Ignaz Günther oder vielleicht auch der Augsburger Rokoko-Maler Matthäus Günther als Lehrmeister in Frage kommen, wird in der Forschung kontrovers diskutiert. Wie dem auch sei – die Überlieferung signalisiert, daß das Rokoko-Bildwerk im Zusammenhang professionellen Kunstschaffens zu sehen ist. Gegenüber dem Giner-Vorbild fällt die Beuter-Nachbildung ab. Die Vorlage überforderte Beuters technisches Können.

In der Beuter-Krippe finden sich im Zug der Könige zwei Begleiter von kriegerischer Erscheinung; sie gehen auf – bei Josef Ringler abgebildete – Figuren Max Gehris zurück.<sup>20</sup> Die Gehri-Krippe ist das Paradestück der Krippenabteilung des Tiroler Volkskunstmuseums in Innsbruck.<sup>21</sup> Zur Krippe gehören ungefaßte Wechselfiguren zur Darstellung des Königszugs: die drei Könige zu Pferd und sechs Gefolgsleute zu Fuß. Der Innsbrucker Max Gehri (1847–1909) ist einer der Hauptvertreter der nazarenischen Richtung im Krippenbau, die eine Erneuerung der Weihnachtskrippe im Geist der Romantik anstrebte.<sup>22</sup> In Anlehnung an Josef von Führich, den Vorkämpfer der nazarenischen Bewegung in Österreich, und dessen Nachfolger schuf der gelernte Maler und Bildhauer Max Gehri um 1875–1908 das bedeutendste plasti-

sche Exemplar der Nazarener-Krippe und zugleich einen Prototyp der orientalischen Krippe.

Die Wechselfiguren des Königszugs stellen Meisterwerke der Kleinplastik dar. Gehri verdankt die kompositorische Idee dem Werk Josef von Führichs. – Der Vergleich zwischen Gehris dynamischen Vorbildern und Beuters statischen Nachbildungen fällt zuungunsten der letzteren aus. Bei der Umsetzung stieß Beuter offenbar an die Grenzen seines gestalterischen Vermögens.<sup>23</sup>

In der Beuter-Krippe steht über dem Hirtenfeld eine auffällige Gruppe: drei ländliche Gestalten im Bann der Engelserscheinung. Den drei Hirten – sie verkörpern die drei Lebensalter – wird hohe ästhetische Qualität bescheinigt.<sup>24</sup> Die Figurengruppe, die das Motiv der drei Erzhirten umsetzt, beruht auf einem Entwurf Josef Bachlechners, des Vorkämpfers der Tiroler Heimatkrippe; die Vorlage stammt aus dem *Bachlechner-Buch*.<sup>25</sup> Der kompositorische Schwung ist also weniger Beuters als Bachlechners Verdienst.<sup>26</sup>

Der Bildhauer Josef Bachlechner (1871–1923), der seine künstlerische Ausbildung an der Münchner Akademie abgeschlossen hatte, betätigte sich vorwiegend auf dem Gebiet der sakralen Kunst.<sup>27</sup> In seiner Werkstatt in Hall in Tirol entstanden Skulpturen und Altäre im neugotischen Stil; sie begründeten seinen Ruf als bedeutendster neugotischer Holzbildhauer Tirols. Berühmtheit erlangte Josef Bachlechner als *der Klassiker der volkstümlichen Weihnachtskunst*.<sup>28</sup> Von ihm gingen wesentliche Impulse zur Erneuerung der (Tiroler) Heimatkrippe in «alt-deutschem» Geist aus. Bachlechners volkstümliche Figuren, verbreitet durch Ausschneidebögen und das vorhin genannte Erinnerungswerk, fanden über Tirol hinaus Anklang – und Nachfolge.

Als Ausdruck des Beuterschen Witzes gilt der Wegweiser-Text, der dem Ensemble «Bauer und Esel» beigegeben ist:

*O Herrgöttl, kleins, im Stalle geboren,  
Hoher Messias, Heiliger Christ,  
Hilf uns, wir haben den Weg verloren  
Und wissen nit, wo Du zu finden bist.  
Wir sind so schwach in Geographie,  
I und mei Esel, mei Esel und i!*

Dieser Text ist – wie das Ensemble «Bauer (Händler) und Esel» – dem *Bachlechner-Buch* entnommen.<sup>29</sup> Die Verse stammen von Bachlechners Freund Bruder Willram alias Anton Müller. Beuter übersetzte sie, soweit sie ihm mit dem Schwäbisch-Alemannischen unverträglich erschienen, aus dem Bayerisch-Tirolischen ins Hochdeutsche. Die Figur des Händlers wurde von Beuter abgewandelt; nach glaubwürdiger Überlieferung gab er der Gestalt die Züge seines Stiefsohns Edmund Storz.<sup>30</sup> Beuters Figur stellt demnach eine freie Nachbildung dar. Zu guter Letzt soll zu Vergleichszwecken eine Figurengruppe herangezogen werden, die außerhalb der großen Beuter-Krippe steht: die sogenannte Krippe in der Krippe. Sie befindet sich in Privatbesitz. Egon Rieble und Ilse Rieger hielten das 1934 entstandene kompakte Kunstwerk für eine Originalschöpfung Beuters.<sup>31</sup> Die Krippe in der Krippe sei – so meinte Rieble – *in der deutschen Krippenkunst ohne Vergleich*.<sup>32</sup> Beuter arbeitete die kleine Krippe nach einer Vorlage, die er bei Ringler reproduziert fand<sup>33</sup>: einer Porzellankrippe aus der Wiener Manufaktur, die

um 1760 entstanden sein dürfte. Diese befand sich im Besitz der Staatlichen Museen zu Berlin; seit Ende des Zweiten Weltkriegs ist sie verschollen<sup>34</sup>. Beuters Krippe in der Krippe kann also nicht als eigenständiges plastisches Meisterwerk gelten.

#### *Die Beuter-Krippe: ein Panoptikum der Krippenkunst*

Die Beuter-Krippe ist nicht aus Intuition, sondern durch Imitation entstanden; die «Beuter-Legende» erweist sich als Mystifikation. Das Figurenmateriale besteht – jedenfalls in Teilen – aus Kopien nach Reproduktionen. Die Bandbreite reicht von Nachbildungen bis zu freien Nachschöpfungen. In Stilfragen zeigte sich Ernst Beuter unbekümmert. Er griff zu Vorlagen aus verschiedenen Epochen der Kunstgeschichte: vom Hochbarock bis zur Neugotik. So geriet die Beuter-Krippe zu einem Panoptikum der Krippenkunst.

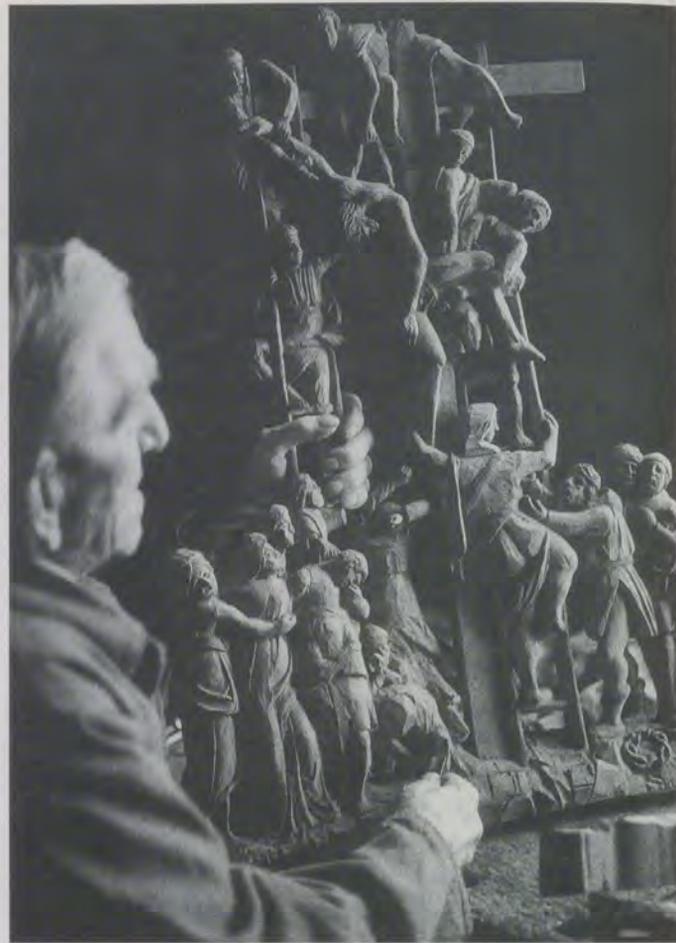
Ernst Beuter richtete sich am professionellen Kunstschaffen aus. Er nahm Anleihen bei den Klassikern des Krippenbaus: von Johann Giner d. Ä. über Max Gehri bis Josef Bachlechner – allesamt Meister der Kleinplastik. Dem Hobby-Künstler war es offenbar nicht so sehr um Originalität als vielmehr um Qualität zu tun.

Im Krippenbau gehen Volkskunst und professionelle Kunst – wie auch Volksfrömmigkeit und Theologenfrömmigkeit – eine Symbiose ein. Die Gestaltung nach Vorlagen und Vorbildern erscheint geradezu als Spezifikum dieser Kunstgattung. So gesehen erweist sich die Beuter-Krippe als typisches Werk volkstümlicher Krippenkunst.



ANMERKUNGEN:

- 1 Lenz Kriss-Rettenbeck: Anmerkungen zur neueren Krippenliteratur. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1966/67, S. 7–36, hier S. 8.
- 2 Vgl. Rudolf Berliner: Die Weihnachtskrippe. München 1955.
- 3 Vgl. Bernhard und Ingeborg Rüh: Krippen im Landkreis Rottweil. 2., veränd. Aufl., Rottweil 1995 (Kultur-Archiv, H. 1); Winfried Hecht: Die Herrenkramersche Krippe in Rottweil. Rottweil 1989; Weihnachtskrippen aus dem Schwarzwald. (Ausstellungskatalog). Hrsg. v. Gisela Lixfeld. Schramberg 1992 (Schriften des Stadtmuseums Schramberg, 11).
- 4 Egon Rieble: Sehen und Entdecken im Kreis Rottweil. 2. Aufl., Stuttgart 1982, S. 394.
- 5 Egon Rieble und Ilse Rieger: Bethlehem im Bauernhaus. Die Beuter-Krippe in Stetten. Rottweil 1989.
- 6 Rüh/Rüh: Krippen im Landkreis Rottweil, S. 14f.
- 7 Vgl. Gisela Lixfeld: Krippenbau im 19. Jahrhundert. In: Weihnachtskrippen aus dem Schwarzwald, S. 3–9, hier S. 3–6; ferner Erich Lidel: Die Schwäbische Krippe. Weißenhorn 1978 (Beiträge zur Landeskunde von Schwaben, Bd. 5), S. 38–50.
- 8 Rieble/Rieger: Bethlehem im Bauernhaus, S. 20.
- 9 Vgl. Suso Mayer: Beuroner Bibliographie. Schriftsteller und Künstler während der ersten hundert Jahre des Benediktinerklosters Beuron. 1863–1963. Beuron 1963, S. 182f.
- 10 Vgl. Rieble/Rieger: Bethlehem im Bauernhaus, S. 18.
- 11 Ebd., S. 9f.
- 12 Vgl. Erich Egg und Anton Demanegga: Uns leuchtet ein Stern. Ein Tiroler Krippenbuch. Innsbruck/Wien/München 1954, S. 12–14; Josef Ringler: Alte Tiroler Weihnachtskrippen. Zur Kenntnis ihrer geschichtlichen, volkskundlichen und künstlerischen Entwicklung. Innsbruck/München 1969, S. 55f.
- 13 Johann Seisl: Erlebtes und Erlauschtes aus der Krippenwerkstatt. München 1929; Simon Reider: Bethlehem. Anleitung zum orientalischen Krippenbau. Innsbruck/Wien/München 1936.
- 14 Josef Ringler: Deutsche Weihnachtskrippen. Eine Auslese deutscher Krippenkunst aus vier Jahrhunderten. Innsbruck/Wien/München 1929 (1930).
- 15 Das Bachlechner-Buch. Bilder und Schnitzereien vom Künstler der Weihnacht. Innsbruck/München/Wien 1928.
- 16 Ringler: Deutsche Weihnachtskrippen, Abb. 45 (Legende: S. 28).
- 17 Vgl. Josef Ringler: Das Thaurer Künstlergeschlecht der «Giner». In: Tiroler Heimatblätter, 15 (1937), S. 65–74; Die Künstlerfamilie Giner in Thaur. Zum 150. Todestag des Bildhauers und Krippenschnitzers Johann Giner des Älteren. (Ausstellungskatalog). Innsbruck 1983; Erich Egg: Der Bildhauer Johann Giner d. Ä. (1756–1833). In: Der Krippenfreund, 261 (1983), S. 104–116; Gerhard Bogner und Paul Sessner: Die Giner. Eine Tiroler Krippenkünstlerfamilie aus Thaur. Dachau 1988.
- 18 Alois Eigentler sei für die Erlaubnis zur Anfertigung von Fotografien gedankt.
- 19 Vgl. Ringler: Alte Tiroler Weihnachtskrippen, S. 127 (Abb.); Die Künstlerfamilie Giner in Thaur, S. 54 (Nr. 48) u. Abb. 24; Egg: Der Bildhauer Johann Giner d. Ä., S. 111 (Abb.); Bogner/Sessner: Die Giner, S. 131 u. 119 (Abb.).
- 20 Ringler: Deutsche Weihnachtskrippen, Abb. 87f. (Legenden: S. 30).
- 21 Inventarnummer 9029. – Dr. Herlinde Menardi eröffnete uns den Zugang zur Bibliothek des Tiroler Volkskunstmuseums Innsbruck; wir haben ihr außerdem für die Genehmigung zur Anfertigung von Fotografien zu danken.
- 22 Vgl. Josef Ringler: Max Gehri. In: Der Krippenfreund, 21 (1915), S. 4–6; ebd., 23 (1916), S. 1–3; ebd., 24 (1916), S. 1f.; Josef Ringler: Max Gehri. Ein Tiroler Krippenkünstler der Nazarenerzeit. In: Tiroler Heimatblätter, 34 (1959), S. 142–149.
- 23 Auf eine weitere Figurengruppe, die auf eine Abbildung in Ringlers Anthologie zurückgeht, kann hier nur hingewiesen werden. Das Vorbild für Beuters bewegte Kindermord-



Ernst Beuter vor seinem letzten Werk: Kreuzabnahme.

- Gruppe bot der hochbarocke Krippenaltar im Kreuzgang der ehemaligen Stiftskirche Dürnstein an der Donau, der 1729 vom Bildhauer Johann Schmidt geschaffen wurde. Ringler: Deutsche Weihnachtskrippen, Abb. 20 (Legende: S. 26).
- 24 Rieble/Rieger: Bethlehem im Bauernhaus, S. 22; Abbildungen: S. 44f.
- 25 Das Bachlechner-Buch, Bildteil.
- 26 So Dr. Winfried Hecht, Stadtarchiv Rottweil, dem wir den Hinweis verdanken, in seiner schriftlichen Mitteilung vom 6. 12. 1989.
- 27 Vgl. Klara Bachlechner: Josef Bachlechners Lebensgang. In: Das Bachlechner-Buch, S. 5–15; Alois Molling: Meister Bachlechner und seine Gesellen. In: Der Krippenfreund, 166 (1959), S. 256–261; Wendelin Bachlechner: Das neue Bachlechner-Buch. Ein Lebensbild des Tiroler Bildhauers und Malers Josef Bachlechner d. Ä. 1871–1923 zum Lesen und zum Schauen. Absam 1993.
- 28 Reimmichl (Sebastian Rieger): Ein Künstler der Weihnacht. In: Das Bachlechner-Buch, S. 1–4 (Zitat: S. 1).
- 29 Das Bachlechner-Buch, S. 64.
- 30 Diesen Hinweis verdanken wir der Familie Beuter-Storz.
- 31 Rieble/Rieger: Bethlehem im Bauernhaus, S. 23; Abbildungen: S. 46f. Vgl. Egon Rieble: Krippenkunst im Kreis Rottweil. In: Krippen-Kunst im Kreis. Sakrale Kunst aus dem Kreis Rottweil III. (Ausstellungskatalog). Zusammengestellt v. Egon Rieble. Rottweil 1972, S. 3f., hier S. 4; Abbildungen: S. 52f.
- 32 Rieble: Sehen und Entdecken im Kreis Rottweil, S. 394.
- 33 Ringler: Deutsche Weihnachtskrippen, Abb. 46 (Legende: S. 28).
- 34 Das Kunstwerk dürfte zerstört sein. Schriftliche Mitteilung von Dr. Stefan Bursche, Staatliche Museen zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz, vom 23. 3. 1995.

# Gottlob Haag zu seinem 70. Geburtstag

## Gethsemane

Es bleibt auch dir dereinst  
die Abschiedsstunde nicht erspart,  
wo du in Angst und Not  
nach Worten suchst,  
um dir daraus ein Gebet zu bauen,  
das deine Hoffnung trägt,  
wenn der Zeit dein Dasein  
aus den Händen gleitet.

Auch du wirst einmal wachen,  
wenn die andern schlafen  
und von ihrer Zukunft träumen,  
du aber weißt und fühlst,  
daß deine Zeit dir bröselnd  
durch die Finger rinnt und  
dich nun nichts mehr trägt,  
außer dem, was du an Glauben  
dir erworben.

Du wirst wartend wachen  
und voll Sehnsucht hoffen,  
daß dir vielleicht ein Engel kommt  
und Tröstung bringt.  
Doch sei gewiß,  
es wird kein Engel kommen,  
denn Abschied nehmen und sterben  
muß ein jeder von uns  
für sich selber ganz allein.

Du hörst vielleicht  
des Windes leise Klage,  
der vor deinem Fenster weht.  
Doch dies sei dir genug,  
wie jenem Beter einst  
am mitleidlosen Stein,  
der dem stummen Himmel  
seine Not und Ängste klagte  
und dann den letzten Schritt  
ins Unabänderliche wagte.

Vorerst aber bleibt dir noch  
der helle, lichte Tag,  
und du bettest dich in Sorgen,  
die sich dir einmal alle  
als eine Nichtigkeit erweisen.  
Doch einmal führt auch dich  
dein Weg in den stillen Garten  
nach Gethsemane  
an den stummen Stein.  
Dann aber sollst du wissen,  
einer war, wie viele andere vor dir,  
schon hier, so, wie nun du,  
scheinbar gottverlassen  
und mit sich selber ganz allein.

## Ländlicher Abend

Dem Tag, vom Wind gepudert  
mit Staub und Blütenpollen  
sinkt nun die Sonne  
und schickt sich an zum Untergehen,  
während ihm noch die Vögel  
jubilierend ihre Lieder zollen  
und die Bäume aufrecht und erhaben  
zu ihren windgerührten Schatten stehen.

Vom Hungerrain, wo der Profit  
des Landmanns nicht nach Erträgen giert,  
senkt sich in verhaltner Schwere  
des Salbeis blauer Hauch ins Tal,  
wo die Dämmerung schon  
dem leisen Abendlied die Saiten rührt  
zum behutsam, zögernden Gesang  
der scheuen Nachtigall.

Unter schweren Schritten bräunt  
der Blütenschnee der späten Apfelbäume,  
in deren Schatten nun dem Tag  
das matte Licht gerinnt.  
In den Stuben häuten sich  
des milden Abends erste Träume,  
während draußen in den Gassen  
die Nacht ihr altes Spiel gewinnt.

Ein letztes Glockenläuten noch,  
das sich vom Kirchturm schwingt  
und vom Windhauch fortgetragen  
in der Abendstille sich verliert,  
wo der Jäger auf dem Hochsitz lauert,  
dem sein Schuß gelingt,  
unter dessen Echo tief in mir erschauernd  
das gebeugte Menschsein friert.

Nur in den Ställen hält sich noch der Tag,  
und treibt die Pflicht zur Arbeit an,  
der in Müdigkeit die Bauern  
immer noch zu Diensten sind.  
Erst wenn die Lichter ausgehn,  
ist das Tagewerk getan,  
und manche finden sich danach im Schlaf  
als jene, die sie zuvor einmal gewesen sind.

Im Dorfe summen Aggregate  
dem späten Abend nun ihr monotones Lied,  
belauscht vom Schweigen,  
das in den Winkeln und den Gassen steht,  
worüber sich der Himmel wölbend weitet  
von Sonnen und von Sternen überblüht,  
aus dem ein Hauch des Friedens  
diese unsere geschundne Welt durchweht.

# Robert Förch Unter Gänsen – Erinnerungen an Dirgenheim bei Kirchheim am Ries

Seit einigen Jahren sind wir regelmäßig zu Martini zum Gansessen aufs Land eingeladen. Da kommen alte Erinnerungen hoch – Erinnerungen an meine Jugendzeit in einem kleinen Dorf während des Krieges und besonders bei Kriegsende. Und diese nun 50 Jahre zurückliegenden Erinnerungen an ein schwäbisches Dorf haben mit Gänsen zu tun. Gänse kenne ich nämlich von Kindesbeinen an. Ich bin sozusagen unter ihnen aufgewachsen. Und es sind die einzigen Tiere, die ich als Maler aus dem Kopf zeichnen kann, wo ich keine Anschauung vor der Natur benötige. Wiewohl diese Gänsezeit lange zurückliegt, ist sie mir in der letzten Zeit immer wieder eingefallen und nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Und so schrieb ich sie auf.

## *Das Ries: ein Gänseland*

Meine Kinder- und Jugendzeit war ein Leben unter Gänsen. Und wo war dieses Gänseland? Von Stuttgart aus lag es damals ganz hinter dem Mond. Aber ein paar Jahrzehnte später, kurz bevor die Amerikaner sich anschickten, auf den Mond zu fliegen, probten die Astronauten gerade dort. Kein anderes Fleckchen Erde auf dem weiten Erdenrund erwies sich geeigneter für die Probe der Mondlandung als eben jenes Kindheitsland, von dem ich erzählen will. Nach den Mondlandungsmanövern der Astronauten war mein Gänseland hinter dem Mond plötzlich in aller Munde. In mein rückständiges Kinderland kamen damals Journalisten aus aller Welt.

Ihr kennt es nicht? Dann zieht von Stuttgart aus eine exakte Linie nach Osten. In Aalen, am Ende dieser geraden Linie, verlängert man diese noch etwa 30 km. Allerdings nicht mehr so gerade, denn sie muß über die Albberge mit der Europäischen Hauptwasserscheide – das Regenwasser fließt hinter dieser Grenze zum Schwarzen Meer –, und sie muß weiter zum Ipf (662 m über dem Meer.) bei Bopfingen gezogen werden, dem letzten Ausläufer der Schwäbischen Alb in dieser Gegend. Dann ist man beinahe da.

Eine kreisförmige große Ebene tut sich vor dem erstaunten Auge auf. Man weiß es nicht genau, ob

diese Ebene durch einen Meteoriteneinschlag vor undenklichen Zeiten oder durch einen Erdeinbruch im Spättertiär entstanden ist. Die Gelehrten streiten sich darüber. Für mich sieht diese Ebene wie ein riesiges Ziffernblatt aus. Und in deren Mitte steht eine Stadt, wie ich keine zweite gesehen habe, auch sie ein Kreis, ein kleiner freilich, wie aus einem Baukasten gebaut im großen Rund der Ebene.



*Gänsemarkt in Nördlingen, um 1940.*

*Rechte Seite: Das alte Schul- und Rathaus in Dirgenheim, aufgenommen im Sommer 1985.*

Aus der Mitte dieser wunderbaren Stadt erhebt sich ein Turm. Und wiewohl die zwei Dutzend Dörfer in seinem Umkreis auch Kirchen und Türme haben, sieht man doch nur diesen einen, absolut dominierenden Turm im weiten Rund: den Daniel, den gotischen Turm der Georgskirche in Nördlingen. Und die Landschaft drum herum ist, wie man seit der amerikanischen Mondfahrt überall weiß: das Ries. Das ist also mein Gänseland.

Robert Förch, geb. 1931 in Künzelsau, aufgewachsen in Dirgenheim, das heute zu Kirchheim am Ries gehört, lebt als Maler und Grafiker in Stuttgart.

Hier im Schatten des Daniels, der im Dreißigjährigen Krieg schon die Schlacht der Kaiserlichen und der Schweden, eben die Schlacht bei Nördlingen 1634, gesehen hatte, hier zu seinen Füßen waren die großen Märkte, auf die die Bauern aus den bayerischen und den württembergischen Riesdörfern ihre Gänse brachten. Von hier wurden sie in die großen Städte Augsburg, München und Stuttgart verkauft. Schon lange vor den polnischen Gänsen gab es von Martini an und zur Weihnachtszeit Gänse aus dem Ries auf den Stuttgarter Märkten. Und Stuttgarter, die Verwandte im und um das Ries herum hatten, bekamen sie auch noch mitten im Krieg und in den Hungerjahren danach.

*«Allez – Allez», der Lockruf der Gänsehirtin – Gefrorene Gänse in den Schlafräumen des Schulhauses*

Doch nun will ich von meinem damaligen Leben unter Gänsen erzählen und von meinem Zuhause in Dirgenheim. Das war ein altertümliches gelbes Schulhaus mit einem Schulzimmer und dem Rathaussaal im Parterre und mit der Lehrerswohnung im Obergeschoß, die ganze Breite von Schule und Rathaussaal darunter einnehmend. Direkt über dem Rathaussaal befand sich mein Schlafzimmer, und Wand an Wand zu diesem Raum war die Arrestzelle des Orts untergebracht, die vom Ratssaal durch eine steile Holzstiege zugänglich war. Das Einmalige an meinem Zimmer war überdies seine enorme Länge, nämlich drei Viertel des darunterliegenden Ratssaals minus ein Viertel, das von meinem Schlafzimmerschlafzimmertrakt für die Gefängniszelle daneben abgetrennt war. Nur selten war diese Arrestzelle – Wand an Wand zu meinem Zimmer – belegt. Dann und wann rurmorte ein aufgegriffener Landstreicher oder ein Zechpreller nebenan für eine oder zwei Nächte. Gegen Ende des Krieges allerdings war nebenan auch ab und zu ein desertierter Soldat eingesperrt, bevor er von der Feldgendarmarie in ein größeres Gefängnis abgeholt wurde.

Meine unglücklichen Zimmernachbarn bekamen auch zur schlimmsten Kriegszeit Rührei mit Schinken, Suppe und Bauernbrot, eine Art Henkersmahlzeit, für die unglücklichen Soldaten vielleicht tatsächlich ihre letzte Mahlzeit. Der alte Polizeidiener trug diese Verpflegung in offenen Pfannen und Töpfen mit Tränen in den Augen über die Straße und dann die knarrende Holzstiege hoch zu den Gefangenen, die ihm anvertraut waren.

Ich bin eigentlich immer noch bei der Beschreibung meines Zimmers, und nach dieser Abschweifung will ich wieder darauf zurückkommen. Mein Zimmer war auch im Winter ungeheizt und ohne Ofen.



Darin unterschied es sich nicht von der danebenliegenden geheimnisvollen Arrestzelle. Aber mein Zimmer hatte ein großes, zur Dorfstraße hinausgehendes Fenster, und von dieser Straße herauf hörte ich das Hü und Hott der Bauern, den Huftritt der Pferde, die knarrenden Geräusche der Leiterwagen. Von den ersten warmen Tagen des Frühlings an durch den ganzen Sommer hindurch hörte ich von dort das singende Allez-Allez-Allez der Gänsehirtin herauftönen, den französischen Lockruf, mit dem die Gänse frühmorgens aus- und abends ins Dorf zurückgetrieben wurden.

Aber es war ganz besonders der Winter in unserem Dorf, in dem die Gänse für mich eine bemerkenswerte Rolle spielten. Im Winter nämlich hingen die Gänse gerupft, in der Kälte gefroren, mit ihrer sprichwörtlichen Gänsehaut und mit den Hälsen nach unten im Fensterkreuz meines Zimmers. Dieses kalte Winterzimmer, in der Kriegszeit von mir ohnehin meist nur in den Ferien bewohnt, da ich die übrige Zeit auf dem Gymnasium in Ravensburg war, diente als eine Art Kühlschrankschrank oder Speisekammer. Vor dem mit Eisblumen beschlagenen Fenster staute sich alles, was den hungernden Verwandten nach Stuttgart und sogar nach Berlin geschickt werden mußte.

Dieser Gänseversand konnte damals ganz legal geschehen. Während Fleisch, Eier und Butter rationiert waren, war die Kriegsbewirtschaftung der Gänse ganz einfach vergessen worden. Gänse gab es ohne Lebensmittelmarken. Und es gab ganz korrekt am hellen Tage Lastwagenladungen von Gänsen nach Stuttgart. Ich will nicht sagen, daß es nicht

auch Lastwagenladungen mit Schweinehälften und Eiern in die württembergische Landeshauptstadt gegeben hätte, aber diese Transporte geschahen bei Nacht und Nebel.

Die Gänse waren für die Bauern eine willkommene Einnahmequelle. Oder besser, es waren Naturalien, durch deren Veräußerung sie in den Besitz von notwendigen und auch luxuriösen Waren kamen. Es war auffallend, wie zum Beispiel gegen Ende des Krieges plötzlich viele jungen Frauen des Dorfs Silberfuchse trugen sowie phantastische Hüte mit Fasanen- und Pfauenfedern.

Gänse für die Verwandten in Stuttgart zu beschaffen, war also nicht das Problem. Aber wo Schachteln, Packpapier und Schnüre für die Verpackung hernehmen? Abenteuerlich waren diese Pakete, die meine Mutter zusammenpackte, mit wieder und wieder zusammengeknüpften Resten von Schuhbündeln und Garbenstricken. Die ganze Not des Krieges steckte in diesen zusammengestückelten Verpackungen der Pakete, an den armseligen Schnüren abzulesen. Und es kommt mir manchmal der Gedanke, daß ein solches Paket eigentlich in das neu eingerichtete Museum zur Geschichte der Bundesrepublik gehören sollte als Anschauungsobjekt für das Elend des Kriegsendes und der Nachkriegszeit.

Die steifgefrorenen Gänse am Fensterkreuz meines Zimmers gehörten zu meinem gewohnten winterlichen Ambiente. Für die Verwandten in der Stadt mußte diese Maßnahme sein. Wir selbst kamen zunächst nicht auf den Gedanken, zu Weihnachten eine Gans auf dem Tisch haben zu müssen. Das än-

derte sich freilich, nachdem der Vater aus dem Krieg zurückgekommen war.

### *Martini und Weihnachten – tödliche Termine für die Gänse*

Aber das weihnachtliche Gansgericht jener Jahre hatte, solange ich mich erinnern kann, immer ein un- gutes Nachspiel. Nach dem Genuß mußte sich der Vater regelmäßig mit schlimmen Magenverstimmungen für einen oder zwei Tage ins Bett legen. Ein Jahr darauf war aber diese böse Erfahrung regelmäßig wieder vergessen, und das tragikomische Ritual des Weihnachtssessens feierte fröhliche Urständ. Ich selbst erlebte diese Weihnachtssessen immer mehr als Zuschauer. Nicht, daß mir die Inszenierung nicht gefallen hätte. Doch meine Festesfreude beschränkte sich mehr auf das Augenerlebnis des ungewohnten familiären Gänsebacchanals. Und so ist es bis heute geblieben. An den Gänsefesten zu Martini, die ich am Anfang erwähnt habe, nehme ich weniger wegen des im Mittelpunkt stehenden Ganssessens, sondern mehr wegen der damit verbundenen Geselligkeit teil. Rund um die Gans, den Vogel meiner Kindheit, sitzt man in der Gemütlichkeit eines echten schwäbischen Wirtshauses in brodelndem Stimmengewirr, und der Trollinger kreist. Die neunzigjährige Wirtin sitzt am Klavier und spielt Weisen aus vergangener Zeit, die das Herz rühren. Aber im Hintergrund dieser Gänsefeste tauchen Bilder der Erinnerung aus dem Ries auf: der Daniel von Nördlingen, das Allez-Allez der Gänsehirtin auf der Dorfstraße und die gefrorenen Vögel am Fensterkreuz meines Zimmers.



*Das Ries: ein Gänse- land. Vor 60 Jahren stimmte diese Charakterisierung sicher allenthalben. Das Hüten der Gänse war eine wichtige Aufgabe im Dorf.*

*Bauernhaus in Trossingen: Einhaus mit Scheuer und großem Scheuerntor, Stallteil in der Mitte und giebelständig zur Gaisengasse der Wohnbereich.*



## *Ulrich Gräf* Vom Schafhaus zum städtischen Fachwerkbau: Denkmalschutzpreis 1996

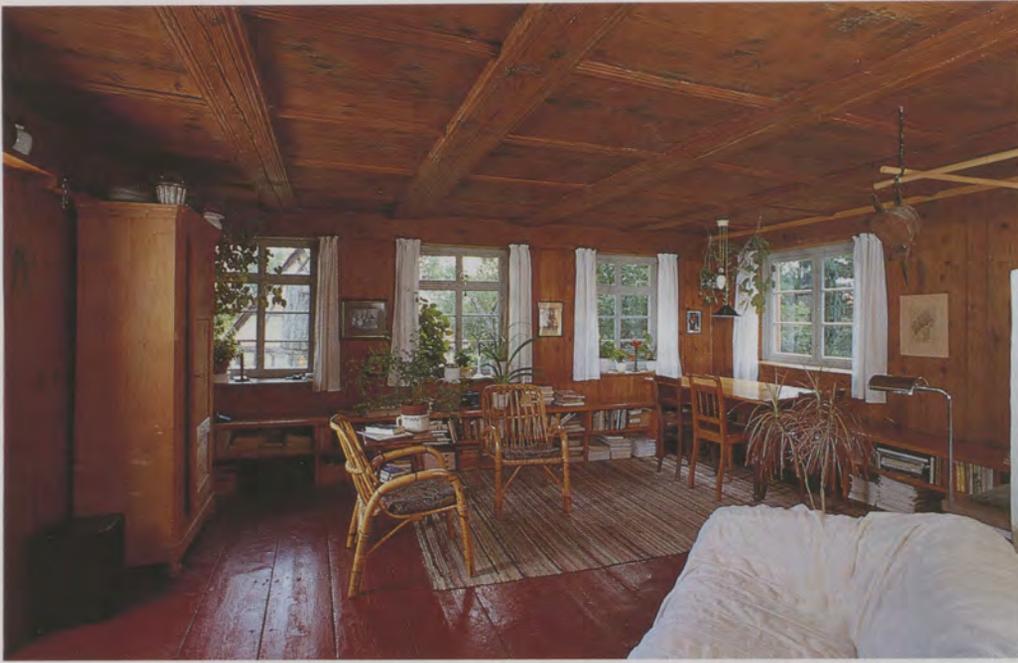
Die fünf Preisträger des diesjährigen Denkmalschutzpreises widerspiegeln eine Auswahl beispielhaft denkmalpflegerischen Handelns. Aus 48 Bewerbungen mit hervorragend restaurierten und sanierten Gebäuden wurden von der Jury des Schwäbischen Heimatbundes und der Württemberger Hypo fünf Objekte zur Preisverleihung ausgewählt. Wir bedanken uns bei allen Bewerbern für ihr Engagement um die Erhaltung und Nutzung ihrer Denkmalegebäude und bitten um Verständnis, daß wir eine Wahl treffen mußten aus einer Vielzahl von Bewerbungen, die sich in nichts nachstanden.

*Bauernhaus Gaisengasse 4 in Trossingen*

Mitten im alten Ortskern von Trossingen vermittelt das 1806 erbaute Einhaus noch einen Einblick in den dörflichen Charakter der Ortschaft. Das Bauernhaus ist ein wichtiges gebautes Zeugnis für die ursprünglich dörflich geprägte Struktur von Trossingen. Mit einer für die Baar typischen Raumfolge vereint das Fachwerkgebäude alle Funktionen der früheren landwirtschaftlichen Nutzung unter einem Dach. Im Gebäudekataster von 1848 wird das Haus beschrieben als *ein zweistöckiges Wohnhaus, Scheuer und Stall unter einem Dach, mit Ziegeln gedeckt, Hofraum mit einem Schöpfbrunnen.*

Das quergestellte Einhaus setzt sich zusammen aus dem Wohnteil mit gassenseitigem Fachwerkgiebel auf der Südseite, dem Stallteil im Erdgeschoß mit darüberliegenden Schlafkammern und dem Scheuernteil auf der Nordseite, der sich weithin sichtbar durch das zweigeschossige und zweiflügelige Scheunentor kenntlich macht. Haustüre und Stalltüre liegen direkt nebeneinander, unterscheiden sich aber in der Gestaltung voneinander. Die profilierte und gestaltete Türe führt in den querliegenden Flur mit der Erschließungstreppe zum Wohnteil, die schlichte Brettertür öffnet sich zum Stallbereich.

Nach umfangreichen bauhistorischen und restauratorischen Untersuchungen ging es für die neuen Eigentümer, Susanne Reinhardt-Klotz und Thomas Klotz, um die Erhaltung des historischen Erscheinungsbildes soweit als möglich. Dazu gehörte, unsachgemäße Veränderungen der vergangenen Umbauphasen rückzuführen in ein schlüssiges Gesamtbild. Die ursprüngliche Nutzung sollte weitestgehend übernommen werden, und bei Reparaturen und Erneuerungen sollten die Oberflächen und Konstruktionsteile entsprechend dem historischen Befund ausgebildet und die alten Techniken wieder erlernt und angewendet werden. Eigenleistung und direkte Zusammenarbeit mit Handwerkern war Voraussetzung, diese Ziele zu verwirklichen.



«Gute Stube» in dem Haus Gaisengasse 4 in Trossingen nach der Restaurierung mit farbigem Dielenboden, Kassettendecke und Einfachfenstern.



Verschindelung am Scheuernteil.

Fenster im Erdgeschoß des Baaremer Bauernhauses in Trossingen mit Rahmung und Brettladen.



Bei sämtlichen Mauerwerksarbeiten am Sockel und bei den Fachwerkausmauerungen wurden die ausgebauten Steine seitlich gelagert und wieder verwendet. Die Mörtel aus Tuffsand und Traßkalk folgen der traditionellen Technik. Mit dem daraus herzustellenden weichen Fugenmaterial können Bewegungen des Fachwerks ohne Rißbildungen mitgemacht werden. Holzwechselungen erfolgten in historischen Zimmermannstechniken und mit alten handbeschlagenen Hölzern aus Abbruchhäusern. Vor allem beim Dachstuhl mußten größere Reparaturarbeiten durchgeführt werden. Das Dach wurde wieder mit alten handgestrichenen Biberschwänzen eingedeckt. Es handelt sich um eine Einfachdeckung mit Holzschindeln. Um die Schindeldeckung kontrollieren zu können, wurden bewegliche, gedämmte Tafeln zwischen den Sparrenfeldern winddicht angeschlossen und an der Oberfläche zur Dachfläche so konstruiert, daß sie als Unterdach funktionieren. Bis jetzt hat sich diese Methode bewährt.

Besonders bei den Dielenböden in den Stuben und Kammern waren Reparaturen nötig. Alle Bretterböden wurden mit luftgetrockneten Brettern, 20 bis 55 cm breit, die zwei bis drei Jahre im Garten gelagert waren, erneuert. In der Eckstube wurde der rotbraune Anstrich der Bodendielen wieder aufgebracht. In den Fluren mußten die Ziegelböden ausgetauscht werden. Auf einer Blähtonsschicht mit aufgelegten Heizungsrohren für die Fußbodenheizung wurden handgestrichene Ziegelsteine im Sandbett verlegt und mit Sand ausgefugt. Die schönen, noch originalen Täfer wurden restauriert und auf einer Zolledämmung wieder ein-

gebaut. Türen, Fenster und Fensterläden sind in liebevoller Detailarbeit repariert worden. Nach eigenen Aussagen der Familie Klotz vermitteln originale einfachverglaste, gesteckte Holzfenster mit Eckwinkeln, eingeschlagenen Kloben und Reibern mit Streichblechen eine Atmosphäre, die noch so gut rekonstruierte neue Fenster nicht erreichen. Die Farbigkeit folgt dem historischen Vorbild und trägt viel zum heutigen Reiz des Gebäudes bei.

Die Haustechnik versuchte die Konstruktion so wenig wie möglich zu stören. Das alte Heizsystem – ein gemauerter Grundofen in der Stube als «Hinterlader» – wurde belassen und mit neuer Technik als Wärmetauscher im Grundofen ausgebildet. Ein Pufferspeicher, über Sonnenkollektoren beschickt, speist

die Sockelheizplatten in den Räumen und stellt Brauchwasser in Bad und Küche zur Verfügung.

Den Bauherren gelang es in beispielhafter Form, substanzschonend ihre Nutzungsvorstellungen in den historischen Baubestand zu integrieren, neue oberflächenbildende und ergänzende Materialien entsprechend den historischen Befunden zu verwenden und moderne Teile schlüssig in den Bestand zu integrieren. Besonderes Augenmerk wurde auf baubiologisch und ökologisch sinnvolle Lösungen gelegt.

*Lauchkling-Schafhaus in Essingen-Hohenroden*

Hohenroden ist seit 1410 im Familienbesitz der Freiherren von Woellwarth und seit 1980 im Privat-

## Diese Firmen waren an der Sanierung beteiligt:



### Friedemann Warmuth

Restaurator acad.

Neu-Aichhof, 78554 Aldingen-Aixheim

**Leitender Restaurator vor Ort · Voruntersuchungen und Dokumentation · Restaurierung der Raumschalen**

## Holzmanufaktur



Restaurierung und Rekonstruktion

Herzlichen Glückwunsch den Preisträgern 1996!

Die Holzmanufaktur führte Schreinerarbeiten in weiteren, durch den Denkmalschutzpreis prämierten Gebäuden, aus:

- 1989** Alte Apotheke, Rosenfeld
- 1990** Bußturm, Horb a.N.
- 1991** ehem. Pfarrhaus, Stetten
- 1992** Vogtei Horb, Dettensee
- 1993** Schlenker-Grusenvilla, Schwenningen
- 1994** Haus Graben 17, Rottweil
- 1996** **Gaisengasse 4, Trossingen**

Hermann Klos und Günther Seitz

Herzlichen Glückwunsch für Familie Klotz zur gelungenen Restaurierung ihres Wohnhauses.

Wir haben mit der Sanierung der Fachwerk-Konstruktion dazu beigetragen.



### Martin Mei

Holzbau – Bedachungen – gepr. Restaurator

Uhlandstraße 14, 78667 Villingendorf

Telefon (07 41) 9 34 30 – Fax (07 41) 93 43 23



*Perfekt schmiegt sich das Schafhaus in Essingen-Hohenroden in die Ostalblandschaft.*

*Rechts oben: Heulagerboden im Dachgeschoß.*

*Rechts unten: Bürgerhaus in der Sebaldstraße 10 in Schwäbisch Gmünd, rückwärtiger Fachwerkgiebel.*

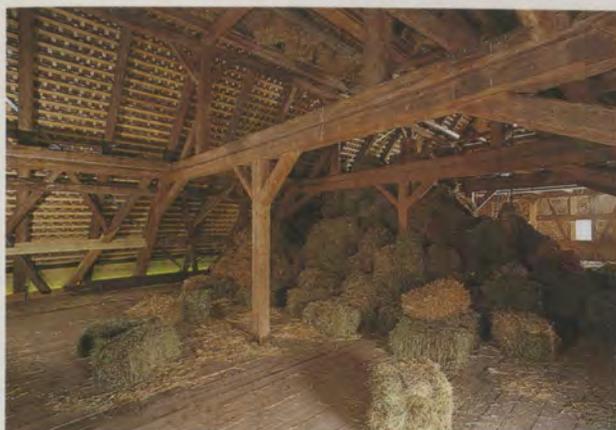
besitz von Reinhardt Freiherr von Woellwarth-Lauterburg. Hohenroden besteht seit altersher aus einem Schloßgut mit Land- und Forstwirtschaft. Neben dem Lauchkling-Schafhaus standen ungefähr gleichgroße Schafhäuser auf dem Schwegelhof, auf dem Burren und auf der Lix. Noch 1851 wurden in Essingen 4050 Schafe gehalten, die sich auf Schafweiden mit einer Fläche von rund tausend Hektar verteilten. Auf einer Grundfläche von 640 qm nahm das Lauchkling-Schafhaus früher im Winter zeitweilig bis zu 800 Schafe auf, die soweit möglich geweidet, aber überwiegend mit Heu und Stroh durch den Winter gefüttert wurden. Im 19. Jahrhundert zog der Schäfer mit seinen Schafen häufig zur Winterweide nach Lorsch im Rheintal. Von hier aus wurden die Schafe verkauft und bis nach Paris getrieben. Noch heute gibt es an der Route Nationale No. 3 von Saarbrücken nach Paris eine museal eingerichtete Station *pour les bergères allemands* mit Pferch, einem Unterstand und Schäferhäuschen, das weitgehend dem auf der Lauchkling entspricht. Nach dem Ersten Weltkrieg nahm die Schafhaltung immer mehr ab. Die Niederungswiesen wurden drainiert und nach und nach in Ackerland umgewandelt. Andere ehemalige Schafweiden wurden aufgeforstet oder als Grünland genutzt.

Das 1740 erbaute Schafhaus in Lauchkling auf der Ostalb, das letzte seiner Art, fügt sich so perfekt in die Landschaft ein, daß von weitem die Größe des Gebäudes gar nicht wahrgenommen wird. Trotz des

mächtigen dreigeschossigen Sparrendaches kann die Höhe nur erahnt werden, folgt der First doch dem Gefälle im Gelände, so daß der Baukörper eine Neigung von 1,38 m aufweist.

Das Gebäude befand sich vor der Renovierung in einem beklagenswerten Zustand. Mangelnde Bauunterhaltung und Winddruck hatten zu erheblichen Feuchteschäden an Sparren und am Tragwerk geführt. Die Dachdeckung war an vielen Stellen schadhaf, die Traufschwelle durch Feuchtigkeit zerstört. Die Schäden übertrugen sich auch auf die Bruchsteinmauern und die Fundamente, die stark in Mitleidenschaft gezogen wurden. Ein Abbruch wurde ernsthaft erwogen, da sich keine zukünftige, sinnvolle Nutzung mehr anbot.

Durch großes Engagement aller Beteiligten, dem Ostalbkreis mit Kreisbaumeister a. D. Martin Wörner als Architekt, dem Landesdenkmalamt, der Denkmalstiftung und der Familie Woellwarth, gelang das fast Aussichtslose: Ein finanzierbares Konzept zu entwickeln, das die Erhaltung des Schafhauses möglich machte. In alter Zimmermannstechnik wurden der mächtige Dachstuhl und das hölzerne Tragwerk wieder ausgerichtet. Das Dach wurde mit handverlesenen alten Biberschwanzziegeln neu eingedeckt, zwei Schleppgauben unter Verwendung alter Konstruktionsteile repariert. Das Mauerwerk mußte ausgebessert und neu verputzt werden, ebenso die Riegelfachwerkwand des Giebels. Besonders hervorgehoben hat der Bauherr die



Leistung seiner Handwerker: Die Zimmerleute, Flaschner, der Schmied und Gipser können, wie er in seinem Bewerbungsschreiben ausführt, *für ihre Leistung nicht genug gelobt werden.*

Dem Eigentümer des Schloßguts Hohenrodten, Reinhardt Freiherr von Woellwarth-Lauterburg, ist es zu verdanken, daß das reizvoll gelegene barocke Schafhaus in seinem Bestand erhalten und langfristig gesichert wurde. Auch ohne die heute aufgegebene Schafhaltung vermittelt der Scheunen- und Stallbau mit dem dazugehörigen kleinen Schäferhaus ein anschauliches Bild früherer landwirtschaftlicher Nutzungen.

#### *Bürgerhaus Sebaldstraße 10 in Schwäbisch Gmünd*

Das stattliche Fachwerkhaus liegt am Rande der staufischen Kernstadt in der Nähe des im 19. Jahrhundert abgegangenen Kapuziner-Klosters. Als eines der markanten, den Straßenzug der ehemaligen Kapuzinergasse prägenden Bürgerhäuser weist das Fachwerkgerüst in seinem Grundbestand auf das Jahr 1472 zurück. Das Gebäude ist wesentlicher Bestandteil der hier noch weitgehend geschlossenen historischen Bebauung der ehemaligen Sebaldus-Vorstadt mit überwiegend zweigeschossigen Fachwerkhäusern vom 14. bis zum 18. Jahrhundert.

Schon früh als Wirtschafts- und Wohngebäude ausgewiesen, erfuhr das Anwesen viele Veränderungen. Am gravierendsten waren barocke Umbauten, die stark in die Substanz eingriffen, aber immer als erhaltende Reparatur unter Beibehaltung aller weiterverwendbaren Teile durchgeführt wurden. Auf diesen Umbau, der nach der Inschrift über dem Türsturz 1771 zum Abschluß kam, geht die heutige Fassadengliederung als Putzfachwerk mit den symmetrisch angeordneten Fenstern mit barocker Bekleidung und Bedachung zurück. Das massive Erdgeschoß aus Bruchsteinmauerwerk erhielt einen

Sockel aus Quadermauerwerk, Eckquaderung, Sandsteingewänden und Gesims am Übergang zu den Fachwerkgeschossen. Die reich geschnitzte barocke Haustüre, die sich heute in Nürnberger Privatbesitz befindet und leider nicht an ihren angestammten Platz zurückgeführt werden konnte, war Ausdruck des Reichtums des damaligen Gebäudeeigentümers. Neben Veränderungen in der Grundrißstruktur spiegelt sich dieser barocke Umbau auch in der mit Stuckprofilen versehenen großen Voluten-Decke im südöstlichen Eckzimmer des ersten Obergeschosses wider.

Eine zweite große Umbauphase im 19. Jahrhundert über mehrere Jahrzehnte hinweg hinterließ ebenfalls ihre Spuren im Inneren. Die biedermeierliche Treppe aus Eiche, vom Erdgeschoß ins Obergeschoß, gehört ebenso dazu wie die Ausstattung der Räume mit Stuckhohlkehlen, kassettierten Lambereien in den Haupträumen und profilierten Türen. Das äußere Erscheinungsbild erhielt mit den biedermeierlichen Bedachungen der Fenster eine neue repräsentative Note.

Der beeindruckendste Hausteil ist aber das imposante Dachwerk mit liegendem und stehendem Stuhl in verblatteter Technik. Der heute als Konfe-



renzraum gestaltete offene Dachraum mit historischer Blockstufentreppe und den sichtbaren Konstruktionselementen der Tragkonstruktion geht auf die Erbauungszeit von 1472 zurück. Die Verbindung von moderner Ausbautechnik und Möblierung mit der kraftvollen historischen Holzkonstruktion trägt viel zur Atmosphäre des Ganzen bei und vermittelt zusammen mit den Ausstattungen späterer Jahrhunderte das anschauliche Bild eines historischen Veränderungsprozesses in einem Gebäude.

Im Zuge der heutigen Nutzung als Geschäftssitz der Rems-Zeitung wurden die Räume neu ausgestattet und eingerichtet. Der Einbau von Büroräumen im Dachgeschoß ließ die Holzkonstruktion sichtbar, und durch die verglasten Elemente hin zur Holzkonstruktion der Decke und der Wände bleibt der ehemalige Bühnenraum in seiner Dimension und Ge-



staltung erlebbar. Die notwendigen Neugestaltungen haben in additiver Weise und als Fortschreibung des überkommenen Baubestandes in zeitgenössischer

## Diese Firmen waren an der Sanierung beteiligt:

Planung und Bauleitung:

Konrad Wahl, Freier Architekt, Schwäbisch Gmünd

**E DER PASSENDE STIL**  
**E DIE PFIFFIGEN AKZENTE**  
**E DAS MARKANTE MUSTER**

**WIR PRÄGEN RÄUME...**

**...UND SIND IMMER DABEI.**

**edelbauer**  
 RAUM AUSSTATTUNG

IM BENZFELD 49  
 73527 SCHWÄB. GMÜND  
 TELEFON 07171 926030  
 TELEFAX 07171 926033

ATGDK-96

Steildach · Flachdach  
 Wandverkleidung  
 Wärmedämmung  
 Wohnraumdachfenster  
 Blitzschutz · Gerüstbau



**BÖHNLEIN**  
 Bedachungen

Gutenbergstr. 57 · Schwäbisch Gmünd  
 Telefon, (07171)-2659/2654



mit weitsicht –  
 können + bedacht  
 haben wir die denk-  
 malpflegerischen  
 arbeiten vollbracht.

**malerwerkstätten**  
**heimtextstudio** **stegmaier**

73529 schwäbisch gmünd-straßdorf  
 öschweg 24 · tel. (0 71 71) 4 37 91 · fax 4 44 17

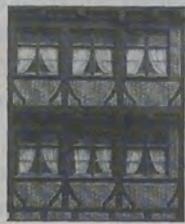
### Alte Bauten neu genutzt

Ein Buch zur Denkmalpflege –  
 initiiert und erarbeitet vom  
 Schwäbischen Heimatbund,  
 erschienen in der Deutschen  
 Verlags-Anstalt Stuttgart, 1981.

Anhand zahlreicher Beispiele aus  
 unserem Land wird gezeigt, wie  
 wertvolle Kulturdenkmale erhalten  
 und den heutigen Bedürfnissen ent-  
 sprechend genutzt werden können.

Zu erhalten bei der **Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes** zum Sonderpreis von DM 10,-, zuzüglich Portokosten und Verpackung DM 4,-.

**ALTE BAUTEN  
 NEU GENUTZT**



Bürgerhaus in der Sebaldstraße 10 in Schwäbisch-Gmünd, Ansicht über Eck. Das spätmittelalterliche Fachwerkhaus wurde im Barock und im Biedermeier stark umgeformt.



Linke Seite: Konferenzraum unter dem Dach, die Holzkonstruktion des späten 15. Jahrhunderts ist sichtbar.

Gestaltssprache das denkmalpflegerisch-konservatorische Konzept erfüllt, das generell die Erhaltung des überkommenen Geschichtsbestandes zu respektieren fordert, darüber hinaus aber Veränderungen für eine neue Nutzung zuläßt, soweit diese im historisch-relevanten Bestand ohne Zerstörungen möglich sind. Daß diese Vorgehensweise nur über gründliche Bestands- und Befunderhebungen zum Erfolg führen kann, versteht sich dabei von selbst.

So werden ganz in der reichsstädtischen Tradition des selbstverständlichen Umgangs mit einer Bausubstanz Veränderungen und Nutzungen vorgenom-



Originale Teile der Konstruktion sind zu erkennen; sie wurden in ihrem historischen Kontext belassen und in die neue Nutzung als Hotel integriert.

men, die den historisch wertvollen Bestand sichtbar und integriert im neuen Konzept soweit als möglich erhalten. Dies ist als ein denkmalpflegerisch beispielhafter Beitrag von Meinrad Sigg im Umgang mit dem historischen Gebäude zu bewerten.

#### *Schiefes Haus, Schwörhausgasse 6 in Ulm*

Das Ulmer Fischerviertel, vom Fließchen Blau durchzogen, war das Quartier der Schiffsleute, Gerber und Donaufischer. Die Fischer- und Gerberhäuser säumen die Ufer der Blau und prägen mit ihren Fachwerkgiebeln und Gerberlauben das charakteristische Bild des historischen Stadtviertels.

Das Schiefe Haus geht in seinem Kern auf die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zurück. Mit der Erweiterung zur Blau hin erhielt das Gebäude 1453 seine heutige Dimension. Wegen der schon bald nach dieser Erweiterung aufgetretenen Schiefelage, verursacht durch den schlechten Baugrund, erhielt das Gebäude seinen Namen. Das schlichte, zweigeschossige Fachwerkhaus mit steilem, hohem Satteldach krägt mit seinem Südgiebel über die Blau vor und steht mit Stützen im Flußbett. Während der Nordgiebel gerade aufragt, neigt sich der südseitige Fachwerkgiebel gut 80 cm zum Fluß hin und verleiht so dem Gebäude sein berühmtes «schiefes» Aussehen. Es ist Ulms schrägstes Haus – und das meistfotografierte.



Das Schiefe Haus an der Blau im Ulmer Fischerviertel.

Es gab in den folgenden Jahrhunderten immer wieder Versuche, die Schiefelage zu korrigieren, aber wie heute zu sehen ist ohne großen Erfolg. So wurde bereits im 17. Jahrhundert die flußseitige Fachwerkwand im Erdgeschoß durch eine Mauer ersetzt und das vorkragende Obergeschoß mit drei im Fluß gegründeten Holzsäulen abgestützt. Um 1800 wurde die straßenseitige Giebelfassade massiv aufgemauert. Während die Fenster immer wieder der Schräglage angepaßt wurden, sind die zur Blau hin abfallenden Fußböden in den Obergeschossen niemals ausgeglichen worden.

Ursprünglich wohnten wohl Donaufischer im Schiefen Haus. Dafür spricht das weit vorkragende Obergeschoß, unter dem die Fischer ihre Boote fest-

machen konnten. Im flußseitigen Kellerbereich wurden bei Fundamentierungsarbeiten die ehemaligen Fischkasten wieder aufgefunden. Waren die Bewohner nach den reichsstädtischen Kaufbüchern bis ins 18. Jahrhundert hinein Schiffsbauer und Bootsleute, so deutet sich im 19. Jahrhundert ein sozialer Abstieg an. Durch eine Vielzahl von kleinsten Mietwohnungen für Wäscher und Tagelöhner wurde der bauliche Zustand durch mangelnde Bauunterhaltung immer mehr abgewirtschaftet. Auch die Witwe des völlig verarmten «Schneiders von Ulm» wohnte einst in einer dieser Wohnungen.

Nach vielen Bemühungen konnte das 1990 freigeordnete Gebäude untersucht und so erstmals seine lange verkannte, kulturhistorische Bedeutung für die Stadt Ulm herausgestellt werden. Von daher galt es, alle im Laufe eines halben Jahrtausends gewachsenen, historisch relevanten Bauteile zu erhalten und die Baugeschichte wieder ablesbar zu machen. Diesem denkmalpflegerischen Ziel ordnete sich die neue Nutzung unter. Mit heutigen Hilfsmitteln wäre es möglich gewesen, die Schiefstellung des Gebäudes zu korrigieren. Im Interesse des Stadtbildes und der Hausgeschichte wurde jedoch eine Korrektur unterlassen, mit allen Konsequenzen für die Nutzung. Auch ein Ausgleichen der schiefen Fußböden unterblieb. Doch die kleine Wasserwaage, die in den Hotelbetten eingebaut ist, belegt, daß wenigstens die Betten im Lot sind.

Das äußere Erscheinungsbild mit seiner Alterspatina als erhaltenswertes Ziel bedeutete: keine zu-



Modern eingerichtetes Gästezimmer im Schiefen Haus mit originärer Bohlenwand.

sätzlichen Fenster und Dachgauben, keine Vergrößerung der Fensterformate, keine Erhöhung des sehr niedrigen Eingangs und, ganz wichtig, eine erhaltende Reparatur der historischen Dachdeckung. Für das Innere hatte dies zur Konsequenz, die historische Raumstruktur zu tradieren und aussagekräftige Baudetails wie Reste von Flechtwerkwänden, Bohlenwände und Farbfassungen mit Rankenmaleisen samt erhaltenen Gefach- und Deckenfassungen nicht rekonstruierend zu ergänzen, sondern substantiell zu sichern und als Fragmente bewußt sichtbar zu zeigen. Damit ergeben sich optische Reize, die in weiten Teilen Hinweise auf die Hausgeschichte geben.

Dem Architekten Günter Altstetter als neuem Eigentümer kommt das Verdienst zu, das im Ulmer Stadtbild nicht wegzudenkende Gebäude mit seiner komplizierten Baugeschichte erhalten zu haben und bei weitestgehender Sicherung der wertvollen Bausubstanz mit einer unkonventionellen Lösung im Design im Schiefen Haus ein kleines Hotel zu betreiben. Dem beispielhaften Umgang mit der historischen Bausubstanz steht eine kreative, gestalterisch sehr reizvolle Detaillierung von Bauteilen für die neue Nutzung als Restaurant und Hotel gegenüber.

#### *Fachwerkhaus Knittlinger Straße 21 in Lienzingen*

Ende der 70er Jahre wurde der rückwärtige Hausteil des Gebäudes Knittlinger Straße wegen seines schlechten Erhaltungszustandes zum Abbruch freigegeben. Mit dem Erwerb der gesamten Hofanlage durch Karin und Reinhard Pfullinger gelang es, das Fachwerkgebäude zu retten und zu erhalten. Nach vielen Jahrzehnten mangelnder Bauunterhaltung hatte das Anwesen wieder einen Eigentümer, der im denkmalpflegerischen Interesse versuchte, das Gebäude zu erhalten.

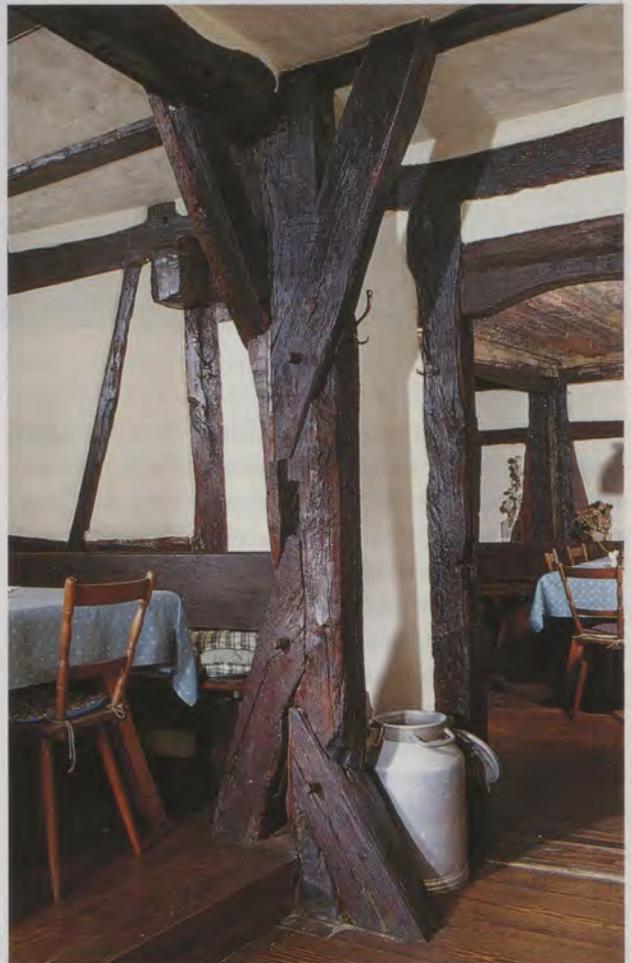
Ein erstes denkmalpflegerisches Konzept bestand darin, den Bau in Dach und Fach zu sichern und instandzusetzen, ohne weitergehende Nutzungsüberlegungen anzustellen. Nach und nach kamen Überlegungen hinzu, in Teilen des Erdgeschosses einen kleinen Verkaufsraum für die eigenen landwirtschaftlichen Produkte einzurichten. Im Obergeschoß wurde zuerst eine Besenwirtschaft eingerichtet, heute ist eine gemütliche Gastwirtschaft mit einer Anzahl von Übernachtungsmöglichkeiten die sinnvolle Nutzung der Obergeschosse.

Zu dem heutigen Erscheinungsbild des stattlichen, giebelständigen Fachwerkhauses von 1560 kommen im rückwärtigen Hausteil noch Bauteile eines Fachwerkgerüsts von 1441. Eine umfang-

reiche Hausforschung brachte die denkmalpflegerische Bedeutung der ursprünglich zwei Hausteile zutage. Trotz späterer Wanderneuerungen und Änderungen in der Erschließung behielt das Gebäude seinen Charakter, was seine Bedeutung für die Lienzinger Orts- und Hausgeschichte dokumentiert.

Die bauhistorische Untersuchung hatte ergeben, daß die Originalsubstanz in wesentlichen Bereichen erhalten war, so daß Fehlstellen aufgrund von Befunden erneuert werden konnten. Lediglich an der Südostecke, durch einen massiven Stalleinbau und Außenwandteile zur Traufgasse hin, konnte die historische Substanz nicht mehr bestimmt werden. Deshalb wurden diese Veränderungen belassen.

Das denkmalpflegerische Konzept einer weitgehenden Substanzerhaltung hatte zur Voraussetzung, das stark verformte Hausgerüst zu stabilisieren und gerade zu richten sowie die über die Jahrhunderte aufgetretenen Schäden an den Fachwerkwänden und -decken zu reparieren. Dazu war eine teilweise Entkernung des Geschoßbaus samt dem Abbau



*Fachwerkhaus in Mühlacker-Lienzingen: verblattete Holzkonstruktion.*



Lienzingen,  
Knittlinger Straße 21.  
Ein giebelständiges  
Fachwerkhaus  
von 1560.

späterer Veränderungen und Einbauten, ja sogar auch Teilen der erhaltenen Originalgefache notwendig. Daraus resultiert die Vorgehensweise, das Traggerüst nach den Befunden zu rekonstruieren und Fachwerkwände, Fenster- und Türöffnungen zu erneuern. Besondere Aufmerksamkeit erhielt die Reparatur der vorhandenen Originalgefache in Wänden und Decken mit ihren historischen Bemalungen und Farbfassungen der Renaissancezeit. Wiederverwendbare Ausbauteile und Materialien wie Türen, Beschläge oder Fußbodendielen wurden repariert und wieder eingebaut. Die Fenster sind als sprosierte Einfachfenster nach historischem Vorbild erneuert.

Eine Kostbarkeit im ländlichen Raum sind die Renaissancemalereien auf den Wänden und Decken. Besonders hervorzuheben ist eine Gefachmalerei im Erdgeschoß im heutigen Verkaufsraum. Diese der

Bauzeit von 1560 zuzuordnende Renaissancemalerei gehört wohl zu einer einstigen Handwerkerstube. Interessant ist die Darstellung der Judith mit dem erhobenen Schwert in der linken Hand, in der linken das abgeschlagene Haupt des Holofernes, des Feldherrn der Assyrer. Mit einer List rettete Judith Israel vor den Assyrern. Die Darstellung der heroischen Judith war in der Renaissance ein Lieblingsthema. Oder wird hier auf die «Weiberlist» angespielt?

Familie Pfullinger fand als Eigentümer – unter Anstrengung aller Kräfte – mit dem Ausbau des Gebäudes zur Gastwirtschaft und zu einem kleinen Hotel die neue Nutzung, die den langfristigen Bestand des Gebäudes sichert. Durch den schonenden Umgang mit der wertvollen Bausubstanz konnte ein für das Ortsbild von Lienzingen wichtiges Fachwerkhaus erhalten werden.

# Hermann Schick    Johann Kaspar Schiller zum 200. Todestag

Am 7. September 1796 starb auf der Solitude über Stuttgart der herzoglich württembergische Obristwachtmeister Johann Kaspar Schiller. Er ist heute hauptsächlich noch bekannt als der Vater des Dichters Friedrich Schiller, doch er verdient Aufmerksamkeit schon wegen seiner eigenen Lebensleistung, die ihn als einen Mann von hoher Intelligenz und außerordentlicher Willensstärke ausweist. Sein 200. Todestag bietet Gelegenheit, an ihn zu erinnern.

Geboren wurde Johann Kaspar Schiller am 23. Oktober 1723 in Bittenfeld, einem kleinen Dorf, das heute nach Waiblingen eingemeindet ist. Er war das sechste überlebende Kind des Bäckers und Schultheißens Johannes Schiller und seiner Ehefrau Eva, einer geborenen Schatz. Nach ihm wurden dem Paar noch zwei weitere Kinder geboren, weshalb die Witwe mit acht unversorgten Kindern dastand, als Johannes Schiller mit noch nicht einundfünfzig Jahren plötzlich starb. Er hinterließ der Familie ein sehr mittelmäßiges Vermögen, wie der Sohn später schrieb. Angesichts dieser wirtschaftlichen Situation ist es überraschend, daß der kleine Johann Kaspar, der noch keine zehn Jahre alt war, bereits durch einen Hauslehrer Lateinunterricht erhalten hatte. Beim Tod des Vaters, so schrieb er später, konnte ich *schon artig schreiben, rechnen, deklinieren, konjugieren und den Donat brauchen*. Letzteres war die Grammatik, die auf den spätlateinischen Autor Aelius Donatus zurückging und jahrhundertlang das Standardwerk für den Lateinunterricht war. Der Vater muß also in dem Jungen eine besondere Begabung erkannt und diese gezielt gefördert haben. Seine Absicht war offenbar, den Sohn über das Landexamen in eine der württembergischen Klosterschulen zu bringen und von dort zum Studium in das Stift nach Tübingen. Schon beim Großvater des Dichters zeigte sich also jenes ehrgeizige Streben, das auch des Enkels jahrelange Bemühungen um die Anerkennung durch Goethe auszeichnete.

Nach dem Tod ihres Mannes mußte Eva Schiller sehen, wie sie mit ihren Schwierigkeiten fertig wurde. Zunächst verheiratete sie ihre drei älteren Töchter in den nächsten drei Jahren. Den Lateinunterricht konnte sie nicht mehr bezahlen, auch wenn wir uns bei dem Hauslehrer nicht einen ausgebildeten Pädagogen vorstellen dürfen, sondern eher an einen Theologen ohne Examen oder ohne Anstellung zu denken haben. Auf jeden Fall wurde der Junge

für die Feldarbeit gebraucht, und als er sich nicht fügen wollte, nahm ihm die Mutter die Grammatik weg. Mit der Hoffnung auf ein Studium war es also vorbei; und die zweitbeste Lösung, eine Ausbildung für den in Altwürttemberg höchst einflußreichen Schreiberberuf, kam auch nicht in Frage, vermutlich weil das Lehrgeld zu hoch gewesen wäre.

«Wundarzneikunst» –

*Lehre beim Klosterbarbier Fröschlin in Denkendorf  
Gesellenjahre und Fortbildung in Lindau und Nördlingen*

Aber Johann Kaspar gab nicht auf, ständig lag er seiner Mutter in den Ohren, denn mit der Zeit war ihm auch klar geworden, welcher Beruf einerseits seinen Neigungen am ehesten entgegenkommen und ihn gleichzeitig in die Nähe eines akademischen Berufes bringen würde. Er wollte, wie er sagte, die Wundarzneikunst lernen. Im Jahre 1736 heiratete die dritte Tochter, Magdalene, und das jüngste Kind, Margarete, war nun auch schon acht Jahre alt und konnte der Mutter an die Hand gehen. Deshalb gab Eva Schiller 1738 schließlich nach und schickte den Fünfzehnjährigen zu dem Klosterbarbier Fröschlin nach Denkendorf in die Lehre. Die Wundarzneikunst oder Chirurgie war ein angesehenes Lehrberuf, der gern gewählt wurde, wenn ein Studium nicht möglich war. Sie versuchte vor allem, Wunden und Verletzungen durch mechanische Mittel zu heilen, wozu die Einrichtung von Brüchen und das Schienen, das Aufschneiden von Furunkeln und das Anlegen von Verbänden gehörte. Und da Johann Kaspars Lehrmeister der Klosterbarbier war, so hat er bei ihm gewiß auch das Rasieren gelernt, das Haarschneiden und vermutlich auch das Ziehen von Zähnen. Darauf deutet seine spätere Aussage, er habe öfter auch die verächtlichsten Arbeiten verrichten müssen.

Lieber wäre es Johann Kaspar Schiller gewesen, wenn er als Klosterschüler nach Denkendorf gekommen wäre. Nachdem dies aber nicht hatte sein können, bemühte er sich doch jetzt um den Umgang mit ihnen und war bedacht, bei den Schülern seine Lateinkenntnisse aufzufrischen. Später machte er auch die Bekanntschaft des Prälaten Philipp Heinrich Weißensee, von dem er einiges in Kräuterkunde gelernt habe. Es ist reizvoll, sich vorzustellen, wie der Lehrling des Klosterbarbiere beim Rasieren des Herrn Generalsuperintendenten

von diesem Unterweisung über die Heilkraft von Pflanzen erhielt. Vielleicht hat gar alles damit angefangen, daß der Lehrling den Prälaten geschnitten hat und das hervorquellende Blut gestillt werden mußte. Schon in seiner Lehrzeit sehen wir bei Johann Kaspar die Fähigkeit, sich in das Unvermeidliche zu schicken, jedoch ohne Resignation alle sich bietenden Gelegenheiten zum Vorwärtskommen zu nutzen.

Nach dem Brauch der Zeit und der Ausbildungsordnung nahm der Achtzehnjährige 1741 eine Stelle in Backnang an, wo er jedoch kümmerlich entlohnt wurde, denn *sehr mittelmäßig mit Kleidern und Wäsche versehen*, ging er ein Jahr später auf Wanderschaft und landete schließlich bei einem Chirurgen Seeliger in der Reichsstadt Lindau. Was er unterwegs gesehen oder welchen Eindruck etwa der Bodensee auf ihn gemacht hat, das hielt Schiller später nicht für mitteilungswürdig. Wir wissen nur, daß sein Arbeitgeber am Karfreitag 1743 starb und daß er selber von dort aus in seine dritte Stellung nach Nördlingen ging. Wieder bot sich hier eine Gelegenheit, die er ausnützte. Er freundete sich mit dem Sohn seines Arbeitgebers an und lernte mit ihm Französisch. Außerdem gingen sie gemeinsam zum Fechten. Diese beiden Fertigkeiten bedeuteten einen wichtigen Schritt hinaus aus jener engen Welt Altwürttembergs, in die er auf dem Weg durch Klosterschule und Stift hineingeraten wäre. Französisch war damals die Sprache der feinen Gesellschaft, und durch das Fechten hoffte man, eine gute Körperhaltung zu erlangen; beides war nötig, wenn man es in der großen Welt zu etwas bringen wollte. Deshalb zeigen diese Bemühungen, daß der nun Zwanzigjährige nicht bereit war, sich schon jetzt auf Dauer irgendwo niederzulassen und nichts anderes mehr zu tun als das, was er bis dahin gelernt hatte.

*Von 1745 bis 1748 Feldscher eines Reiterregiments in den spanischen Niederlanden – Besuch in London*

Im Herbst 1745 zog ein bayerisches Husarenregiment auf dem Weg in die Niederlande durch Nördlingen. Die Aussicht, mit den Soldaten andere Länder zu sehen, war gar zu verlockend, und nach kurzem Zögern eilte Johann Kaspar dem Regiment hinterher, um als Feldscher unter die Soldaten zu gehen. Zwar war für ihn keine Stelle frei, aber er durfte sich doch anschließen und kam so im November 1745 nach Brüssel. Schon damals gingen seine medizinischen Kenntnisse über die bloße Versorgung von Wunden hinaus, nach eigenem Bekunden verdiente er sich seinen Unterhalt mit einigen «Galanterie-Kuren», worunter man sich wohl die

Behandlung von Geschlechtskrankheiten vorzustellen hat.

In den folgenden drei Jahren finden wir Johann Kaspar hauptsächlich im Bereich entlang der heutigen Grenze zwischen Belgien und den Niederlanden. Er hat alles beschrieben, was er mitgemacht hat: Er war bei Belagerungen dabei, etwa von Brüssel und von Mons, er beteiligte sich am Kleinkrieg, er wurde gefangen und gezwungen, auf französischer Seite Soldat zu werden; dann fiel er den Kaiserlichen in die Hände und wurde als Spion verhört, konnte sich aber frei reden. Auf der Suche nach seinem Regiment ließ er sich bei einer Lazarett-Apotheke anstellen und mußte sich schleunigst verkleiden, als die Franzosen wiederkamen. Wiederholt geriet er in Lebensgefahr und konnte sich nur ganz knapp retten. Im Winter wurde dann die Kriegführung eingestellt, und die Truppen bezogen Winterquartiere.

Nach einem Jahr erhielt Johann Kaspar eine Feldscherstelle, mußte aber für die Ausrüstung Geld aufnehmen. Doch seine Kameraden haben sich so häufig in Krankheitsfällen an ihn gewandt, daß er die Schuld von 200 Gulden in weniger als einem Jahr tilgen konnte. Damit hatte er zwar sein Ziel erreicht und hätte zufrieden sein können, doch ganz glücklich war er damit auch wieder nicht. Später klagte er, *außer denen bei feindlichen Scharmützeln vorkommenden Verwundungen hatte ich wenig zu tun, denn bei den vielen Strapazen der leichten Reiterei können sich Krankheiten am wenigsten einnisten*. Deshalb wollte er an Kommandounternehmungen beteiligt werden, wobei er sich des vollen Risikos für Leib und Leben bewußt war, doch er meinte: *Wer austeilt, muß auch wieder einnehmen*.

Der wißbegierige junge Mann gewann die Sympathie seines vorgesetzten Offiziers, der ihn im Winter 1747/48 nach Den Haag mitnahm, wodurch er viele schöne Städte zu sehen bekommen habe. Ausgehend von dem Winterquartier Rucphen bei Roosendaal dürfte die Reise über Breda, Dordrecht, Rotterdam und Delft geführt haben. Johann Kaspar ist mit sehr weit offenen Augen durch die Lande gereist und hat überall die Besonderheiten der Orte studiert. Noch viele Jahre später erinnerte er sich an das Gesehene und bezog sich darauf in seiner ersten Druckschrift.

Im Jahre 1748 wurde hauptsächlich über den Frieden verhandelt. Vom letzten Winterquartier reiste der Rittmeister noch einmal nach Den Haag und weiter nach Amsterdam und London. Auch auf dieser Reise durfte sein Feldscher ihn begleiten. Es ist sehr zu bedauern, daß Johann Kaspar keine Aufzeichnungen darüber hinterlassen hat. Weder läßt

sich die Route rekonstruieren, noch wissen wir etwas über die Eindrücke, welche die Seereise oder die Großstadt London auf ihn gemacht haben. Dabei hat er nie wieder eine Stadt von der Größe der britischen Hauptstadt gesehen. Nur auf das Tempo der Reise können wir schließen, denn Schiller schreibt, sie seien nach der Rückkehr von London noch vier Wochen in Amsterdam und Den Haag geblieben. Sie haben sich also Zeit gelassen. Unterwegs hörten die Reisenden vom Abschluß des Waffenstillstands und von der Absicht, ihre Truppeneinheit aufzulösen. Das wollte Johann Kaspar Schil-

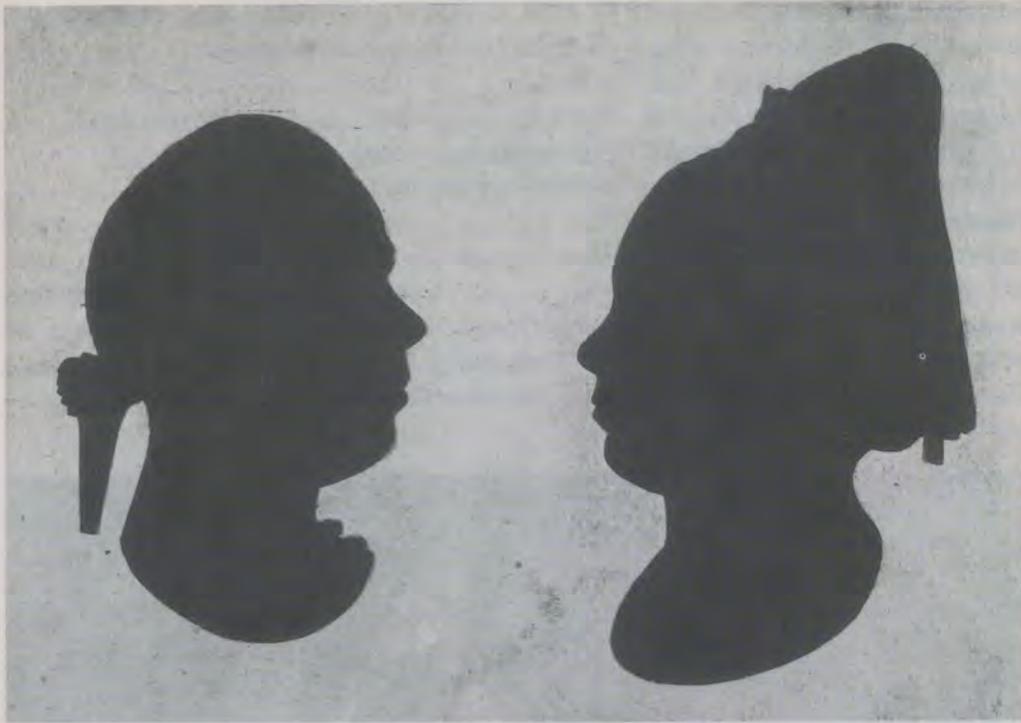
ler nicht abwarten; er verließ Holland zu Pferd und erreichte zehn Tage später Marbach.

*Heirat in Marbach a.N. – Im Siebenjährigen Krieg ungewöhnlicher Aufstieg zum Hauptmann in württembergischen Diensten*

Seine Mutter war mit ihrem zweiten Mann nach Murr gezogen, eine Schwester war in Marbach verheiratet, auch die anderen Geschwister wohnten in der Umgebung, so daß die Stadt sich angeboten hatte. Ein Quartier fand Schiller in der Wirtschaft



*In diesem Haus in Waiblingen-Bittenfeld kam Johann Kaspar Schiller am 23. Oktober 1723 auf die Welt.*



*Johann Kaspar Schiller und Elisabeth Dorothea Schiller geb. Kodweiß. Undatierter Schattenriß im Schiller-Nationalmuseum, Marbach am Neckar.*

zum Löwen, außerhalb des Niklastores. Seine älteste Schwester war in Neckarrems verheiratet und hatte dort schon eine Chirurgentochter als mögliche Ehefrau für ihren Bruder ausgesucht. Doch als Johann Kaspar kam, stellte sich heraus, daß das Mädchen schon vergeben war. Darauf heiratete er kurzentschlossen am 22. Juli 1749, also vier Monate nach seiner Ankunft, Elisabeth Dorothea Kodweiß, die Tochter seines Quartierwirtes, die gerade 16½ Jahre alt war. Bei dieser Eheschließung im zweiten Anlauf war gewiß sehr viel Nüchternheit und Überlegung dabei. Johann Kaspar wollte heiraten, der Löwenwirt schien ein vermögender Mann und das Mädchen war von offener, freundlicher Wesensart, mehr konnte man nicht verlangen.

Kaum vier Jahre hat es Schiller in Marbach ausgehalten, denn nach dem unruhigen Soldatenleben war es hier gar zu ruhig. Außerdem gab es mancherlei Verdruß, worunter der Bankrott seines Schwiegervaters Johann Georg Kodweiß besonders unangenehm war, weil dabei auch vom Schillerschen Vermögen ein Teil verlorenging. Der Löwenwirt hatte bei der Brennholzflößerei auf der Murr viel Geld eingebüßt und war wohl auch gegen seinen Schwiegersohn nicht aufrichtig gewesen. Deshalb ging Johann Kaspar im Januar 1753 wieder unter die Soldaten, diesmal die württembergischen. Frau Dorothea blieb in Marbach und mußte mit ihren Eltern 1756 den Löwen verlassen. Erst nach der Geburt der Tochter Christophine, 1757, zog die Familie dann in das Haus Niklastorstraße 31, das

heutige Schillerhaus. Johann Kaspar hat sich in den folgenden Jahren nur noch zeitweise hier aufgehalten.

Gerne hätte er Militär und Medizin wieder verbunden. Weil aber keine Feldscherstelle frei war, so wurde er Fourier im Regiment Prinz Louis und war als solcher vor allem für Schreibearbeiten zuständig. Er stand im 30. Lebensjahr, und er blieb Soldat bis zu seinem Tod, hat mindestens immer einen militärischen Dienstgrad innegehabt. Das hat ihn geprägt; er war stets ein loyaler Untertan.

Im Siebenjährigen Krieg mußte Herzog Karl Eugen von Württemberg, der seit Jahren französische Zahlungen für sein Heer erhalten hatte, seinem Bundesgenossen Truppen zur Verfügung stellen. In der Schlacht bei Leuthen erlitten diese im Dezember 1757 zusammen mit dem österreichischen Hauptheer eine schwere Niederlage gegen die Preußen. Danach brach im Winterquartier eine Seuche aus, und der inzwischen zum Fähnrich ernannte Schiller erwarb sich durch seinen unermüdelichen Einsatz solches Ansehen, daß er im Frühjahr 1758 zum Leutnant befördert wurde. Für einen Soldaten aus dem Bürgerstand war dies eine ganz außergewöhnliche Auszeichnung, normalerweise waren Offiziersstellen dem Adel vorbehalten. Das württembergische Kontingent war in der Folgezeit mehr daheim als im Einsatz und hat sich nie irgendwo hervorgetan. Kurz nachdem im November 1759 Frau Dorothea in Marbach ihren einzigen Sohn geboren hatte, wurden die Württemberger bei Fulda sogar

überfallen und ihr Herzog wäre um ein Haar in Gefangenschaft geraten.

Leutnant Schiller wurde 1761 zum Hauptmann ernannt, aber sein Dienst war weder anstrengend noch zeitaufwendig. Viel später hat er einmal beschrieben, wie er sich außerhalb seiner Dienstzeit beschäftigte: *Ungefähr im 32. Jahre meines Lebens fing ich an, nachholen zu wollen, was ich versäumt hatte, aber beinahe war es zu spät. Mir fehlten die ersten Gründe zum richtigen Denken.* Dieses Defizit hat er auch später im Familienkreis beklagt, denn Tochter Christophine schrieb bei seinem Tod: *Welch ein großer Mann hätte er werden können, wenn auf seine Erziehung etwas verwendet worden wäre.* Immerhin befaßte er sich damals mit der Logik des Aufklärers Wolff und bemühte sich um Kenntnisse in Mathematik.

Hauptmann Schiller wird Autor: «Ökonomische Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstands»

Großen Eindruck hat dann auf ihn die Bekanntschaft mit einem Vetter aus Steinheim an der Murr gemacht, was sich schon daran ablesen läßt, daß er

diesen Johann Friedrich Schiller zum Paten seines Sohnes genommen hat. Er wird im Taufregister aufgeführt als Student der Philosophie, und er hat auch in Halle Kameralwissenschaft, Geschichte und Philosophie studiert, ohne es freilich zu einem Abschluß zu bringen. Jener hatte die Möglichkeiten gehabt, die Johann Kaspar nicht offengestanden hatten. Der Vetter muß anregend gewesen sein, und die beiden wechselten Briefe. Gemeinsam war beiden die aufklärerische Absicht, den allgemeinen Wohlstand zu fördern.

Auf seinen Einfluß ist es wohl zurückzuführen, daß Johann Kaspar in den nächsten Jahren begann, seine Beobachtungen, vor allem auf landwirtschaftlichem Gebiet, niederzuschreiben. Zeit dazu hatte er, denn er bekannte, ... *daß die bloße lange Weile die gegenwärtige(n) Betrachtungen bei mir ausgeheckt, und daß ich langsam oder gar nie hierüber gedacht haben würde, wenn andere Geschäfte meine Zeit erfordert hätten.* Im Jahre 1767 erschienen bei Cotta *Betrachtungen über landwirtschaftliche Dinge in dem Herzogtum Württemberg. Erstes Stück Vom Ackerbau, aufgesetzt von einem herzoglichen Offizier.* Noch im gleichen Jahre erschienen die Stücke *Vom Weinbau, Von der Viehzucht* und *Von der Baumzucht*, im folgenden Jahr bildete das fünfte Stück *Von den ländlichen Gewerben* den Schluß. Im Jahre 1769 wurden die fünf Stücke zusammengefaßt als *Ökonomische Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstands. Erster Band von Feldwirtschaftlichen Dingen, Viehzucht und ländlichen Gewerben.* Damals wurden auch die Namen der 129 Vorbesteller hinzugefügt, alles Amtleute, Schultheißer oder Schreiber, Leute, die von Berufs wegen an dem Thema interessiert waren.

Die mit dieser Publikation verbundene Absicht hat der Verfasser im Vorwort zur Gesamtausgabe so formuliert: *Ich habe es mir daher zur Pflicht angerechnet, auch an meinem Teil und wenigstens etwas zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes meiner Landsleute beizutragen.* Als Autodidakt geht Johann Kaspar Schiller von seinen eigenen Erfahrungen und Kenntnissen aus, nur selten verweist er auf Literatur, nennt jedoch, wo es solche gibt, oft die betreffenden Landesgesetze. Wo er konkret wird, nimmt er seine Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung. Da spricht er dann von den Kühe-Bauern in seinem Geburtsort Bittenfeld, vom Weinhändler und Posthalter Stahl in Schwäbisch Gmünd oder von der Menge Leinwand, die man zur Ausrüstung eines Infanteriesoldaten braucht. Selbst einen entfernten Vetter seiner Frau führt er auf, weil dieser in Danzig als Kaufmann erfolgreich war. Er weiß aber auch von den Schwierigkeiten der Landgewinnung in den Niederlanden, von den wirtschaftlichen Proble-

Betrachtungen  
über  
**Landwirtschaftliche  
Dinge**  
in dem  
**Herzogthum Württemberg.**

---

Erstes Stück,  
**vom Ackerbau.**

---

aufgesetzt  
von einem Herzoglichen Officier.  
*J. v. S. v. K., Major. Major. v. K.*

---

Stuttgart,  
bey Christoph Friederich Cotta, Hof- und  
Canzley-Buchdrucker, 1767.

men im Königreich Ungarn, und er hat von der sprühenden Gischt der Niagarafälle gelesen. Im letzten Teil bringt er alles unter, was über die reine Landwirtschaft hinausgeht. Da beschäftigt er sich sogar mit der Zirkulation des Geldes und regt die Einrichtung von Pfandhäusern an, um dem Geldwucher entgegenzuwirken, wobei er auf vergleichbare Einrichtungen in Wien und anderen Städten hinweist. Für einen Mann von Hauptmann Schillers Werdegang ist die Fülle des in dem Buch ausgebreiteten Materials ganz erstaunlich.

Eines seiner Ziele hat Johann Kaspar allerdings nicht erreicht. Im Vorbericht zum fünften Stück klagt er, daß er keinerlei Reaktion aus dem Leserkreis erhalten habe, daß sich keine Diskussion über die Dinge, die ihm am Herzen lägen, entzündet habe. Auch habe er dadurch keine Erweiterung seiner Kenntnisse erfahren. Dennoch wolle er weitermachen und fordert noch einmal zu Stellungnahmen auf. Einen Beweis für die positive Aufnahme des Werkes mag man darin sehen, daß es noch 1777 im *Schwäbischen Magazin* angezeigt wurde, diesmal sogar mit Nennung des Verfassers.

*Werbeoffizier in Schwäbisch Gmünd mit Wohnort Lorch – 1768 Umzug in die Ludwigsburger Karlsruvorstadt*

Die Ausarbeitung der *Beiträge* erfolgte zu einer Zeit, als Johann Kaspar Schiller eine neue, selbständige Aufgabe übertragen bekommen hatte. Seit Dezember 1763 war er Werbeoffizier in der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd. Er sollte mit Hilfe von zwei Unteroffizieren dort möglichst viele junge Männer für den Dienst in der herzoglichen Armee anwerben und das mit *allem menschenmöglichem Fleiß, mit aller Lebhaftigkeit und unermüdlichem Eifer*. Er sollte dabei aber auch keine unnötigen Kosten verursachen.

Jetzt konnte die Familie wieder eine gemeinsame Wohnung beziehen, denn Hauptmann Schiller erhielt die Erlaubnis, wegen der hohen Lebenshaltungskosten in Gmünd im nächsten württembergischen Dorf, in Lorch, zu wohnen. In jene Lorcher Jahre gehen die frühesten Erinnerungen von der Kindheit des Dichters zurück.

Wie viele Rekruten der Werbeoffizier Schiller in den nächsten Jahren angeworben hat, ist nicht bekannt. Dafür wissen wir, daß er in jener Zeit weder seinen Sold ausbezahlt bekam, noch die Sonderzuweisungen für den Aufenthalt in jenen Wirtshäusern, in denen die Werbung besonders erfolgversprechend war. Und ausgerechnet in dieser wirtschaftlich so prekären Situation behelligten ihn die Marbacher noch wegen nicht bezahlter Bürgersteuer. Aus die-



*Leutnant Schiller. Unsigniertes Gemälde, etwa 1760, im Schiller-Nationalmuseum.*

ser recht unangenehmen Situation wurde Johann Kaspar Ende 1766 durch die Versetzung nach Ludwigsburg befreit.

Herzog Karl Eugen hatte zwei Jahre vorher im Streit mit der Hauptstadt Stuttgart seine Hofhaltung kurzerhand nach Ludwigsburg verlegt. Hauptmann Schiller mußte hier also seinen Dienst unmittelbar unter den Augen des Landesherrn verrichten. Zuerst war er wieder einem Stab zugeteilt, dann erhielt er 1770 eine eigene Kompanie, mit der er auch zu Arbeitsleistungen im Bereich des heutigen Schlosses Monrepos eingeteilt wurde. Er ist dabei gelegentlich recht grob und unbeherrscht mit fronenden Bauern umgegangen, wie aus einer erhalten gebliebenen Beschwerde hervorgeht. Daß er ein ausgesprochen choleriesches Temperament hatte, bezeugen auch spätere Äußerungen von Frau und Tochter.

In Ludwigsburg bezog die Familie Schiller 1768 ein Haus in der Karlsruvorstadt, das der Hofbuchdrucker Cotta hatte erbauen lassen. Es ist heute Haus Nummer 26 in der Stuttgarter Straße. Hinter dem Haus befand sich ein großer Garten, und noch heute sieht man deutlich, daß dieses Gelände erst 200 Jahre später und auch da nur zum Teil überbaut wurde. Hier legte Johann Kaspar eine Baumschule an, wodurch sein Charakter als Offizier nicht beleidigt wurde, d. h. dies war eine landwirtschaftliche Tätigkeit, die standesgemäß war. Schon

das vierte Stück der *Betrachtungen* hatte sich mit der Baumzucht befaßt, aber der Autor hatte zu jener Zeit nur theoretische Erkenntnisse, die er durch aufmerksames Beobachten gewonnen hatte. Jetzt aber konnte er eigene Versuche anstellen, konnte das Wachstum einzelner Bäume über Jahre hinweg verfolgen. Seine Erkenntnisse faßte er 1774 in einem Aufsatz zusammen und sandte diesen an den Herzog Karl Eugen.

Das Wohl des Staatsganzen lag ihm, wie schon gesagt, immer am Herzen. Dies mag auch der Grund gewesen sein, weshalb er sich 1773 in ein riskantes Projekt einließ. Im Schwäbischen Wald wurde in den 1770er Jahren nach Silber geschürft. Einem Sachsen namens Gottlieb Riedel gelang es damals, den Murrhardter Prälaten Ötinger für den Bergbau zu interessieren, und dessen Vorbild zog viele Nachahmer an. In der Hoffnung auf reiche Ausbeute wurden Anteilscheine gezeichnet, ein Stollen wurde angelegt, der den Namen «Unverhofftes Glück» erhielt. Obwohl die versprochene Menge Silber zunächst nicht gefördert wurde, gewann Riedel vor allem unter den Offizieren der Ludwigsburger Garnison weitere Interessenten, die Anteile zeichneten, unter ihnen auch Hauptmann Schiller. Der zweite Stollen hieß dann auch entsprechend «Soldatenglück». Selbst noch nach der Verhaftung Riedels wegen Unregelmäßigkeiten hoffte Johann Kaspar, daß unter dem Bergrat Müller endlich das erwünschte Resultat erzielt würde. Doch auch dieses Projekt scheiterte. Ob Schiller dabei mehr eingeüßt hat als andere, läßt sich nicht mehr feststellen. Aber noch 1955 wurde in der «Schwäbischen Heimat» eine Notiz abgedruckt, wonach auf die mit diesem Projekt verbundenen Schwindeleien der Name des Räubers Spiegelberg in dem Schauspiel *Die Räuber* zurückzuführen sei. Letztlich sei damit nämlich der Herzog gemeint gewesen, der hinter allem gestanden habe, nicht aber habe genannt werden dürfen. Dafür gibt es jedoch keine Belege.

*Anfang 1773 kommt der Sohn Friedrich Schiller in die Akademie – zwei Jahre später werden dem Vater die Gärten auf der Solitude anvertraut*

Schon vorher, im Jahre 1772, hatte der Herzog ganz entscheidend in das Leben der Familie Schiller eingegriffen. Er hatte ein vorzügliches Personengedächtnis und kannte alle seine Offiziere von Namen und Aussehen. Wenige Jahre zuvor hatte er eine Anstalt gegründet, die in ihrer Entwicklung vom Militärwaisenhaus zur Universität eben den Rang einer Militärakademie erhalten hatte, und für diese suchte Karl Eugen immer Schüler. Der junge Fried-

rich Schiller besuchte seit 1767 die Ludwigsburger Lateinschule. Der Vater hatte für ihn vorgesehen, was ihm versagt geblieben war: den Weg über das Landexamen in die Klosterschulen und zum Studium ins Stift nach Tübingen. Fritz hatte auch bis zu seiner Konfirmation im April 1772 bereits die erforderlichen Prüfungen abgelegt. Da verlangte im Herbst der Herzog von seinem Hauptmann, er solle ihm den Sohn für die Militärakademie überlassen. Johann Kaspar wehrte sich, weil der Sohn Geistlicher werden sollte. Aber nach der dritten Aufforderung konnte sich der Vater nicht mehr länger widersetzen, und im Januar 1773 trat Friedrich Schiller in die Akademie ein. Sein Leben hatte damit eine ähnlich scharfe Wendung genommen, wie 40 Jahre zuvor das seines Vaters. Nur daß die herzogliche Schule sich in den nächsten Jahren zu einer der modernsten Deutschlands entwickelte, bei der nur der militärische Drill schon die Zeitgenossen abgestoßen hat.

Die Akademie befand sich in den ersten fünf Jahren beim Schloß Solitude bei Stuttgart. In den Jahren 1763–67 hatte der Herzog dieses Schloß in aller Eile an einem zuvor einsamen Platz zusammen mit einer ganzen Reihe von Nebengebäuden und auch Gartenanlagen errichten lassen. Aber Karl Eugen war sehr sprunghaft, und als der junge Schiller auf die Solitude kam, da hatte nicht nur sein Leben eine andere Richtung genommen, sondern auch das des Herzogs. Dieser hatte 1770 im sogenannten Erbvergleich Frieden mit den Landständen schließen und sich zu einer am gesetzlichen Herkommen ausgerichteten Regierungsweise verpflichten müssen. Außerdem hatte er 1771 die Bekanntschaft von Franziska von Leutrum gemacht, die als seine Geliebte bei ihm eine Wendung weg von Aufwand und Verschwendung zu einer ruhigeren Lebensweise herbeiführte.

Der Erbvergleich gab schließlich auch Johann Kaspars Leben eine neue Wendung. Bei der geforderten Verkleinerung seines Heeres mußte der Herzog darauf bedacht sein, wenigstens die Offiziere einigermaßen ordentlich zu versorgen. Auf den Rat des Rentkammerdirektors Dertinger, so hat Schiller später vermutet, ernannte ihn der Herzog am 9. November 1775 zum Oberaufseher bei den herzoglichen Gärten auf der Solitude, übrigens eine Woche ehe die Militärakademie von dort nach Stuttgart verlegt wurde. Zu seinen Aufgaben gehörte ausdrücklich die Anlage einer Baumschule. Enttäuschend war für Johann Kaspar die Besoldung, die lange nicht dem entsprach, was er als Kompaniechef erhalten hatte. Es ärgerte ihn, daß er sich schlechter stellen sollte als ein Hofgärtner, und ver-

drießlich stellte er eine Liste der neunzehn Aufgaben zusammen, die er täglich zu erledigen hatte.

Als Offizier war Hauptmann Schiller Befehl und Gehorsam gewöhnt. Die Interessen des Fürsten waren auch die seinen, und er erwartete, daß seine Anordnungen befolgt wurden. Bei den Solitudegärtnern hatte es bis dahin keine militärischen Vorgesetzten gegeben; sie waren bisher eher auf ihren eigenen Vorteil bedacht gewesen und nicht auf den des Herzogs. So ist es nicht verwunderlich, daß sie mit dem neuen Vorgesetzten nicht zurechtkamen. Sie hatten gehofft, daß alles in den gewohnten Bahnen weiterlaufen würde, dagegen sah Johann Kaspar mit scharfem Blick, wo Veränderungen zum Nutzen der Obrigkeit möglich und damit für ihn anzustreben waren. Die Folge war, daß die Gärtner nicht mitzogen, daß sie sich beim Herzog über ihn beschwerten und daß Johann Kaspar Schiller eine Menge Ärger hatte. Darüber schrieb er 1793, die Gärtner seien seine bittersten Feinde, und fuhr dann fort: *So mußte ich 18 Jahre lang fast immer im Verdruß hinbringen und ich würde es nicht haben aushalten können, hätte mich nicht die Baumzucht als meine Lieblingsbeschäftigung wieder aufgeheitert.*

Die Baumzucht war sein ein und alles bis in seine letzten Lebenswochen. Wenn die Begeisterung ihn gepackt hatte, dann konnte ihn nichts aufhalten. Als er schon über siebzig war, schrieb Frau Dorothea an den Sohn: *... da er die neue Baumschul anlegte, ist er morgens schon um vier Uhr bis spät in die Nacht bei Nebel und Regen geblieben.* Er ließ sich dann auch nicht durch irgendwelche kameralistischen Vorschriften einschränken. Deshalb fand man nach seinem Tod Unstimmigkeiten in seiner Rechnungsführung, die auf diese begeisterte Unbekümmertheit zurückzuführen waren. Johann Kaspars Ziel war es, alle von staatlichen Dienststellen benötigten Bäume liefern zu können und darüber hinaus noch durch den Verkauf an Privatleute für die herzogliche Kasse Gewinn zu erzielen. Für den Anfang brachte er 4000 junge Bäume mit auf die Solitude und hatte damit einen guten Grundstock. Im Lebenslauf schrieb er 1789, derzeit befänden sich 30 000 Pflanzen in der Baumschule, zwischen 1777 und 1788 habe er insgesamt 22 400 Stück an Obstbäumen, Pappeln, Kastanien und Strauchhölzern geliefert. Später wurde die Anlage noch erweitert, und die Rede war von 70 000 Obstbäumen.

Was er selber zu tun bereit war, das forderte er auch von anderen, und da war er nicht immer im Recht. Die Landschaft beklagte sich 1792 beim Herzog über ihn. Er habe für den Transport von Orangenbäumchen, Orangenkästen und Erde von der Solitude nach Hohenheim vom Amt Markgröningen

Leistungen verlangt, zu denen die Einwohner nicht verpflichtet gewesen seien und die nach dem Erbvergleich mindestens hätten bezahlt werden müssen. Der Herzog antwortete beschwichtigend, Hauptmann Schiller solle bezahlen und werde zur Rechenschaft gezogen.

Die vielen Berichte, die Johann Kaspar an den Herzog zu schicken hatte, mögen seinem auffallenden Hang zur Statistik entgegengekommen sein. Immer wieder treffen wir auf Zusammenstellungen. Von der Liste seiner täglichen Dienstobliegenheiten war schon die Rede. In seinem Lebenslauf führte er am Schluß der Reihe nach alle seine Kinder mit ihren Paten auf. Von den acht ernstlichen Campagnen, die er mitgemacht habe, schrieb er seinem Sohn. Und schließlich gibt es eine besondere Liste von seiner Hand mit der Überschrift: *Dank und Anbetung der gütigen Vorsehung Gottes, die mich mit starker Hand aus folgenden Lebensgefahren gnädiglich errettet hat.* Aufgeführt werden dann zwölf Ereignisse, bei denen er sich in Lebensgefahr glaubte, angefangen mit dem Fall von einem Baum im zwölften Lebensjahr bis zu einem Sturz vom Pferd im Siebenjährigen Krieg 1759. Im Grunde entsprang wohl auch der schon wiederholt zitierte Lebenslauf von 1789 dem gleichen Bemühen um zusammenfassende Übersicht.

Nie hat Johann Kaspar das Interesse an medizinischen Fragen verlassen, auch wenn seine Wundarztelehre ursprünglich nur eine Verlegenheitslösung gewesen war. Während der schweren Erkrankungen seiner Frau in den Jahren 1783 und 1790 beschrieb er dem Sohn, der ja auch vom Fach war, genau die Symptome und die angewendeten Mittel. Über ein Abführmittel hieß es 1783: *Herr Leibmedikus Elwert hat auch Spezies zum Tee verschrieben und sogleich mitgeschickt, die, nachdem ich sie besehen, aus Sennesblättern, Schlehenblüten, einem Mittelsalz und Anis bestehen können. Diese haben der Mama gute Dienste getan.* Er wollte offensichtlich vor dem Gebrauch wissen, was da verordnet wurde. Über ihre Erkrankung 1790, als alle Ärzte sie aufgegeben hatten, verfaßte er eine Krankheitsgeschichte, die er dem Sohn übersandte und später wegen einer möglichen Veröffentlichung zurückverlangte.

Als er im 70. Lebensjahr stand, nannte er das Rezept, nach dem er selber bei guter Gesundheit so alt geworden war: *Aber nächst Gott habe ich viel mir selbst und meinem hiesigen Posten zu verdanken, ich halte genau Diät, scheue keine Witterung, mache mir immer viel Bewegung, wasche mich gleich nach dem Aufstehen mit kaltem Wasser, und am Tisch trinke ich gleich nach der Suppe mein Glas Wein oder Bier. Ich habe es immer sehr tauglich für die Nerven gefunden, wenn der*

Magen durch kaltes Getränk gleichsam erschreckt wird, und eben so des Morgens Gesicht, Hals und Hände mit kaltem Wasser. Niemals darf mir das Bett gewärmt werden und ich finde eine Behaglichkeit, mich in ein kaltes Bett zu legen. Drei Jahre später schrieb er: In dem Waschen finde ich eine solche Behaglichkeit, daß ich es um alles nicht entbehren möchte. In seiner letzten Krankheit war das Vertrauen in die ärztliche Kunst ziemlich erschüttert. Am 20.7.1796 schrieb die zur Pflege herbeigeeilte Tochter Christophine, mit Papa wird es immer schlimmer und ist es freilich kein Wunder, da er keine einzige Vorschrift der Ärzte richtig befolgt. Da stand ihm wohl seine ungeduldige Natur im Wege.

*Flucht des Sohnes ist für den Vater Fahnenflucht –  
«in Deutschland ist ein Theaterdichter ein kleines Licht»*

Von der Solitude aus beobachtete Vater Schiller, wie unten in Stuttgart sein Sohn die Akademie durchlief, etliche Preise errang und dann doch am Ende seiner Ausbildung mit einer kärglich besoldeten Regimentsarztstelle abgespeist wurde. Da hätte er es auf dem vom Vater vorgeschlagenen Weg zu höherem Ansehen in der Gesellschaft gebracht. In jenen Jahren ist Friedrich Schiller zum Dichter geworden, nicht zur ungeteilten Freude des Vaters, der dann auch erlebte, was die Uraufführung der «Räuber» dem Sohn an Schwierigkeiten einbrachte. Während der junge Dichter immer weniger bereit war, sich den Unterdrückungsmaßnahmen des Herzogs zu fügen, hatte sein Vater seit Mai 1782 alle Hände voll zu tun mit der Vorbereitung eines glanzvollen Festes, das der Herzog im Herbst aus Anlaß des Besuches des russischen Thronfolgerpaares auf der Solitude geben wollte. Ausgerechnet dieses Fest war es, das der junge Schiller am 22. September zur Flucht aus Stuttgart nutzte. Nur die Mutter war in den Plan eingeweiht gewesen, des Vaters Gewissen durfte nicht belastet werden.

Für den Hauptmann Schiller war diese Fahnenflucht ein schwerer Schlag. Er war ein durch und durch rechtlicher Mann, für den die Motive für diese Entscheidung keine Bedeutung hatten. Mehr als dreißig Jahre war er Soldat, fast ein Vierteljahrhundert schon Offizier, das hatte ihn geprägt, seine Loyalität war unerschütterlich. Dazu mußte er auch das Gefühl haben, er sei als Vater gescheitert, und im Augenblick war auch nicht abzusehen, ob nicht er selbst vom Herzog für das Vergehen seines Sohnes belangt werden würde. Schließlich mußten ihn auch die Heimlichkeiten kränken, die ihn als einzigen in der Familie von dem Vorhaben ausgeschlossen hatten.



Karl – Carolus – Eugen Herzog von Württemberg.  
Stich von Nilson.

Es war aber nicht allein die Flucht, die er mißbilligte, der Flüchtige hatte mit seinem Entweichen ja auch seinen Beruf aufgegeben und sich in ein höchst problematisches Künstlerleben geworfen. Vor allem die daraus resultierende Schuldenwirtschaft empörte den Vater. *So lange Er, mein liebster Sohn, seine Rechnung auf Einnahmen setzt, die erst kommen, mithin dem Zufall oder Unfall unterworfen sind, so lange wird Er im Gedränge verwickelt bleiben. Wiederum, so lange Er denkt, dieser, jener Gulden oder Batzen wird es nicht ausmachen, daß ich herauskomme, so lange werden Seine Schulden nicht weniger werden. Um etwas zu ersparen muß man beim Kreuzer anfangen.* Das war deutlich, aber die Mahnung war vergeblich. Ein andermal rechnete er dem Sohn seine eigenen Einkünfte vor mit dem Hinweis, die drei Mädchen kämen zu kurz, wenn er die Schulden des Sohnes bezahlen würde.

Die Abwendung von der Medizin traf auch den ehemaligen Wundarzt, für den diese Wissenschaft nach wie vor Anziehungskraft besaß. Immer wieder forderte er den Sohn auf, durch Kurse einen allgemein anerkannten Abschluß in Medizin zu erlangen. Selbst die Freundschaft mit Gottfried Körner,

so meinte er, könne diesem Ziel nutzbar gemacht werden. Außerdem war er der Meinung, Fritz habe sein Schriftstellerdasein falsch angefangen, denn Mannheim sei nicht der rechte Ort dafür. Berlin oder Wien wären Städte gewesen mit besseren Theatern, wo er auch mit großen Gelehrten oder anderen bedeutenden Männern hätte Umgang haben können. Nachdem er «Kabale und Liebe» erhalten hatte, schrieb er zurück: *Hier in Deutschland ist ein Theaterdichter immerhin noch ein kleines Licht, wäre Er in England, und das letzte mir überschickte Trauerspiel würde dort aufgeführt, wahrlich Er würde ein dauerhafteres Glück damit machen, da im Gegenteil hier, Er alles anzuwenden hat, um nicht in die Nachstellung eines oder des anderen Fürsten, die sich mit Händen greifen können, zu fallen. Die Arzneikunst wird Ihm ein weit sichereres Einkommen und nicht weniger Reputation verschaffen.* Hier klingt der väterliche Stolz auf den Sohn schon durch, wenn auch noch die Besorgnis überwiegt, jener könnte das Opfer einer fürstlichen Gewalttat werden, noch immer schmachtete ja Schubart auf dem Hohenasperg im Gefängnis. Wir sehen seinen Vaterstolz auch an der Aufmerksamkeit, mit der er die weitere Produktion seines Sohnes verfolgte. Im «Don Carlos» wurde auf väterlichen Einwand hin sogar eine Stelle geändert, wurde aus der *viehischen* Erziehung des Prinzen eine *knechtische* Erziehung. Als der Sohn mit seinem zweiten Geschichtswerk, der *Geschichte des dreißigjährigen Krieges*, beschäftigt war, schlug Johann Kaspar ihm eine *Geschichte des jüdischen Volkes seit seiner Zerstreuung* vor, wozu allerdings ein gelehrter Jude das Material liefern mußte. Dieser Vorschlag verrät erstaunliche Souveränität im Umgang mit einer verachteten Minderheit.

Seinen Töchtern hat Johann Kaspar nicht die gleiche Aufmerksamkeit zugewandt, an ihnen hat er eher gespart. Gewiß, sie sollten gegenüber dem verschuldeten Sohn nicht benachteiligt werden, aber mehr war für sie nicht drin. Er wußte, daß es mit ihrer Erziehung nicht weit her sei, aber er entschuldigte sich, er müsse sich nach seinen Umständen und Einkünften richten. Das heißt dann, die Mädchen konnten einigermaßen lesen und schreiben, die Mutter führte sie in die häusliche Wirtschaft ein, das war alles. Von Christophine ist ihr Zeichentalent bekannt, Louise erlernte die Putzmacherei, nur bei Nanette bedauerte der Vater, daß er ihr keine bessere Erziehung geben könne, sie habe Kopf. Das Ziel der Eltern mußte es also sein, den Töchtern durch Heirat eine Versorgung zu sichern. Aber dies gelang nur mit Christophine. Sie heiratete 1786 auf väterliches Zuraten und gegen den Rat des Bruders dessen Meininger Bekannten, den Biblio-

thekar Reinwald, der 20 Jahre älter war als sie. Ganz wohl scheint es Vater Schiller dabei aber doch nicht gewesen zu sein, denn er schloß den Bericht über die Trauung mit der Bemerkung, die Tochter möge wohl versorgt und nicht unglücklich sein. Aber glücklich ist sie nicht geworden. Neun Jahre später war auch Nanette herangewachsen, und Louise war immer noch ledig. Sie war damals auch schon 29, doch gab es in dem Gerlinger Vikar Franck einen ernsthaften Bewerber, dem nur noch eine ständige Pfarrstelle fehlte. Damit wäre nur noch Nanette, die Achtzehnjährige, zu versorgen gewesen, und da dachte der Vater an den Hilfspächter Ammermüller, der ihm unterstellt worden war. Es gab aber ein Hindernis, denn er seufzte, *wollte Gott, sein Exterieur und die übrigen Umstände wären besser.* Seine Tochter hat er übrigens gar nicht gefragt, nur durch Zufall erfuhr sie von dem Plan. Frau Dorothea hatte danach viel Mühe, den häuslichen Frieden wieder herzustellen. Ihr wurde zudem vorgehalten, sie erziehe die Töchter nicht bescheiden genug, so daß kein Handwerksmann sie nehmen würde. Immer hatte er die Verheiratung im Blick.

Frau Dorothea scheint es überhaupt mit ihrem Mann nicht leicht gehabt zu haben. Er hatte seinen Aufstieg mit so viel Willenskraft geschafft, daß er diesen starken Willen auch in der Familie durchzusetzen gewohnt war, was ihn vor allem den Töchtern entfremdete. Doch auch Frau Dorothea klagte über seinen Mangel an Zärtlichkeit, sein choleriesches Temperament und seine Rechthaberei. Sie habe oft bei anderen ausgleichen müssen, was er durch seine aufbrausende Art verdorben habe. Wie sie die Familie durch die Lorcher Jahre gebracht hat, als die herzogliche Regierung Hauptmann Schiller ohne Sold sitzen ließ, ist bis heute ein Rätsel. Johann Kaspars große Liebe war, mindestens in den letzten 20 Jahren seines Lebens, eben doch die Baumschule.

*«Gedanken über die Baumzucht im Großen» –  
Major Schiller befürchtet  
einen Einfall der revolutionären Truppen*

Ein Vierteljahrhundert nach dem letzten Stück der *Beiträge* erschien wieder eine Schrift von Johann Kaspar Schiller im Druck – übrigens auch diesmal ohne Namensnennung. Seine Arbeit, so glaubte er, wurde vom Herzog nicht gebührend gewürdigt, deshalb wollte er seinen Ruf unter Fachleuten verbessern, um so letztlich auch bei der herzoglichen Regierung mehr Ansehen zu erlangen. Es handelte sich um einen Aufsatz mit dem Titel *Gedanken über die Baumzucht im Großen, zur Besetzung der Haupt- und Landstraßen mit Bäumen. Den Höchsten Landes-*

Vand in Anbetrachtung der göttlichen Verpflegung Gottes, die mich mit  
starker Hand und Güte, Lebens-Gefahren wunderbar errettet hat.  
1) In dem Jahr 1767 habe ich 15 Jahre lang in dem  
gestalt, die mich von dem Tode errettet hat, die ich  
in dem Jahr 1767 gottlob  
2) In dem Jahr 1767 habe ich 15 Jahre lang in dem  
gestalt, die mich von dem Tode errettet hat, die ich  
in dem Jahr 1767 gottlob  
3) In dem Jahr 1767 habe ich 15 Jahre lang in dem  
gestalt, die mich von dem Tode errettet hat, die ich  
in dem Jahr 1767 gottlob  
4) In dem Jahr 1767 habe ich 15 Jahre lang in dem  
gestalt, die mich von dem Tode errettet hat, die ich  
in dem Jahr 1767 gottlob  
5) In dem Jahr 1767 habe ich 15 Jahre lang in dem  
gestalt, die mich von dem Tode errettet hat, die ich  
in dem Jahr 1767 gottlob

Regenten und Obrigkeiten gemeiner Wesen zur Beherzi-  
gung. Im Januar 1793 sandte er das Manuskript an  
Fritz, zögerte aber mit der Veröffentlichung, weil er  
den Herzog nicht verärgern wollte. Nach der erneuten  
Ablehnung einer Aufbesserung, für die er sechs  
Gründe ins Feld geführt hatte, fand er in dem Text  
*nichts, was mir schaden oder Verdruß machen könnte*  
und erteilte den Auftrag zum Druck. Der Sohn ge-  
wann den Verleger Göschen dafür und hat ihn wohl  
selbst bezahlt. Sein Ziel war, für die Anpflanzung  
von Bäumen entlang der Landstraßen zu werben.  
Seine eigene Kompetenz in dieser Frage wies er  
nach mit den Worten: *Ob aber viele sind, welche nicht  
aus Beruf oder Zwang, sondern aus Neigung, mehr als  
20 Jahre lang den Vorteilen der Baumzucht mit eben dem  
Eifer nachgespiürt haben; die mit der größten Geduld und  
zugleich mit einer Art von Leidenschaft, sich selbst vieler  
eigenhändigen Bemühungen nicht entschlagen, nicht ge-  
schämt haben, wenn auch Rang und äußere Verhältnisse*

solches nicht allemal erlauben wollen: das ist eine andere  
Frage, die sich nur aus dem Erfolg beurteilen läßt. Und  
wo er lebe, kenne man diesen Erfolg.

Diese 24 Seiten Text sind eine Aufforderung zur Tat,  
der er dann eine richtige Anleitung folgen lassen  
wollte. Wie weit dieses Projekt gediehen war, als  
der Sohn mit seiner Familie im September 1793  
nach Schwaben kam, läßt sich nicht feststellen, so  
wie wir auch nicht wissen, wie intensiv Vater und  
Sohn während des Aufenthaltes darüber sprachen.  
Als der Dichter mit seiner Familie Anfang Mai 1794  
nach Thüringen zurückreiste, scheint das Manu-  
skript noch nicht fertig gewesen zu sein, denn  
Johann Kaspar schickte es kurz darauf hinterher.  
Einen Verleger dafür fand der Sohn in Samuel  
Michaelis in Neustrelitz, doch es gab manchen Ver-  
druß, ehe das Buch ausgeliefert war und der Verfasser  
zu seinem Honorar kam, was erst im August  
1795 geschah.



Kavaliershäuser auf der Solitude; eines davon ist das Sterbehaus von Johann Kaspar Schiller.

Der Titel *Die Baumzucht im Großen aus zwanzigjähriger Erfahrung im Kleinen* deutet schon auf den Unterschied zu den *Betrachtungen über landwirtschaftliche Dinge*, bei denen der vierte Teil ja auch der Baumzucht gewidmet gewesen war. Damals hatte er in der Vorrede geschrieben, er habe keine Gelegenheit, auf irgendeinem der abgehandelten Gebiete *etwas Nützliches wirklich leisten zu können*, da er weder ein Landgut besitze, noch Künste oder Gewerbe betreibe. Jetzt verweist er ausdrücklich auf seine zwanzigjährige Erfahrung und damit auf die dadurch erworbene Kompetenz. Das neue Buch wirkt auch wesentlich gründlicher, wobei Schiller sich auf die Baumzucht konzentriert und beispielsweise über die Verwendung des erzeugten Obstes nichts mehr aussagt. Dafür gibt es genaue Anweisungen, wie bei der Anlage einer Baumschule vorzugehen sei. Dann werden die anfallenden Arbeiten vom ersten bis zum zehnten Jahr in zeitlicher Reihenfolge abgehandelt. Er geht so sehr in die Einzelheiten, daß er in § 50 sogar aufzeigt, welche Arbeiten man bei Regenwetter vornehmen sollte, solange man nicht in die Baumschule könne.

Das Werk fand offenbar Abnehmer. Elf Jahre nach seinem Erscheinen kam es sogar zu einer zweiten Auflage. Dagegen wurde der zweite Teil, in dem Schiller die einzelnen Obstsorten beschrieb, erst vor wenigen Jahren gedruckt.

Von Herzog Karl Eugen hat Johann Kaspar Schiller so manche schmerzliche Zurücksetzung erfahren. Aber man kannte ihn, und selten kam Besseres nach. Unmittelbare Reaktionen auf den Tod des Herzogs im Oktober 1793 kennen wir nur vom

Sohn, nicht aber vom Vater. Dann aber verursachten die Entscheidungen des neuen Herzogs doch Sorge. Zweieinhalb Monate nach seiner Thronbesteigung verfügte Herzog Ludwig Eugen die Schließung der Hohen Karlsschule, und wenig später verlautete, die meisten Gebäude auf der Solitude sollten abgebrochen werden. In höchster Besorgnis wandte sich Schiller an den Präsidenten von Taubenheim mit der Bitte, in seiner Position bleiben zu dürfen. Den Entwurf seiner Eingabe legte er vorsichtshalber zuerst dem Sohn vor, dessen Überlegenheit in Fragen des Stils er damit anerkannte.

Die Befürchtungen schienen zunächst unbegründet, ja, Johann Kaspar Schiller wurde nun endlich auch zum Major befördert. Doch dafür mußte er auch die Auswirkungen der großen Politik spüren. Herzog Ludwig Eugen war sehr konservativ und ein erbitterter Gegner der französischen Revolution. Als solcher war er ein aktiver Verbündeter des Kaiserhauses im ersten Koalitionskrieg gegen das revolutionäre Frankreich. Deshalb konnte er sich auch der Forderung, für die kaiserlichen Truppen ein Lazarett zur Verfügung zu stellen, nicht entziehen und bestimmte dafür Schloß Solitude mit seinen Nebengebäuden. Johann Kaspar hat sich schriftlich zur französischen Revolution nicht geäußert. Im Sommer 1792 rückte die Koalitionsarmee in Frankreich ein, und im August 1792 berichtete er von Sorgen *in hiesigen Gegenden*, daß französische Freischärler nach der Abschaffung des Adels in Württemberg einfallen könnten. Das war genau um die Zeit, als der Nationalkonvent Friedrich Schiller zum französischen Ehrenbürger ernannte. Darauf spielte der

Vater im Februar 1793 an, als er, nur halb im Scherz, bei dem Sohn anregte, er könne doch beim Nationalkonvent einen Schutzbrief für seine Angehörigen ausstellen lassen, für den Fall, daß die Franzosen auch auf die Solitude kämen. Nach dem Rückzug des Koalitionsheeres aus Frankreich war eine solche Möglichkeit nicht mehr auszuschließen.

Im April 1794 wurde das Lazarett auf der Solitude eingerichtet, bald darauf mußte die Familie Schiller ihre Wohnung im Orangeriegebäude räumen und in eines der Kavaliershäuschen ziehen. Major Schiller war Verbindungsoffizier zu den Österreichern. Die Unterbringung der Verwundeten und Kranken war unzulänglich, vor allem waren die hygienischen Einrichtungen mangelhaft. Durch die Anwesenheit so vieler Menschen wurden die Lebensmittel knapp und deshalb teuer. Der neuerliche Thronwechsel im Mai 1795 beunruhigte Johann Kaspar weniger. Zwar traute er dem neuen Erbprinzen nicht recht, aber *da ich immer mehrers auf Gott als auf Menschen traue, so bin ich unbesorgt für mein künftiges Schicksal.*

*Am 7. September 1796 stirbt Johann Kaspar Schiller auf der Solitude – Ein Mann von Ausdauer, Willensstärke und Genügsamkeit*

Um die Jahreswende 1795/96 häuften sich seine Beschwerden, die anfangs für Rheuma gehalten wurden. Noch im April aber nahm Frau Dorothea im Schmerz über den Tod der Tochter Nanette dies nicht so ernst und schrieb: *Der Papa wird uns beide überleben, seine Schmerzen sind beschwerlich aber nicht gefährlich.*

Seit Februar war er bettlägerig, führte jedoch seine Amtsgeschäfte vom Bett aus weiter. Im Frühjahr erkrankte Nanette Schiller an einer Seuche und starb am 23. März, noch keine 19 Jahre alt – ein schwerer Schlag für die ganze Familie. Auch Frau Dorothea und Tochter Louise kränkelten, deshalb kam im Mai Christophine Reinwald aus Meiningen zur Pflege des kranken Vaters. Sie schrieb von da an auch seine amtlichen Briefe. Im Juni wurde Rittmeister Beuttel als Hilfskraft auf die Solitude kommandiert. Die Schmerzen des Kranken wurden immer schlimmer, bis auf die Straße waren nachts seine Schreie zu hören. Nach den Schilderungen in den Briefen wird heute angenommen, daß Johann Kaspar Schiller an Prostatakrebs litt, der auch zu seinem Tode führte. Wiederholt rief er, so schrieb Christophine im Juli nach Jena, die Angehörigen zusammen im Glauben, es gehe mit ihm zu Ende.

Im Frühjahr 1796 überquerten die Franzosen den Rhein und bedrohten Süddeutschland. Am 6. Juli

räumten die Österreicher das Lazarett auf der Solitude, und die Familie Schiller brachte ihre wertvollste Habe im Leonberger Schloß in Sicherheit. Auch der kranke Major Schiller sollte dorthin gefahren werden. Schon stand ein Fuhrwerk vor dem Haus, da weigerte sich der Kranke wegen seiner Schmerzen, das Haus zu verlassen. So mußte er erleben, wie französische Freischärler seine Wohnung plünderten und Frau und Töchter in Angst und Schrecken versetzten. Ruhe kehrte erst ein, als in den ersten Augusttagen reguläre französische Truppen das Schloß besetzten. Noch einen ganzen Monat dauerte sein Leiden, ehe Johann Kaspar Schiller in der Frühe des 7. September 1796 starb. Auf der Solitude war der Friedhof belegt, außerdem galt die Gegend als unsicher, deshalb ließ ihn die Witwe in Gerlingen begraben, wo auch schon die Tochter Nanette ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte.

Nach dem Erhalt der Todesnachricht schrieb der Dichter an seine Mutter: *Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute, verewigte Vater mir und uns allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne wehmütige Rührung den Beschluß eines so bedeutenden und tatenvollen Lebens denken, das ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja, wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und so mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er noch im dreiundsiebzigsten Jahr mit einem so kindlichen, reinen Sinn aus der Welt scheiden. Sechs Jahre später schrieb ihm Christophine nach dem Tod der Mutter: *Der liebe Vater hatte gewiß recht viele gute Seiten, und in einer anderen Lage wäre er ein vortrefflicher Mann geworden. In dieser sich zu halten, besaß er zu wenig Klugheit, und seine heftigen Leidenschaften ließen ihn manches von einer anderen Seite ansehen, und er mußte oft ungerecht scheinen, was er doch nie wollte. Denn er war äußerst gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflichten und streng gegen sich und andere. Aber doch hatte er Zartheit, wenn man ihn nur zu behandeln wußte und nicht im Augenblick der Leidenschaft die Sache durchsetzen wollte. Ich weiß sehr oft, wie lästig ihm dieses Betragen war, und wie unzufrieden er mit sich selbst war, wenn er jemand dadurch beleidigt hatte; aber er hatte doch nicht Kraft genug, bei der nächsten Gelegenheit sich zu maßigen.**

Dieses ungemein nüchterne Urteil beruht ganz auf Christophines persönlicher Erfahrung. Sein choleriesches Temperament war für sie der wichtigste Charakterzug ihres Vaters. Aber sie kannte ihn nur als Offizier, seinen mühsamen Weg bis dahin hatte sie nicht miterlebt, deshalb konnte sie auch nichts darüber aussagen, und es ist zu fragen, ob sie ihren Vater nicht unterschätzt hat. Denn für uns Außenstehende liegt 200 Jahre später das Besondere dieses

Lebens in dem ungeheuren Maß an Willensstärke, Ausdauer und Genügsamkeit, das den früh Vaterlosen vom Bauernbublein zum Baderlehrling, zum Eskadronsfeldscher, zum Wundarzt, zum Hauptmann und Buchautor und schließlich zum Inspektor der herzoglichen Gärten hat aufsteigen lassen. Nie war er mit dem Erreichten zufrieden, noch in seinen letzten Jahren träumte er davon, Festungskommandant in Tübingen oder Mitglied der Kurfürstlich mainzischen Akademie der nützlichen Wissenschaften zu werden. Für diesen Aufstieg war ein beträchtliches Maß an Selbstbewußtsein erforderlich. Spuren davon finden sich auf seinem ganzen Weg: als frischgebackener Leutnant hat er sich in Uniform malen lassen; als unterbeschäftigter Offizier schrieb er seine ökonomischen Beiträge; als sein Sohn zum Professor ernannt wurde, da brachte er die eigene Lebensgeschichte zu Papier, und er scheute sich nicht, die herrschenden Adelsgesellschaften bei sich als vornehmen Pöbel zu bezeichnen.

Johann Kaspar Schiller ist als gläubiger Christ gestorben. Seit vielen Jahren hatte er den Tag mit einer Hausandacht begonnen, und seine selbstverfaßten Gebete geben einigen Einblick in seine streng lutherischen Glaubensvorstellungen. Immer ist ihm der Preis der Allmacht Gottes wichtig, dazu kommt der Dank für die eigene Bewahrung und die Bitte um getreuliche Erfüllung der täglichen Pflichten. Er ist dankbar für das, was er hat, besonders für seinen Verstand, durch den er sich *über meine Herkunft und Erziehung, über viele meinesgleichen emporheben konnte*. Andererseits ist es ein bewegendes Zuge-

ständnis, wenn er dem Sohn schreibt, er habe für ihn immer mehr Furcht als Hoffnung genährt, weil er diesen zur Erreichung seiner über dem väterlichen Horizont gelegenen Absichten niemals habe unterstützen können.

Die hochfliegende Art des Künstlers, sein Bruch mit der Konvention war für den vom Militär Geprägten immer eine Anfechtung gewesen. Die offene Auflehnung war seine Sache nicht, er gehörte in die festgefügte Welt des Ancien Régime, des vorrevolutionären Absolutismus. Die Möglichkeiten aber, die ihm innerhalb dieses Rahmens offen standen, die hat er gegen viele Widerstände ausgeschöpft und eine Lebensleistung vollbracht, die noch heute unser Interesse verdiente, wenn er nicht zu allem auch noch der Vater des Dichters Friedrich Schiller gewesen wäre.

#### QUELLEN (auszugsweise)

Johann Kaspar Schiller: Meine Lebensgeschichte, Wiederdruck 1, Marbacher Schillerverein, 1993.

Johann Kaspar Schiller: Ökonomische Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstands, 1769.

Johann Kaspar Schiller: Die Baumzucht im Großen aus zwanzigjähriger Erfahrung im Kleinen ... hrsg. von Gottlieb Stolle, 1993. Briefbände der Schiller-Nationalausgabe: Bd. 28 (Briefe Schillers) und Bde. 33, 34, 36 und 39 (Briefe an Schiller)

Wolzogen, Alfred v.: Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und zur Familie v. Wolzogen, 1859.

Buchwald, Reinhard: Kaspar Schiller. In: Schwäbische Lebensbilder Bd. 1, 1940 (dort auch weitere Literaturhinweise).

Missenharter, Hermann: Kaspar Schiller. In: Schwäbische Essays, 1946.

Maisch, Agnes: Herzoglicher Garteninspektor auf der Solitude. In: Beilage zum Staatsanzeiger Baden-Württemberg, 1989/1.

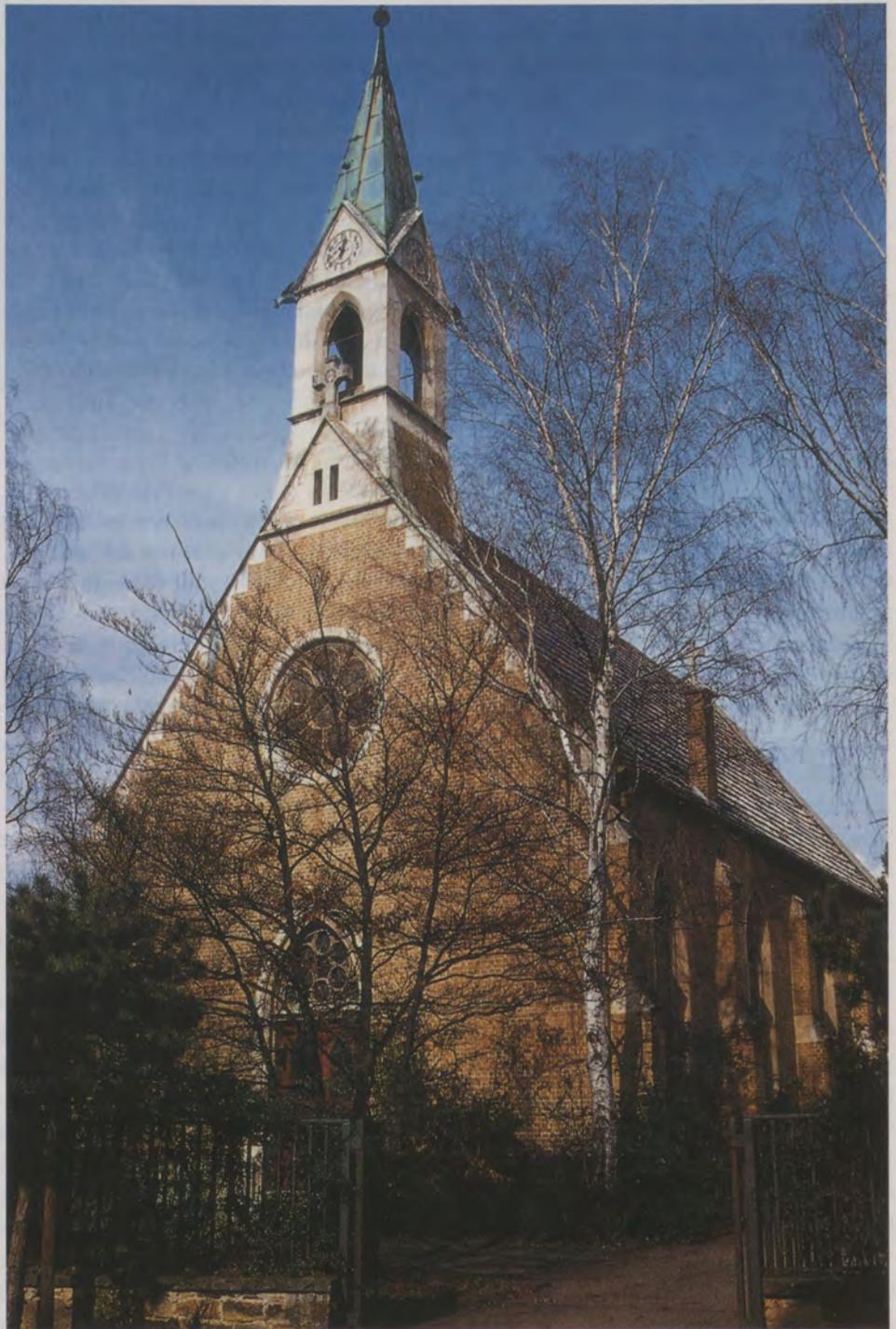


Gedenktafel an der evangelischen Kirche in Gerlingen, zu Füßen der Solitude gelegen.

## Fritz Heinzelmann Rettet die Schöllkopf-Kapelle in Kirchheim unter Teck!

Kirchheims «großer Sohn», Jakob Friedrich Schöllkopf (1819–1899), hatte es in den USA als «Bezwinger der Niagarafälle» zu Ruhm und Reichtum gebracht. Ein Jahr vor seinem Tod vermachte er seiner Vaterstadt in Deutschland 25 000 Goldmark für den Bau einer neuen Friedhofskirche. Das alte Kirchheimer «Totenkirchlein» war 1840, kurz vor

der Auswanderung Schöllkopfs, abgerissen worden. Seitdem fehlte eine würdige Aussegnungsstätte. Im Jahre 1904 erfolgte die Einweihung der neuen Friedhofskirche in der Herdfeldstraße, für die sich in Erinnerung an ihren Stifter bald der Name Schöllkopf-Kapelle einbürgerte. Wer war dieser großzügige Spender?



*Die Schöllkopf-Kapelle, die Friedhofskirche auf dem Alten Friedhof in Kirchheim/Teck. Erbaut im Jugendstil von Heinrich Dolmetsch. Auf diesem Bild wird nicht deutlich, daß durch schadhafte Dächer und Mauerabdeckungen Wasser einsickert und fortlaufend die Bausubstanz zerstört.*

Viele waren im Deutschland des 19. Jahrhunderts von den Verlockungen der «Neuen Welt» fasziniert und wanderten aus. Doch ihre hochgesteckten Erwartungen wurden oft nicht erfüllt. Anders war das bei Jakob Friedrich Schöllkopf<sup>1</sup>. Am 15. November 1819 als Sohn des Rotgerbers Gottlieb Heinrich Schöllkopf in Kirchheim geboren, verließ er im Alter von 22 Jahren die Teckstadt, um in der Neuen Welt sein Glück zu machen. Er war nicht nur ein fleißiger und geschäftstüchtiger Handwerker, sondern verfügte auch über ein beträchtliches Startkapital: 4309 Gulden als Heiratsgut und vorausbezahltes Erbe, dazu 1800 Gulden als Darlehen. 1860 erbt er beim Tode seines Vaters weitere 5000 Gulden.

Das waren beträchtliche Summen, und sie haben sicher maßgeblich zu seinem wirtschaftlichen Erfolg beigetragen. Schöllkopf war also nicht als «armer Auswanderer» in die USA gegangen.

Dazu zeigte er bei allen seinen Unternehmungen von Anfang an ausgeprägten Geschäftssinn, so daß er schon 1847 an seinen Vater und die sieben Geschwister in Deutschland schreiben konnte: *In wenigen Jahren denke ich ein (...) gutgeordnetes, freies Geschäft und immer Geld an Hand zu haben, um alles mit dem besten Vorteil zu betreiben.* Und ein Verwandter urteilte über ihn 1850: *Vetter Schöllkopf (...) ist ein Geschäftsmann, so trifft man wenig. Bei dem geht alles ins Große.*

Schauen wir uns seinen geschäftlichen Aufstieg an: Nach seiner Ankunft in New York arbeitete er zunächst in seinem erlernten Beruf als Rotgerber. Zwei Jahre später machte er ein Ledergeschäft in Buffalo auf. 1846 folgte eine Gerberei in Milwaukee und 1848 eine weitere in Chicago. Nach 1857 kam Schöllkopf mit dem Kauf der «North Buffalo Flouring Mills» ins Getreidemühlengeschäft, 1870 erwarb er noch die «Buffalo Frontier Mills» hinzu.

Das Mühlengeschäft war wohl auch der Anstoß, am 11. Mai 1877 die in Konkurs geratene «Niagara Water Company» zu ersteigern. Damit tätigte er den größten Coup seines Lebens. Zunächst nützte Schöllkopf die Wasserfälle nur durch eine Mühle, später gründete er die «Niagara Falls Hydraulic Company», aus der 1881 die weltberühmte «Brush Electric Light and Power Company» hervorging, das erste Elektrizitätswerk an den Niagarafällen. Durch die Erfindung der Dynamomaschine (1866) war der Turbinenbau in Schwung gekommen, und die Niagarafälle wurden rasch zur elektrischen Kraftquelle für den halben Bundesstaat New York.



Jakob Friedrich Schöllkopf (1819–1899), der ausgewanderte Schwabe als gestandener Mann.

Jakob Friedrich Schöllkopf starb in den USA am 15. September 1899 als reicher und berühmter Mann. Eine ehrene Gedenktafel an einer Brücke über den Niagara-River erinnert in seiner neuen Heimat an den Weitblick und den Unternehmungsgeist dieses tüchtigen Schwaben.

In Kirchheim wurden eine Schule, eine Straße und ein Brunnen nach ihm benannt. An der Schöllkopf-Kapelle jedoch fehlt jeder Hinweis auf ihren berühmten Stifter! Dazu kommt noch der ungepflegte Bauzustand, was nicht nur die Kirchheimer als peinlich empfinden müßten! Kulturdenkmäler sind eben nicht nur Geschenke für die Nachwelt, sondern auch Verpflichtung zur Erinnerung und Bewahrung!

*Marienkapelle unter den Linden, Totenkirchlein, Kelter, Werkhaus, Schöllkopf-Kapelle*

Genau an der Stelle, wo sich heute die Schöllkopf-Kapelle befindet, stand bis 1902 das Kirchheimer «Werkhaus»<sup>2</sup>. Ein Gemälde aus dem 19. Jahrhundert zeigt ein breit ausladendes Gebäude mit Türmchen und Glocke. Dieses Haus war ursprünglich die «Äußere Kelter», der Name erklärt sich aus der Lage außerhalb der Stadtmauer. Nachdem man im



*Kircheninneres – Blick nach Süden. Man sieht die zeltförmig angeordnete Holzdecke mit ihren Querstangen, ein typisches Merkmal der Dolmetsch-Kirchen. Flecken im Verputz stammen von Wassereinbrüchen am Südgiebel.*

frühen 19. Jahrhundert den Weinbau in Kirchheim eingestellt hatte, wurde das Gebäude zu einem städtischen Bauhof mit unterschiedlichen Nutzungsarten «umfunktioniert».

Auf dem Platz vor dem Werkhaus stand bis 1840 ein aus dem Mittelalter überkommenes «Totenkirchlein». In einer Quelle von 1581 heißt es: *Kirchlein beim Gottesacker, wo den verstorbenen Kindern das Glöcklein geläutet wird*. Entsprechend den mittelalterlichen Bauvorstellungen war die Achse dieser Kirche einigermaßen geostet, während bei der jugendstilzeitlichen Schöllkopf-Kapelle der Chor nach Norden gerichtet ist. Der Kirchheimer Historiker Rolf Götz konnte jüngst beweisen, daß es sich bei dem «Totenkirchlein» um die bis ins Mittelalter zurückverfolgbare «Marienkapelle unter den Linden» handelt, die offensichtlich in der Reformation ihres Marienkultes beraubt worden war.

Das hohe Alter, der Name und die Lage dieser Kirche nahe dem Zusammenfluß von Lindach und Lauter erinnern an einen Hinweis in der Schwäbischen Chronik des Thomas Lirer von 1486, nach der sich der Ort «Kirch»-heim um eine frühmittelalterliche Marienkirche zwischen Lauter und Lindach entwickelt habe. Auch wenn Rolf Götz an der Zuverlässigkeit der Lirerschen Chronik zweifelt, so

steht doch fest, daß es sich bei dem um 1840 abgerissenen «Totenkirchlein» um eine sehr alte Kapelle handeln muß, denn in einem Baugutachten von 1754 ist zu lesen, *dieses Kirchlein [ist] so alt, daß nicht allein von dessen Erbauung oder der Zeith derselben in denen vorhandenen Scriptis vel Documentis weder etwas zu finden noch weniger aber Jemanden davon erinnerlich [ist]*.

1741 soll das Kirchheimer Totenkirchlein manns- hoch durch die nahegelegene Lindach überflutet gewesen sein. Dies bedeutet, daß das Eingangsniveau der alten Marienkapelle viel tiefer lag als das der Schöllkopf-Kapelle heute; letztere steht hochwasserfrei auf dem Niveau der angrenzenden pleistozänen Niederterrasse. Dies war wohl auch der Grund, warum das Kirchlein 1840 aufgegeben wurde: Man wollte den Uferbereich der Lindach über den Hochwasserpegel hinaus aufschütten und opferte deshalb das alte, baufällige Kirchengebäude. Kanzel, Empore und vielleicht auch das Glockentürmchen wurden ausgebaut und fanden in dem dahinterstehenden Werkhaus neue Verwendung.

Weiter ist zu vermuten, daß die Grabsteine des 1621 verstorbenen Kirchheimer Burgvogts Johann David von Lomersheim und des 1721 verschiedenen

Kirchheimer Forstmeisters Otto von Grünenwald ebenfalls aus dem Totenkirchlein stammen und erst nach 1840 ihren Platz neben der Schöllkopf-Kapelle an der westlichen Friedhofsmauer fanden<sup>3</sup>.

*Ein Gang durch die Kirche –  
Dolmetsch-Jugendstil vom Feinsten!*

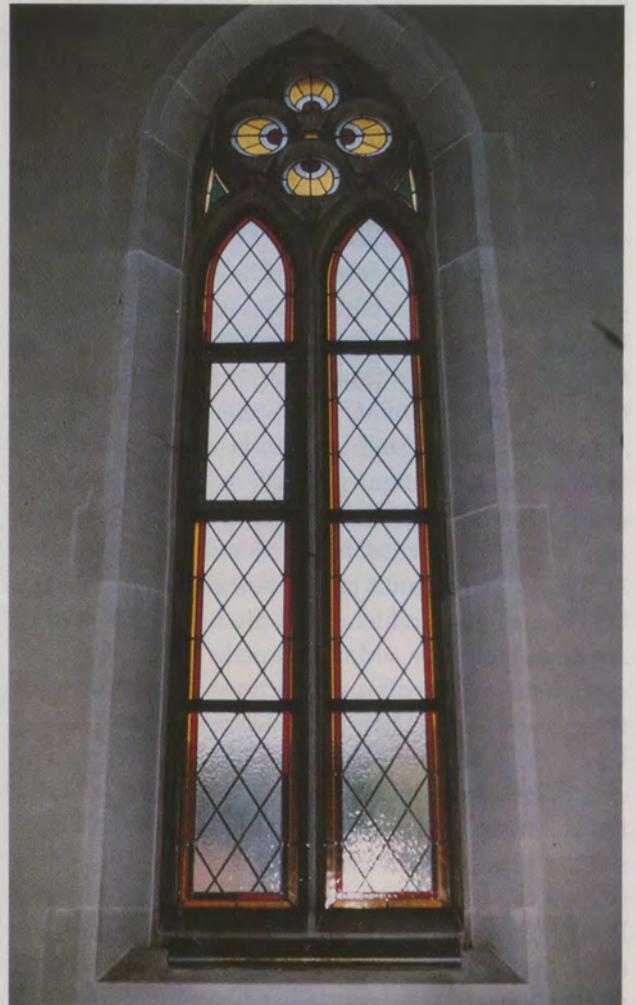
Trotz der augenfälligen Bauschäden ist es heute ausgesprochen reizvoll, das seit seiner Erbauungszeit kaum mehr veränderte Kirchengebäude von allen Seiten zu besichtigen. Mit Ausnahme des Glasfensters im Chor, das 1954 von Wolf-Dieter Kohler nach einer Szene aus Offenbarung 8, Vers 1–5, einfühlsam in das Ensemble eingefügt wurde, stammt die Ausstattung des Gotteshauses noch aus der Zeit um 1900. Auch im Inneren sind Böden, Sitzbänke, Empore, Wandvertäfelung, Holzdecke und Türen mit Material und Farbe in ihrer Ursprünglichkeit erhalten.

Die verspielte, ins Neugotische tendierende Gestaltung der Schöllkopf-Kapelle entspricht dem Jugendstil einer württembergischen Dolmetsch-Kir-

che. Eine Einsichtnahme des Verfassers in die Bauakte des evangelischen Dekanats in Kirchheim ergab, daß der königliche Oberbaurat Heinrich Dolmetsch aus Stuttgart tatsächlich die Bauaufsicht über die Schöllkopf-Kapelle ausgeübt hatte<sup>4</sup>.

Die Innenräume der Dolmetsch-Kirchen mit ihren Jugendstil-Ornamenten, den sinnbildlichen Formen von Blättern und Trauben an Holzdecke und Wänden, bewirken ebenso das Gefühl von Bewegung und Lebendigkeit wie die vielen bunten Glasscheiben, mit denen Türen und Fenster geschmückt sind<sup>5</sup>. Auch die Brüstung der Empore, das Orgelgehäuse und die kunstvoll gestalteten Eisenbeschläge verstärken diesen Eindruck.

Wesentlichster Gesichtspunkt für die Gestaltung einer Dolmetsch-Kirche war die Predigt, die Verkündigung des Wortes Gottes. Jedes Gemeindeglied sollte den Pfarrer gut hören und sehen können. Dem dienten auch die Ausrichtung der Empore und die Anordnung der Bänke. Die Gestaltung des Kircheninneren betont das Gefühl der Zusammengehörigkeit von Gemeinde und Prediger. Besondere Bedeutung kommt dabei der bemalten Holzdecke



Detail der Dachkonstruktion in der Kirchheimer Schöllkopf-Kapelle: Die Verankerung einer Querstange wird auch zum Dekor.



Linke Seite: rechts ein neugotisches Seitenfenster, daneben der Blick auf den Altar und ein Glasfenster aus dem Jahr 1954, eine neuere Zutat zum Jugendstilensemble.

zu; sie legt sich wie ein Zeltdach schützend über die hier Versammelten, optisch getragen von kunstvoll geschmiedeten Querstangen. Wir stehen im Zelt Gottes, der Stiftshütte, im Allerheiligsten des ausgewählten Volkes. Den Juden war der Zugang verwehrt, der Kreuzestod hat den Vorhang zerrissen und die Tür frei gemacht ...

Heinrich Dolmetsch hatte schon 1899 die Kirchheimer Martinskirche in der ihm eigenen Stilform umgebaut. Viele ältere Kirchheimer fühlen sich deshalb beim Betreten der Schöllkopf-Kapelle in die heimelige Atmosphäre ihrer alten Stadtkirche zurückversetzt, die bis in die 60er Jahre von den gleichen Jugendstil-Elementen geprägt war.

Leider galt nach der Jahrhundertmitte der Jugendstil als eine geistige und stilistische Verirrung, als eine schlechte Nachahmung der mittelalterlichen Gotik, und so fielen nach und nach die meisten Dolmetsch-Kirchen Württembergs – darunter auch die Kirchheimer Martinskirche – dem neuen Zeitgeist zum Opfer. Glatte Wände und kühle Farben dominieren nun in den «renovierten» Gotteshäusern.

Inzwischen denkt man anders und sucht wieder die Atmosphäre der alten Kirchen, die Wärme und Geborgenheit ausstrahlen. Heute stellen die wenigen noch erhaltenen Dolmetsch-Kirchen kunstgeschichtliche Raritäten dar. Ein gelungenes Beispiel ist die Nikolaus-Kirche im benachbarten Beuren. Verglichen mit ihr hat die Schöllkopf-Kapelle den unschätzbaren Vorteil, daß sie inwendig wie auswendig der gleichen Kunst- und Zeitepoche entstammt und somit keinen stilistischen «Wolpertinger» darstellt wie so manches andere ältere Gotteshaus im Lande.

*Ein komplexes Thema: Wer alles ist für die Schöllkopf-Kapelle verantwortlich?*

Vor Baubeginn der Schöllkopf-Kapelle wurde 1902 das Werkhaus, das seit 1840 provisorisch als Aussegnungsstätte diente, abgerissen. Das damit freigewordene städtische Gelände wurde der evangelischen Kirchengemeinde für die neue Friedhofskirche kostenlos zur Verfügung gestellt. So kam es beim Bau der Schöllkopf-Kapelle zu einer Vermengung verschiedener Besitzrechte: Die Kapelle steht auf städtischem Baugrund, bezahlt mit den zweckgebundenen Mitteln der städtischen Schöllkopfstiftung (25 000 Goldmark plus 4 000 Goldmark Zinsen für die Jahre 1898–1904), ergänzt durch die Kirchenkollekte der evangelischen Gemeinde (10 000 Goldmark). Da um 1900 Stadtkommune und evangelische Kirchengemeinde weitgehend identisch waren, hatte man offensichtlich mit der Vermischung dieser Besitztitel keine Probleme. Aufgrund des geschilderten Stiftungsvorgangs steht aber m. E. zweifelsfrei fest, daß die Stadt Kirchheim zumindest «stiller Teilhaber» der Schöllkopf-Kapelle ist, auch wenn die Betreuung des Kirchengebäudes von Anfang an in den Händen der evangelischen Kirchenverwaltung lag.

Auf dem Kirchheimer Rathaus sieht man das heute anders: Oberbürgermeister Jakob betonte jüngst in einem Interview der Stuttgarter Zeitung, daß bei der Schöllkopf-Kapelle die Eigentumsverhältnisse *nicht verwischt* werden dürften, d. h., nach Meinung der Stadtverwaltung ist die sanierungsbedürftige Friedhofskirche ausschließlich Eigentum der evangelischen Kirchengemeinde<sup>6</sup>. Ihr fehlen aber die

Mittel, um die Schöllkopf-Kapelle aus eigener Kraft sanieren zu können, leidet sie doch schon unter den immensen Kosten für die Erhaltung der 800 Jahre alten Kirchheimer Martinskirche.

*Ist also die Schöllkopf-Kapelle nicht mehr zu retten?*

615 000 DM müssen nach jüngsten Berechnungen der Architekten für eine Komplettsanierung veranschlagt werden. Je länger man sie aber hinauszögert, desto teurer kommt die Rettung der Schöllkopf-Kapelle, denn über schadhafte Dach- und Mauerabdeckungen sickert ungehindert Wasser ein und zerstört kontinuierlich die Bausubstanz.

Deshalb hat der Schwäbische Heimatbund Kirchheim/Teck auf seiner Mitgliederversammlung am 9. Februar 1996 beschlossen, eine Aktion zur Rettung der Schöllkopf-Kapelle anzustoßen. Das Landesdenkmalamt wurde angeschrieben und auf den gefährdeten Zustand des Kulturdenkmals hingewiesen. Von dort wurde über Dr. Sabine Weyrauch Bereitschaft signalisiert, das Gebäude in ein Förderprogramm aufzunehmen, sobald von Eigentümer-

seite ein entsprechender Antrag gestellt ist. Leider kann mit den zu erwartenden Zuschüssen des Landesdenkmalamts nur ein Teil der Sanierungskosten aufgefangen werden; der überwiegende Rest ist auf andere Weise aufzubringen, so zum Beispiel über eine Spendenaktion, wie sie der Heimatbund Kirchheim initiiert hat. Jeder kann durch seinen Beitrag auf das nachstehende Konto mithelfen, eine der letzten stilistisch reinen Dolmetsch-Kirchen Württembergs zu erhalten; auf Wunsch werden Spendenbescheinigungen ausgestellt: **Schwäbischer Heimatbund (Kirchheim), Kennwort «Schöllkopf-Kapelle», Kontonummer 10 250 424, Kreissparkasse Esslingen, BLZ 611 500 20.**

Schon mehr als 20 000 DM sind innerhalb von wenigen Monaten auf diesem Konto eingegangen, eine erfreuliche Summe, und allen Spendern sei ein herzliches Dankeschön gesagt. Doch angesichts der vorhin veranschlagten Gesamtkosten ist das nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Unser Ziel muß sein, noch 1996 so viele Mittel aufzubringen, daß über eine Sanierung des Daches wenigstens die Gebäudesubstanz gesichert werden kann. Der Kirchheimer Gemeinderat hat am 18. 9. 1996 einstimmig beschlossen, die Renovierung der Schöllkopf-Kapelle mit 120 000 DM zu unterstützen.

Zur allgemeinen Information über den Zustand der Schöllkopf-Kapelle hat der Heimatbund zwei Bildokumentationen in Kirchheim ausgelegt: einmal bei Ruth Müller-Kneile, DIESUNDAS, Sofienstraße 2, und bei der Buchhandlung Roland Schöllkopf, Schloßplatz 3. Dort können sie von jedermann zu den üblichen Geschäftszeiten eingesehen werden.

#### ANMERKUNGEN

- 1 Barbara Treu-Oertel: Kirchheimer Handwerkersohn erlangte Weltgeltung. In: Beiträge zur Heimatkunde des Bezirks Kirchheim unter Teck, hrsg. vom Verlag des Teckboten, H. 10 (1970), S. 13–19.  
Der Teckbote (Kirchheimer Zeitung) 15. 11. 1994: (wdt) «Handwerkersohn erlangte Weltgeltung».
- 2 Rolf Götz: Vergessene Kirchen in Kirchheim unter Teck und Owen – Zur Lokalisierung und Identifizierung vorreformatorischer Kirchen und Kapellen. In: Schriftenreihe des Stadtarchivs, hrsg. vom Stadtarchiv Kirchheim, B. 15 (1992), S. 37–73.  
Friedrich Heinzelmann: Rundgang durch den Alten Friedhof. In: Schriftenreihe des Stadtarchivs, B. 18 (1994), S. 165–196.
- 3 Abbildungen und Texte zu den Adelsgräbern in: Birgitt und Friedrich Heinzelmann: Der Alte Friedhof in Kirchheim unter Teck. In: Schwäbische Heimat 1992/3, S. 245 f.
- 4 Der Verfasser bedankt sich beim Archiv des Dekanats Kirchheim für die Unterstützung am 15. 9. 1994.
- 5 Theophil Steudle: 800 Jahre Johanneskirche Untergruppenbach – Jugendstilkirche wurde renoviert. In: Schwäbische Heimat 1989/4, S. 343–346.  
Dietrich Braun: Nikolauskirche Beuren. In: Beuren, hrsg. von der Evangelischen Kirchengemeinde Beuren, B. 1 (1988).
- 6 Stuttgarter Zeitung 20. 3. 1996 S. 22: (net) «Heimatbund für die Kapelle».



*Auflösungserscheinungen im Sockelbereich, die schon auf das Mauerwerk übergreifen haben.*

# Thomas Kramer Ein Schwabe im DDR-Comic – Wilhelm Hauff im MOSAIK

Dieser Aufsatz widmet sich den erstaunlichen Einflüssen der Dichtung des 1802 in Stuttgart geborenen Autors Wilhelm Hauff auf den DDR-Comic MOSAIK. Im Auftrag des Zentralrates der FDJ als Gegenpart zum «Schmutz und Schund» des Klassenfeindes als Bilderzeitschrift 1955 aus der Taufe gehoben, entwickelte sich der MOSAIK-Topos schnell genug zum Fluchtpunkt aus einer oft deprimierenden Alltagswelt für eine ständig wachsende Rezipientengemeinde.

Helden aller Abenteuer sind die drei zunächst als Kobolde mit übernatürlichen Fähigkeiten konzipierten Wandergefährten Dig, Dag und Digidag. Ihre geringe Körpergröße schuf zusätzliche Identifikationspotentiale für die angestrebte Lesergruppe. Stilistisch ist MOSAIK der europäischen Zeichenschule der *Ligne Claire* verbunden.

*Die Erlebnisse von Dig, Dag und Digidag – bis 1975 insgesamt 5400 Seiten und 18 300 Bilder*

Nach ersten Abenteuern im Orient und auf einer Südseeinsel verschlägt es die Digidags – so der Gruppenname der Helden – im Dezember 1957 in die Antike. Interessant sind aus heutiger Sicht in den 1958 erschienenen Heften der sogenannten Rom-Serie Vergleiche zu Asterix, der immerhin erst zwei Jahre später in Frankreich das Licht der Comicwelt erblicken sollte. Im Anschluß an ihre Abenteuer in Rom sollten Dig, Dag und Digidag nämlich ähnlich dem populärsten aller Gallier das Imperium zwischen Britannien und Persien durchstreifen. Doch der Start von Sputnik I am 4. Oktober 1957 verhinderte zwei parallel entstehende europäische Comic-Serien mit antiken Schauplätzen. Quasi über Nacht verfügte Redakteur Ernst Dornhof auf Geheiß des FDJ-Zentralrates den Abbruch der Rom-Serie. Ein außerirdisches Raumschiff entführt die Digidags im Dezember 1958 auf den erdäquivalenten Planeten Neos. Nach Zwischenlandungen auf Mond, Mars und einem vom Atomkrieg zerstörten Planeten landet das Raumschiff im März 1959 auf dem Heimatplaneten der Besatzung. Auf einer nur wenig verfremdeten Erde steht die friedliebende Völkergemeinschaft der «Republikanischen Union» der Imperialistenschar des «Großneonischen Reiches» gegenüber. Agentenysterie und Petticoat laden in den Heften 29 bis 44 zum Rendezvous unterm Nierentisch.



*Die Titelseite des MOSAIK Nr. 1 vom Dezember 1955: Dig, Dag und Digidag auf der Flucht vor einem Sultan und seinen Häschern – eine Szene wie aus dem «kleinen Muck».*

Ob Zentralflughafen Berlin-Schönefeld oder Rappbodetalsperre – die Digidags sind auf den Großbaustellen des Sozialismus präsent. Doch der Verlagsleitung ging selbst diese Form einmalig naturalistischer Comic-Umsetzung vom Braunkohlentagebau Böhlen-Espenhain oder «Petrolchemischen Kombinat Schwedt» nicht weit genug. Andererseits glich MOSAIK negative finanzielle Bilanzen wenig populärer Kinder- und Jugendzeitschriften wie «Fröhlich sein und singen» aus. Deshalb gab es keine Probleme, als das andauernde Bevormundung müde Künstlerteam die Digidags im August 1960 erneut an einer Weltraumexpedition teilnehmen läßt. Auf verschiedenen Planeten lernen sie die

der Erde adäquaten Evolutionsstufen kennen. Unter Nutzung des Parentheseprinzips schildern Dig und Dag zwischen den Landungen den Weg der Nutzung der Dampfkraft von der Antike bis ins neunzehnte Jahrhundert. Zwischen 1960 und 1963 wurde ein faszinierendes Bild der Technikgeschichte unter Einbindung bedeutender Erfinderschicksale entworfen. Ob Heron von Alexandria oder August Borsig, Otto von Guericke oder James Watt – wir treffen sie alle. Eingebunden in das jeweilige sozialhistorische Umfeld werden Äolipile und erste deutsche Eisenbahn, Magdeburger Halbkugeln und Kolbendampfmaschine beschrieben. Zwischen Mai 1964 und Juni 1969 begleiten Dig und Dag den Don-Quixotte-ähnlichen Ritter Runkel von Rübenstein im ausgehenden 13. Jahrhundert auf den Spuren Marco Polos von Franken bis Persien.

Im Anschluß an diese bis heute populärste Serie aus dem MOSAIK-Zyklus führte eine abenteuerliche Handlung die Comic-Helden durch die Vereinigten Staaten zwischen 1860 und 1863. Wiederum beeindruckt nach historischen Vorlagen Bodmers und Catlins, Russels und Remingtons gearbeitete regelrechte Comic-Gemälde. Was uns an Karl May be rauschte, zu John Wayne ins Kino trieb, bei Mark Twain amüsierte –, hier begegnet es uns wieder. Nach einem kurzen Intermezzo im Istanbul des Jahres 1837 enden die Erlebnisse der Dagedags im Juni 1975 nach 5384 Seiten mit circa 18 300 Einzelbildern.

Künstlerischer Leiter des MOSAIK-Teams war der Graphiker Hannes Hegen. Über den gesamten Erscheinungszeitraum der Dagedag-Abenteuer zierte ausschließlich sein Name das Titellogo der Zeitschrift. Die Verarbeitung akribisch recherchierter literatur- und kulturgeschichtlicher Quellen verdankt MOSAIK allerdings vor allem seinem Texter Lothar Dräger.

*Vorbilder für die Dagedags:*

*Figuren aus den Werken eines Wilhelm Hauff*

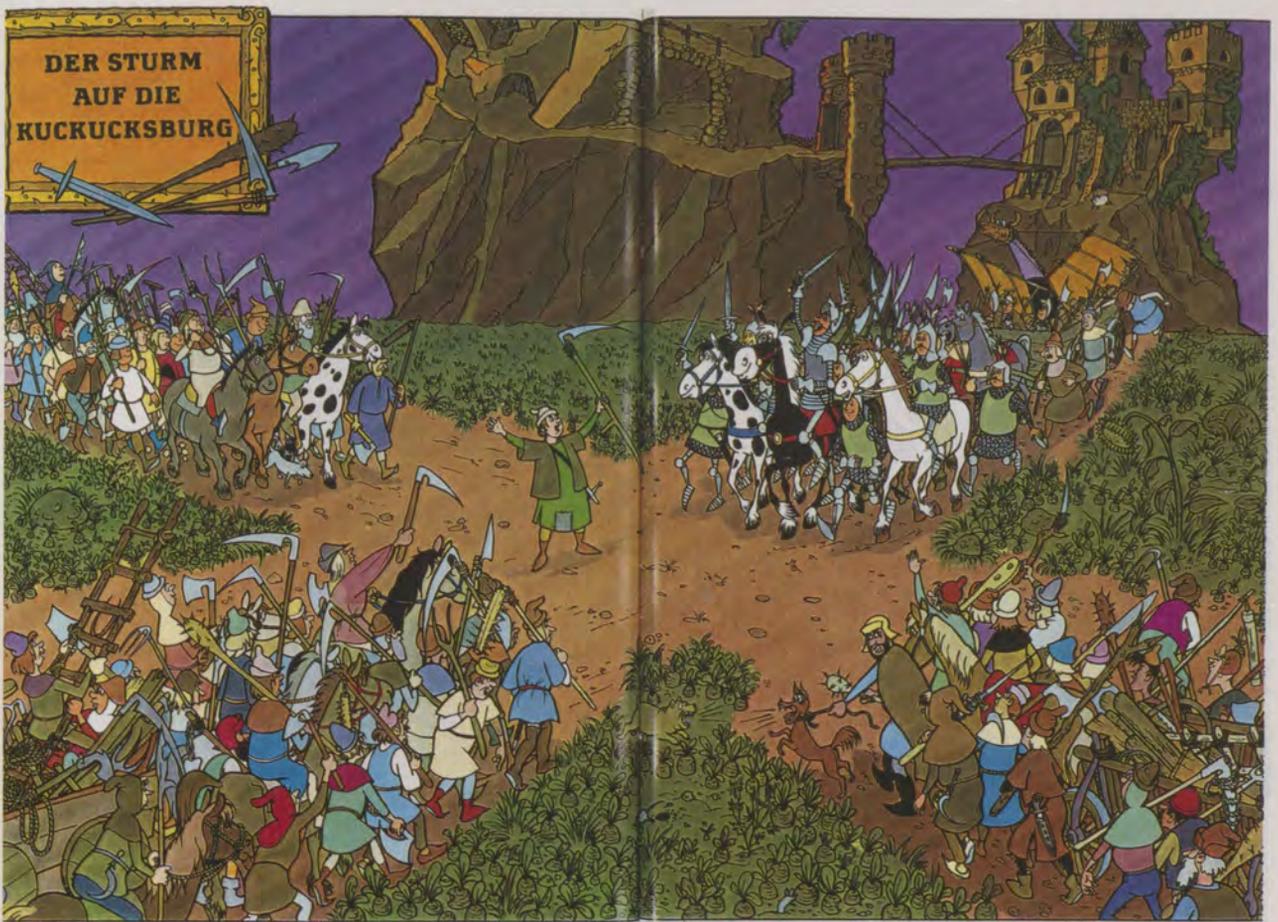
Vielleicht standen Hauffs Märchenfiguren bereits bei der Genesis der Dagedags Pate: Sind Dig, Dag und Dagedag nicht im wahrsten Sinne des Wortes Zwerg-Nasen von Kleiner-Muck-Statur, die schon im Dezember 1955 einem Sultan das Leben schwer machten? Beide literarische Vorlagen waren in den fünfziger Jahren verfilmt worden. Insbesondere die zauberhafte Interpretation des kleinen Muck von 1953 durch Wolfgang Staudte zählt bis heute zu den Highlights des deutschen Kinderfilms. Ohnehin waren die Stoffe des *unverzeihlich früh gestorbenen*

*Wilhelm Hauff*<sup>1</sup> im deutschen Nachkriegskino äußerst populär. Erwin Geschonneck als dämonischer Holländermichel im *Kalten Herz*, dem ersten DEFA-Märchenfilm, fasziniert die Dagedag-MOSAIK-Generation bis heute. In Westdeutschland feierte Liselotte Pulver als Komteß Franziska in Kurt Hoffmanns *Wirtshaus im Spessart* einen Riesenerfolg.

Die farbige Schilderung geheimnisvoller Zauberer, gütiger Kalifen und weiser Wesire entsprachen Hannes Hagens Vorstellungen eines «Bilderbuch»-Orients. Lothar Dräger hatte sich mit Hauffs Gesamtschaffen bereits in früher Jugend auseinandergesetzt. Feinfühlig verstand er es, den Schatz Hauffscher Erzählwelten in die Fabeln um Dig, Dag und Dagedag einfließen zu lassen. Bereits die Vorbemerkungen zu *Lichtenstein* inspirierten ihn zur Umsetzung in einen von ihm getexteten Comic: *Wir rollen diesen Vorhang auf, wir lassen Bild an Bild vorüberziehen, möge das Auge nicht zu frühe ermüdet sich davon abwenden*<sup>2</sup>. Die Hefte 48 bis 50 des MOSAIK führen etwa in den gleichen Zeitraum; Schwäbischer Bund und württembergischer Landesherr gerieten sich 1519 in die Haare.

Nach eigener Aussage wurden Dig und Dag in den bunten Rock gepreßt und landeten nach Ende des Bauernkrieges – also 1525 – in der Gegend um Joachimsthal. In ihrer Begleitung finden wir ihren ehemaligen Rottenführer Kuno. Deutlich spiegelt sich in der Beschreibung seiner Person im DDR-Comic die Charakterisierung seines Berufsstandes, der Landsknechte, durch Hauff wieder. *Diese Menschen, aus allen Enden und Orten des Reiches zusammengelaufen, boten gewöhnlich dem ihre Hilfe an, der sie am besten zahlte; für was und gegen wen sie kämpften, war ihnen gleichgültig. Um sie zu halten, mußte man ihnen vieles nachsehen, und Raub, Mord, Plünderung und Brandschatzung führten sie auf ihre eigene Faust aus, um sich zu entschädigen, wenn sie den Sold nicht richtig bekamen*<sup>3</sup>.

Zusätzliche Informationen über die Umstände des Konflikts um den Schwäbischen Bund zog Lothar Dräger wohl auch aus den Schriften Ulrich von Huttens, der 1929 erschienenen Biographie dieses Humanisten von Otto Flake und Wilhelm Zimmermanns populärem Werk zum *Großen Deutschen Bauernkrieg*. Bereits 1952 war dieses Buch in der DDR neu aufgelegt worden. Für die bildhermeneutische Auswertung des MOSAIK sind die dafür von Hans Balzer geschaffenen Illustrationen von Interesse. Herzog Eberhard der Beleibte von Schnorreshausen, Runkels Landesherr, trägt Züge der Darstellung Herzog Ulrichs von Württemberg im Kapitel 16 *Herzog Ulrich der Geächtete und die Bauern*. Der



Neben geworbenen Landsknechten zog Herzog Ulrich 1518 auch vierzig berittene Bauern an sich. Im Bild Ritter Runkel von Rübenstein, seine Knechte und verbündete Bauern. MOSAIK Nr. 150, Seite 2/3 vom Mai 1969: «Der Sturm auf die Kuckucksburg».

Name «Eberhard der Beleibte» führt uns wieder zum von Dräger verehrten schwäbischen Märchen-erzähler, tragen doch etliche der Grafen von Württemberg den Namen Eberhard, auch der erste Herzog Eberhard im Bart, der natürlich in Wilhelm Hauffs Roman Erwähnung findet<sup>4</sup>. Ulrichs Amtsvorgänger war Eberhard der Jüngere von Württemberg.

Wie kommt es zu der auch bildlich umgesetzten Leibesfülle des MOSAIK-Landesherrn? Herzog Ulrich von Württemberg liebte eine gute Tafel, und wenn in guter Gesellschaft die Becher kreisten, pflegte er nicht sobald das Zeichen zum Aufbruch zu geben<sup>5</sup>. Auch «Schnorrershausen» kommt nicht von ungefähr: Zur Durchsetzung seiner dynastischen Interessen nahm das Vorbild für den MOSAIK-Herzog, Ulrich, fleißig Gelder des französischen Königs Franz.

«Hochzeit auf Burg Rübenstein» – Ritter Runkel von Rübenstein ähnelt Georg von Sturmfeder

Ins MOSAIK der Runkelserie flossen die durch die genannten Quellen zusätzlich genährten Elemente

aus dem Württembergepos in reichem Maße: Ebenso wie einer der Romanhelden gelangen die Digidags in Heft 145 durch einen geheimen Gang in die Burg des Feindes<sup>6</sup>. Bei Hauff wird der verräterische Kanzler Ambrosius Volland wie folgt beschrieben: *Es war ein kleiner Mann (...) unter einem schwarzen seidenen Mantel. Ein kleines spitziges Hütlein saß auf seinen grauen Haaren, tückische Äuglein funkelten unter buschigen Augenbrauen. (...) Eine widerliche Freundlichkeit lag auf seinen eingeschrumpften Zügen*<sup>7</sup>. Man vergleiche die Beschreibung mit der des Kanzlers Herzog Eberhards in Heft 151 Ritter Runkels große Stunde. Sowohl die Schicksale des Herzogs als auch des jungen Ritters Georg von Sturmfeder bei Hauff gleichen in manchem den Runkelschen.

Lothar Dräger faszinierte schon als Kind die Schilderung der Belagerung Stuttgarts durch den zurückgekehrten Fürsten. Herzog Ulrich versuchte zum Erschrecken des Schwäbischen Bundes, aufständische Bauern für sich zu gewinnen – nicht ohne Erfolg. So standen neben seinen Landsknechtsfähnlein auch *vierzig berittene Bauern ohne Sättel*<sup>8</sup> vor der Landeshauptstadt. Auch Runkel ver-



Wie Sturmfeder seine Marie von Lichtenstein so bekommt Ritter Runkel seine Adelaide von Möhrenfeld. MOSAIK Nr. 146, Seite 21, Januar 1969: «Hochzeit auf Burg Rübenstein».

Dort wartet schon der Möhrenfelder Kaplan. Er freut sich, daß er nun doch noch seines Amtes walten kann. „Und so frage ich

dich, Adelaide von Möhrenfeld“ ruft er, „wilst du dieses wackeren Ritters getreue Gattin werden?“ – „Ja!“ erwidert Adelaide.

bündet sich in Ermangelung von Söldnern mit den Bauern seiner Dörfer. Auf Seite 4 von Nummer 151 sehen wir im Zug zur verhaßten Feste auch einige von ihnen auf dem Rücken massiver Ackergäule. *Mir nach – auf die Sturmleitern*, kommandiert Runkel<sup>9</sup> Hewen! *Laßt Leitern anschleppen*<sup>10</sup>, befiehlt Ulrich bei der Belagerung Stuttgarts. Als er endlich wieder im Schloß seiner Väter sitzt, ordnet er nach Wilhelm Hauff die Heiratspläne des ihm in Not und Gefahr treuen Georg von Sturmfeder. *Der Weg, den die berühmten Novellisten unserer Tage bei ihren Erzählungen aus alter oder neuer Zeit einschlagen, ist ohne Wagsäule zu finden und hat ein unverrücktes, bestimmtes Ziel. Es ist die Reise des Helden zur Hochzeit. Mag sein Weg sich noch so oft krümmen, wagt er es sogar, Abstecher zu machen und in Wirtshäusern und Burgen ungebührlich lange zu verweilen, er eilt nachher um so rascheren Schrittes seinem Ziele zu, und wenn er endlich nach so vielen Leiden mit gehöriger Würde in die Brautkammer geschoben ist, pflegt der Autor dem Leser die Türe vor der Nase zuzuwerfen und das Buch zu schließen. Auch wir hätten mit dem herrlichen Reigen im Schlosse zu Stuttgart schließen oder den Leser mit dem Fackelzug des Bräutigams aus dem Buche hinausbegleiten können, aber die höhere Pflicht der Wahrheit und jenes Interesse, das wir an einigen Personen dieser Historie nehmen, nötigt uns, den geneigten Leser aufzufor-*

*dern, uns noch einige wenige Schritte zu begleiten, und den Wendepunkt eines Schicksals zu betrachten, das in seinem Anfang unglücklich, in seinem Fortgang günstiger, durch seine eigene Notwendigkeit sich wieder in die Nacht des Elends verhüllen mußte*<sup>11</sup>.

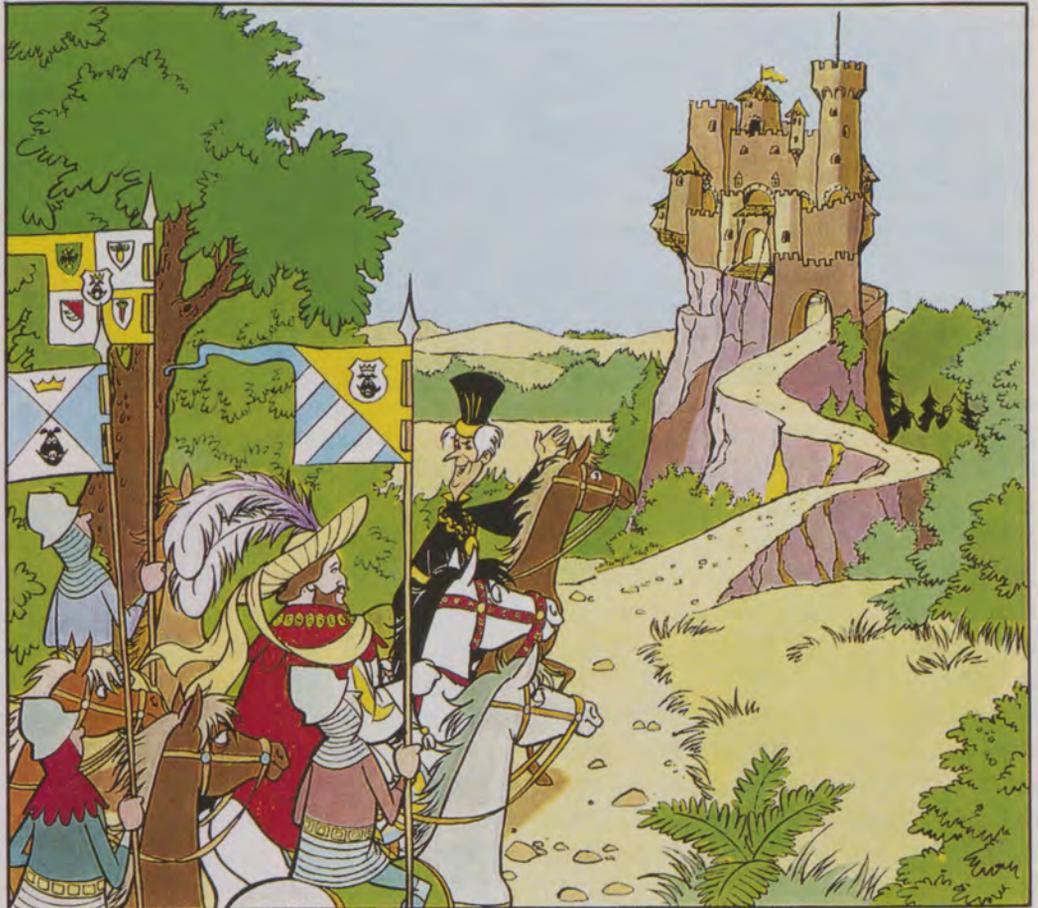
MOSAIK schlug natürlich zunächst den geschilderten Weg herkömmlicher Novellisten ein. Um die Hand seiner Angebetenen, Adelaide von Möhrenfeld, zu erringen, zieht Runkel von Rübenstein auf Schatzsuche in ferne Länder. In MOSAIK-Nummer 146 gibt es dann die von ihm erhoffte «Hochzeit auf Burg Rübenstein». Aber auch die Künstler in der Berliner Waldowallee blendeten nach familiärem Happyend noch nicht ab. Zwar erleben wir nicht die Ehetragödien verbrannter Milch und kalter Beine, doch selbst junges Glück bleibt ob Runkels Charakterschwäche und der Rankünen des Raubgrafen Kuckuksberg nicht gänzlich ungetrübt.

*Lothar Dräger stützt sich nicht nur auf Hauff, sondern auch auf den schottischen Erzähler Stevenson*

Doch seine wohl wichtigste Würdigung erfährt Wilhelm Hauff im letzten Heft der Erfinderserie. Es besteht auch ein faszinierender inhaltlicher Zusammenhang: In Heft 65 sind die Digidags als «Kuriere der Zarin» unterwegs. In der Handlung um den

russischen Dampfmaschinenpionier Polzunow bespricht ein Scharlatan eine Kuh mit der Wunderformel: *Sieben Haare bei Mitternacht sind bei Tage niemals acht*<sup>12</sup>. Das Vorbild dafür ist der Reim: *Drei Vierling, drei Vierling um Mitternacht haben bei Tag ein Pfund gemacht*<sup>13</sup> aus dem *Wirtshaus im Spessart*.

In beiden Fällen soll die Sinnlosigkeit und Verderblichkeit von Aberglauben verdeutlicht werden. Sowohl bei Dräger als auch Hauff handelt es sich um Nebenepisoden zur Auflockerung und Überleitung zu größeren Komplexen. Bei dem Verfasser der *Märchen-Almanache* folgt an die diese Verse bein-



Zur gleichen Zeit nähert sich der Burg ein außergewöhnlicher Besucher. Es ist der Landesfürst Herzog Eberhard der Beleibte

von Schnorrerhausen, dem der Graf und auch Ritter Runkel untertan sind. „Wir sind gleich da, Hoheit!“ ruft sein Kanzler.



Der Landesfürst Herzog Eberhard der Beleibte und sein Kanzler: Auf diesen trifft Wilhelm Hauffs Beschreibung von Ambrosius Volland zu. *MOSAIK* Nr. 151, Seite 14, Juni 1969: «Ritter Runkels große Stunde».

„Der Graf wird über mein Kommen überrascht sein“, sagt der Herzog. „Die Zinsen für das Geld, das er mir geliehen hat, sind ja noch nicht fällig. Aber ich brauche neues! Was meint Ihr, Herr Kanzler, ob er mir noch einmal unter die Arme greifen

wird?“ – „Warum nicht, Hoheit? Er muß Euch doch dankbar sein, daß Ihr seine – hm, ja – nicht ganz ritterlichen Taten gnädig überseht und – hm, ja – sozusagen duldet. Denn sie bringen Euch wieder Nutzen, indem Ihr ihn – hm, ja – anpumpen könnt.“

haltende Gespenstergeschichte die Sage um die Höhle von Steenfall. Im Aprilheft 1964 begegnen wir den Digidags 1852 in Begleitung des deutschen U-Bootpioniers Wilhelm Bauer. Dem englischen Herrscherpaar Victoria und Albert soll auf der von der Queen als Domizil bevorzugten Kanalinsel Wight sein neuestes Tauchbootmodell vorgeführt werden. Unter Einheimischen und Gästen des Dorfes, in dessen Gasthof die Digidags logieren, spukt die Legende vom «Schatz der Santa Margareta». Leicht ortete man Robert Luis Stevensons Kurzgeschichte *die tollen Männer* als eine literarische Quelle für dieses letzte Heft der Erfinder-Serie des MO-SAIK.

Mit Recht wird die 1832 entstandene Erzählung des «Schatzinsel»-Autors ob ihrer Schilderung rauher schottischer Küstenlandschaft und eines packenden Abenteuers zu den Kleinodien seines Werkes gezählt. Mit Hilfe charakteristischer Zitatbeispiele soll zunächst am Stevenson-Stoff aufgezeigt werden, wie geschickt die Comic-Künstler monolithische Vorlagen zu packenden eigenständigen Bildfolgen uminterpretieren. Da der historische Hintergrund um die «unbesiegbare Armada» in Nummer 89 den *tollen Männern* entstammt, gehe ich zunächst auf deren Autor ein, um mich im Anschluß den bei Wilhelm Hauff entlehnten Motiven zuzuwenden.

Bei Stevenson spielt die Story an der Westküste Schottlands. Seine Ortsbeschreibung mutet wie ein Begleittext zur zweiten Seite im MOSAIK Nummer 89 «Der Schatz der Armada» an. Einige topographische Einzelheiten enthält sogar die von den Digidags fingierte Schatzkarte. Deren Existenz ist natürlich ein deutlicher Hinweis auf das populärste Werk Stevensons: In der «Schatzinsel» findet John Silvers Bande Flints vergrabene Reichtümer nicht an der markierten Stelle – Ben Gunn hatte bekanntlich seine «Gründe». Im MOSAIK parodiert Dräger diese Sequenz: Dort, wo Dig und Dag willkürlich ein Kreuz gemacht hatten, liegt doch tatsächlich die spanische Galeone. Schatzsuche und Korsarentum waren seit frühesten MOSAIK-Tagen beliebte Topoi im Digidag-Kosmos. Im Sommer 1588 sicherte Francis Drake als Vizeadmiral unter Howard mit der Vernichtung der spanischen Interventionsflotte bei Gravelines endgültig seinen Platz in den Geschichtsbüchern. Doch lauschen wir den Schilderungen des Wirtes, bei dem Dig und Dag Kost und Logis gefunden haben: *Mit 2600 Kanonen und 30 000 Mann an Bord war eine riesige Flotte von 130 Schiffen nach Calais gesegelt, um die Landung vorzubereiten. Aber unser Admiral Francis Drake griff sie dort an und besiegte sie in einer mörderischen Seeschlacht. Als die zerschossenen, halbwracken spanischen Schiffe, die noch*

*übrig waren, heimwärts segeln wollten, packte sie ein heftiger Septembersturm und warf sie gegen unsere Küste von Cornwall bis Schottland. Kaum die Hälfte der Armada kehrte nach Spanien zurück*<sup>14</sup>.

Die bildliche Umsetzung jener Ereignisse auf Seite 4 in Heft 89 des DDR-Comic vereint zwei Quellen: Eine Vorlage beruht auf dem Stich Elstrackes, der den dreiundvierzigjährigen Seebären darstellt<sup>15</sup>. Im Comic ist deutlich erkennbar, wie die Graphiker und Maler einen Ausschnitt dieses Portraits – die Büste Drakes – als Konterfei des Seehelden in eine andere zeitgenössische Darstellung der Vernichtung der Armada durch die Engländer einarbeiteten: Ein prachtvoller zeitgenössischer Wandteppich im Oberhaus, der die entscheidende Phase der Seeschlacht vor der Insel Wight zeigt. Allegorisch schwebt über den Schiffen das von Löwe und Drache flankierte und dem Motto des Hosenbandordens umkränzte Tudorwappen. Anstelle des Wappens ist im MOSAIK der Kopf Drakes zu sehen. Das *Honi soit qui mal y pense* wurde unter Beibehaltung von Löwe und Drache durch *Sir Francis Drake. Vice Admiral in the revenge*<sup>16</sup> ersetzt.

Um das Schicksal der versenkten Schiffe ranken sich seither viele Legenden. Diese waren Stevenson bereits als Student der Ingenieurwissenschaften während seines Aufenthalts auf den Inseln Earrid und Mull Ende der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zu Ohren gekommen: *Wie man mir erzählt hat, strandete in dem Unwetter, das die Schiffe der unbesiegbaren Armada über die weite Küste Nord- und Westschottlands zerstreute, eines dieser mächtigen Schiffe bei Aros und ging (...) mit Mann und Maus und wehender Flagge unter. Diese Erzählung besitzt eine gewisse Wahrscheinlichkeit, ruht doch ein anderes Schiff dieser Flotte zwanzig Meilen von Grisapol entfernt auf dem Grunde des Meeres. Wie mir scheint, wird diese Mähr ausdrücklicher und häufiger erzählt als irgendeine andre Sage. Selbst der Name des Schiffes haftet im Gedächtnis der Leute und klingt in meinen Ohren echt spanisch. «Espiritu Santo» wird es genannt – ein gewaltiges Schiff mit zahlreichen Decks und Kanonen, beladen mit Kostbarkeiten und spanischen Granden und wüsten Soldatos an Bord, die jetzt (–) klaffertief unter dem Wasserspiegel von ihren Kriegen und Fahrten in alle Ewigkeit ausruhen*<sup>17</sup>.

*Der «mutige Plim» kommt im «MOSAIK» mit dem Schrecken davon, während Hauffs Fischer Falke stirbt*

Im Comic erzählt Kneipenwirt Tom die Geschichte der «Santa Margareta», die 1588 vor Wight samt Besatzung versank. Man sagt, sie sei eines der Flaggschiffe der Flotte gewesen, und habe eine Kasse mit der



Der Capitano, der dem Bürgermeister aus dem Fischerdorf ver-  
dächtig ähnlich sieht, klopft an das Faß, als wolle er prüfen, ob es

voll oder leer ist. Plim bekommt es mit der Angst zu tun. „Wenn er  
gleich nachsieht, was drin ist, geht mir's schlecht.“



Plötzlich schreit der Capitano wütend: „Äks, Heringe!  
Davon gibt's bei uns unter Wasser mehr als genug!“



„Ein Faß Rum wäre mir lieber gewesen! Weg damit, sol-  
len sich doch die Heringe in Rollmöpse verwandeln!“



„Halt, Capitano, ich bin kein Hering und möchte auch kein Rollmöps werden!“  
Plims Geschrei geht im Rumpeln und Poltern des Fasses unter.

Löhnung für viele tausend Mann an Bord gehabt. Dieses Gerücht hat viele Schatzsucher angelockt. Sie haben aber alle das Wrack nicht finden können. Nun geht hier die Sage, daß man seine Lage vom Capitano selber erfahren könnte, wenn man nur Mut genug hat. Da gibt es nämlich im Nebeltal einen Felsen, der heißt «Totes Auge». Wenn dort der Mond hindurchscheint, muß man sich in einem leeren Heringsfaß versteckt auf die Lauer legen. Als bald kommt der Capitano mit seiner Mannschaft dahergezogen; wenn er das Faß sieht, wird er ausrufen: «Was gäbe ich jetzt für einen fetten, saftigen Matjeshering!» Dann muß man aus dem Faß springen, ihm einen Hering unter die Nase halten und rufen: «Den Schatz, Capitano!» Und man sagt, der Spanier würde nicht zögern, die Lage des Schatzes preiszugeben, weil er so einen großen Appetit auf einen herzhaften Happen hat<sup>18</sup>. Die Sinnlichkeit der Schiffsnamen «Espirito Santo» und «Santa Margareta» ist offensichtlich. In der «Schatzinsel» ist Ben Gunn ein Stück guter englischer Käse nach drei Jahren Robinsondasein lieber als alles Seeräubergold. In der «Höhle von Steenfall» tritt an die Stelle der «Espirito Santo» der holländische Carmilhan, (...) einst (...) ein schönes Schiff, mit mehr Gold beladen, als je ein anderes Fahrzeug getragen<sup>19</sup>.

Heißt der Schatzsucher im MOSAIK Plim, so ist der Name des Fischers bei Hauff Falke. Kein harmloser Kneipenwirt, sondern ein Gespenst verrät dem Habgierigen, wie er an die Schätze des Wracks vor dem schottischen Eiland gelangt: *Was du tun mußt, erfordert Mut; du mußt dich gerade vor Mitternacht in die wildeste und einsamste Gegend auf der Insel begeben, begleitet von einer Kuh, die du dort schlachten und dich von jemand in ihre frische Haut wickeln lassen mußt. Dein Begleiter muß dich dann niederlegen und allein lassen, und ehe es ein Uhr schlägt, weißt du, wo die Schätze des Carmilhan liegen*<sup>20</sup>. Diese Handlungsanweisung entspricht in etwa der im MOSAIK. Lothar Dräger schüttelte die ganze Mixtur noch einmal kräftig durcheinander: Aus der Kuhhaut wird ein Heringsfaß. Auch große und kleine Tierfreunde können das Armada-Abenteuer ohne moralische Skrupel genießen: Im MOSAIK wird keine Kuh geschlachtet und ein moralisch verwerflicher Stierkampf mit einem Ritt auf einem Ochsenrücken sogar persifliert. Aber lesen wir, wie bei Hauff die Begegnung des Protagonisten mit den Geistern der Carmilhan geschildert wird: *Er lag dicht am Fuße des Gebirges, welches dieses Tal umschloß, und er fühlte sich so zerschlagen, daß er sich kaum zu rühren vermochte. Er hörte das stillere Brausen der Brandung, und mitten drinnen eine feierliche Musik wie Kirchengesang. Diese Töne waren anfangs so schwach, daß er sie für Täuschung hielt. Aber sie ließen sich immer wieder aufs neue vernehmen, und*

*jedesmal deutlicher und näher, und es schien ihm zuletzt, als könne er darin die Melodie eines Psalms unterscheiden (...). Endlich unterschied er sogar Stimmen, und es deuchte ihm, als vernehme er sogar die Worte jenes Liedes. Die Stimmen waren jetzt in dem Tale, und als er sich mit Mühe zu einem Stein hingeschoben, (...) erblickte er wirklich einen Zug von menschlichen Gestalten, von welchen diese Musik ausging, und der sich gerade auf ihn zubewegte. Kummer und Angst lag auf den Gesichtern der Leute, deren Kleider von Wasser zu triefen schienen. Jetzt waren sie dicht bei ihm, und ihr Gesang schwieg. An ihrer Spitze waren mehrere Musikanten, dann mehrere Seeleute, und hinter diesen kam ein großer starker Mann in altväterlicher, reich mit Gold besetzter Tracht, mit einem Schwert an der Seite und einem langen, dicken, spanischen Rohr mit goldenem Knopf in der Hand. (...) Er blieb kerzengerade vor Willm stehen, und ihm zu beiden Seiten stellten sich andere, minder prächtig gekleidete Männer*<sup>21</sup>. Die düstere Atmosphäre des Geisterzuges – in der Comic-Parodie verkleidete Fischer – regte Lothar Dräger zu dem folgenden Gedicht unter einem zweiseitigen Gemälde an:

*Weißer Nebelschleier wallen,  
drohend ziehen Wolkenballen,  
wilde Meereswoge braust –  
wo ist der, dem es nicht graust  
zu so später Stunde?*

*Horch, nun singt man die Ballada  
von dem Schatze der Armada!  
Schrecklich klingt der rauhe Chor  
an des bleichen Lauschers Ohr  
zu so später Stunde.*

*«Irgendwo an einer Klippe  
liegt ein morsches Schiffsgerippe  
zwanzig Faden tief am Grund –  
oh, das wär ein reicher Fund  
zu so später Stunde!»*

*«Zwanzigtausend Golddublonen,  
stolzeste der Galeonen,  
nahmst Du einst mit Dir hinab  
in dein nasses Wellengrab  
zu so später Stunde.»*

*Aus dem Nebel taucht die blasse,  
ernste Wächterschar der Kasse,  
und der ganze Zug macht bald  
vor der Heringstonne halt  
zu so später Stunde.*<sup>22</sup>

In beiden Fällen entlockten die Helden den tatsächlichen bzw. vermeintlichen Geistern das ziemlich feuchte Schatzversteck. Glücklicherweise werden beide nicht damit. Während der Neugierige jedoch bei

Die gespenstische  
Schiffsbesatzung  
aus «Die Höhle  
von Steenfol» im  
MOSAIK Nr. 89,  
Seite 8/9, April 1964:  
«Der Schatz der  
Armada».



Hauff seine Habsucht mit dem Leben bezahlt, kommt der «mutige Plim» im MOSAIK noch einmal mit dem Schrecken davon. Kurz vor Ende der Digidag-Erlebnisse finden in den Abenteuern in der Türkei 1837 vor allem Motive aus dem Märchen «Die Entführung Fatmes» von Hauff Verwendung. MOSAIK übernimmt das in Hauffs Märchenalmanachen *Die Karawane*, *Der Scheik von Alexandria und seine Sklaven* und *Das Wirtshaus im Spessart* angewandte Parentheseprinzip. In den Heften 45 bis 73 steuert bekanntlich das Raumschiff XR 8 fünf Planeten an, auf denen verschiedene, der Erdgeschichte adäquate Evolutionsstufen herrschen. Zwischen den Landungen auf diesen Planeten lesen die Digidags Episoden aus dem Buch ihrer Abenteuer vor.

Bei der Bearbeitung von Autoren des vergangenen Jahrhunderts erweist sich das MOSAIK als *das Beispiel einer Bilderzählung, in der die Tradition, um überleben zu können, eine radikale Umwälzung erfahren mußte, um so zu etwas völlig Neuem zu werden*<sup>23</sup>. Im Falle des Werkes von Wilhelm Hauff ist es gelungen.

#### ANMERKUNGEN

- 1 Arno Schmidt: Fouqué und einige seiner Zeitgenossen. Bargfeld/Zürich 1987. S. 209.
- 2 Wilhelm Hauff: Lichtenstein. Romantische Sage. In: Wilhelm Hauffs gesammelte Werke. Erster Band. Berlin o. J. S. 73.
- 3 Ebenda, S. 323.
- 4 Ebenda, S. 309.
- 5 Ebenda, S. 309.
- 6 Ebenda, S. 309.
- 7 Ebenda, S. 353.
- 8 Wilhelm Zimmermann: Der große deutsche Bauernkrieg. Berlin 1974. S. 235.
- 9 MOSAIK Nr. 151, S. 18.
- 10 Wilhelm Hauff, S. 350.
- 11 Ebenda, S. 403.
- 12 MOSAIK Nr. 65, S. 17.
- 13 Wilhelm Hauff: Das Wirtshaus im Spessart. In: Wilhelm Hauffs gesammelte Werke, 3. Band. S. 317.
- 14 MOSAIK Nr. 89, S. 4.
- 15 Samuel R. Gardiner: A Student's History of England from the Earliest Times of the Death of Queen Victoria. Vol. II. London/New York/Bombay 1903. S. 448.
- 16 MOSAIK Nr. 89, S. 4.
- 17 Stevenson, S. 13/14.
- 18 MOSAIK Nr. 89, S. 5.
- 19 Wilhelm Hauff: Die Höhle von Steenfol, Dritter Band. S. 323.
- 20 Ebenda, S. 324.
- 21 Ebenda, S. 330.
- 22 MOSAIK Nr. 89, S. 9.
- 23 Cesare Guilio Cuccolini: Die Tradition des Neuen. Oder: Zu den Wurzeln der Bildlichkeit von Hal Foster. In: Andreas C. Knigge/Richard Marschall: Das große Hal Foster Buch. Hamburg 1992. S. 40.

## Michael Schick Steiger-Automobilbau 1918–1926

In der kleinen Gemeinde Burgrieden, die vier Kilometer nordöstlich von Laupheim und 20 Kilometer südlich von Ulm liegt, war im ersten Viertel unseres Jahrhunderts ein bedeutender Industriezweig angesiedelt. Der technische Betrieb war für das damalige Oberamt Laupheim einmalig. Bis heute ist in dieser Region keine vergleichbare Firma zu finden, die es in so kurzer Zeit zu so viel Ruhm und Anerkennung gebracht hat. Gemeint ist die fast vergessene Appretur- und Automobilfirma Steiger.

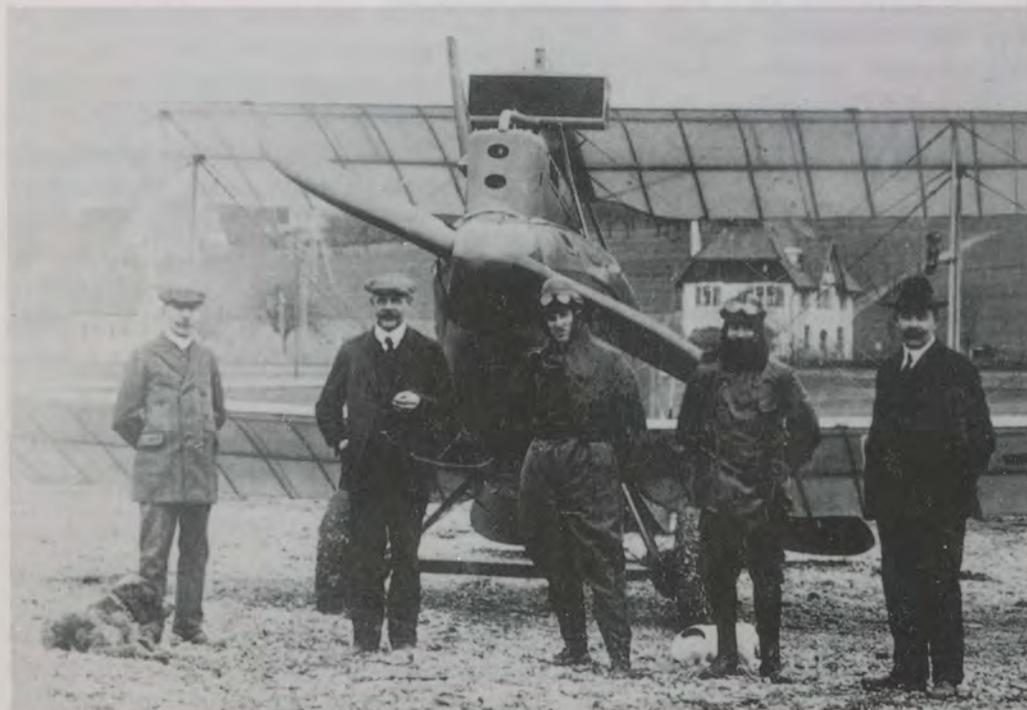
Bevor jedoch die Firma Steiger 1906 in Burgrieden ansiedelte, war an dem Fließchen Rot die Säg- und Mahlmühle des Ambrosius Locherer und Johannes Weinbuch. Zum ersten Mal wurden diese im Jahr 1859 in der Genehmigungsurkunde für die Wasserrechte erwähnt.

Der Vater des Firmengründers Walther Steiger, Johann-Ulrich Steiger, hatte bereits im Jahr 1868 in Ulm an der Donau eine Feinweberei eröffnet. Die heute noch existierende Firma ist unter dem Namen Steiger & Deschler bzw. ULMIA in der Textilindustrie bekannt. Der Fabrikant Johann-Ulrich Steiger, der übrigens Schweizer Staatsbürger war, wollte, daß seine fünf Söhne im Weberhandwerk tätig werden. Nachdem sein Sohn Walther Steiger in der Schweiz Chemie studiert hatte, war er bestens geeignet, eine Stoffbleicherei und Färberei zu führen. Zu diesem Zweck kaufte Johann-Ulrich Steiger die erwähnte Mühle an der Rot mit den vorhandenen

Wasserrechten. Auf dem ca. 20 000 m<sup>2</sup> großen Grundstück wurde im Jahr 1906 die Fabrikhalle mit einer Fläche von ca. 4000 m<sup>2</sup> errichtet. Für den Antrieb der Maschinen und Apparate wurden zwei Voith-Turbinen samt einer Transmissionsanlage eingebaut. Etwa zwei Jahre später kam zu dem Stoffbleichen und Färben noch die Produktion des Tuchstoffs «Kaliko» dazu.

### *Im Ersten Weltkrieg Reparaturen von Flugzeugen*

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges veranlaßte die Heeresverwaltung in Berlin, das Steiger-Werk zum Rüstungsbetrieb umzufunktionieren. Die Führung in Berlin bestimmte für die oberschwäbische Firma die Herstellung von Granaten und Bombenzündern. Weiterhin mußten mit dem Tuchstoff «Kaliko» die damaligen Jagdflugzeuge repariert werden. Für diese Rüstungszwecke wurden im Steiger-Werk einige Dreh-, Bohr- und Fräsmaschinen installiert. Für die Flugzeugreparatur wurden Hallen in der doppelten Größe der vorhandenen Fabrikhalle erstellt. Im Jahr 1916 wurde Walther Steiger zudem verpflichtet, die Motoren der Flugzeuge zu reparieren. Für diese Aufgabe war der technisch begabte Chemiker Steiger überfordert; deshalb wurde der bekannte Motorenkonstrukteur Paul Henze nach Burgrieden zwangsverpflichtet. Paul Henze, zuvor schon bei einigen Firmen der



*Ulrich (links) und Walther Steiger (rechts); die Namen der drei anderen, darunter die Piloten, sind nicht bekannt. Das Flugzeug vom Typ «Albatros» mit einem 200 PS-NAG-Motor wurde 1916 oder 1917 gebaut.*

*Rechts oben: So warb Steiger für seine noch nicht produzierten Flugzeuge.*

*Rechts unten: einer der ersten Motoren auf dem noch etwas provisorischen Prüfstand. Hier ein Vier-Zylinder-Reihenmotor, 1917.*



Das Ergebnis seiner Planung konnte sich sehen lassen, Paul Henzes neuestes Kind war ein Ottomotor nach dem Viertakt-Prinzip. Die Zylinderbohrung hatte das Maß von 72 mm sowie einen Kolbenhub von 160 mm. Der Motor besaß eine obenliegende Nockenwelle, die durch die Kurbelwelle angetrieben wurde; die vertikale Kraftübertragung zwischen Kurbel- und Nockenwelle wurde durch die sogenannte Königswelle mit schräg verzahnten Zahnrädern übernommen. Die Kolben des Motors ließ Henze in dem damals noch seltenen Elektrometall herstellen; heute ist dieses Elektrometall als Aluminium bekannt. Er begründete diese Entscheidung mit den Gesetzen der Physik: Ein Alukolben ist leichter zu bewegen als ein um vieles schwererer Graugußkolben.

Die Leichtmetallkolben wurden in der eigenen Gießerei hergestellt; diese wurden in der Kokille (Gießform) gegossen. Zur Abdichtung und Erhöhung der Kompression wurden die Kolben mit drei Kolbenringen versehen. Durch das extreme Verhältnis von Bohrung und Hub leistete der Motor bereits bei niedrigen Drehzahlen eine erstaunlich

Autoindustrie beschäftigt, war im Bereich des Motoren- und Fahrzeugbaus eine besondere Kapazität. Im Jahr 1903 begann seine Laufbahn bei Cudell in Aachen, dann eröffnete er im belgischen Nessonvaux eine Autofabrik. 1908 ging er nach Böhmen zur Reichenberger Autofabrik, danach wechselte er zur Firma Imperia. Nach einem kurzen Aufenthalt in Sulz im Elsaß wurde Paul Henze nach Burgrieden beordert.

Bis zum Kriegsende 1918 wurden im Steiger-Werk 278 Jagdflugzeuge repariert und instandgesetzt, weiter wurden mehrere hunderttausend Zünder und Granaten hergestellt.

Durch die Friedensstimmung im Jahr 1916 wurden Walther Steiger und Paul Henze nachdenklich, was wohl aus den ca. 400 Arbeitern wird, wenn keine Rüstungsgüter mehr benötigt werden. Das Resultat ihrer Überlegung war die Produktion von großen Ackerschleppern. Im folgenden Jahr wurde ein solcher Ackerschlepper als Prototyp hergestellt; zu einer Produktion kam es aber nicht.

#### *Konstruktion eines Personenwagens mit fortschrittlicher Technik*

Eine weitere Überlegung war, Personenwagen herzustellen, denn Paul Henze hatte bei seinen vorherigen Arbeitgebern einiges gelernt und geistig mitgenommen. Der Motoren- und Fahrzeugkonstrukteur Paul Henze wollte seine langjährige Berufserfahrung in einem Fahrzeug beweisen. So vereinigte er die Vorteile der langhubigen Rennmotoren mit obenliegender Nockenwelle und die Vorteile der leistungsfähigen Flugzeugmotoren nach dem Quersstromverfahren in einer Konstruktion.





hohe Leistung. Bis heute ist in der Automobilindustrie ein solch extremes Verhältnis von Bohrung und Hub nicht mehr aufgetreten.

Die maximale Leistung von ca. 50 Pferdestärken wurde bei einer Drehzahl von nur 2800 Umdrehungen in der Minute erreicht.

*Mindestens 3000 «deutsche Bugatti»*

In der damaligen Autofahrerzeitschrift «MOTOR» wurde bereits seit November 1918 mit ganzseitigen Annoncen geworben. In der ersten Werbung warb die Firma Steiger für Flugzeuge, Motorschlepper und Personenwagen. Als Grafik ist in der oberen Blatthälfte ein Doppeldecker-Flugzeug abgebildet. Weitere dreizehn andere ganzseitige Annoncen sind etwa halbjährig abgedruckt.

Das letzterwähnte Produkt, die Personenwagen, wurden zum Verkaufserfolg. Nach einigen technischen und optischen Verbesserungen wurde der Steiger-Wagen als deutscher Bugatti der 20er Jahre bezeichnet und bekannt. Bis 1924 wurde an der Technik und der Karosserie wenig verändert. Seit jenem Jahr wurde serienmäßig die außenliegende Kulissenschaltung nach innen verlegt. Weiter wur-

den die Fahrzeuge mit Vorderradbremsten ausgestattet.

Fährst du einen Steiger aus Burgrieden, so bist du das ganze Jahr zufrieden, war bei den Kunden der Firma Steiger zu hören. Das Modell 10/50 PS als Tourenwagen (Cabrio-Version) war der Verkaufsschlager. Er erreichte eine Höchstgeschwindigkeit von 120 km/h und der Motor verbrauchte nur zwischen zehn und zwölf Liter Treibstoff. Ausgezeichnet haben die Steiger-Wagen die enorme Qualität und Präzision sowie die Zuverlässigkeit. Ein Nachteil dieser Wagen war der hohe Preis, ein einfacher 10/50-PS-Tourenwagen kostete 1922 ca. 14000 Reichsmark!

Von den Steiger-Wagen wurden insgesamt zwischen 3000 und 4000 Fahrzeuge hergestellt. Die einzelnen Produktionszahlen der Sport- und Tourenwagen sowie Limousinen sind nicht bekannt. Die Wochenproduktion des Steiger-Werks belief sich auf fünf bis sieben Fahrzeuge, wobei im Werk Burgrieden nur die Chassis hergestellt wurden, also Fahrzeuge ohne Karosserie. Die Kunden bekamen ihr edles Fahrzeug – wie damals bei den meisten Firmen üblich – in einem erschreckend nüchternen Zustand ausgeliefert, denn das Chassis ist nur der

Rahmen mit dem Fahrwerk sowie den technischen Einrichtungen. Die Käufer mußten also mit ihrem Fahrzeug erst einen Karosseriebauer aufsuchen, um dem Auto ein Blechkleid zu verpassen.

Im Frühjahr 1921 übernahm Hans Neuer die Leitung des Karosseriebaus bei Steiger. Auf Grund seiner Erfahrungen, die er bei der bekannten österreichischen Karosseriefabrik ÖFFAG in Wiener Neustadt gesammelt hatte, gelang es ihm, dem Stei-

ger-Wagen ein elegantes und schnittiges Aussehen zu verleihen. Damals bekamen die Steiger-Wagen an Stelle des bisherigen spitzbogenförmigen Kühlers die markant schlanke Form mit der scharf vorspringenden Nase, die dem Wagen eine eigene und charakteristische Note verlieh. Im Jahr 1924 gründete Hans Neuer die Karosseriefabrik Neuer & Thieme in Ulm-Söflingen. Die Karosserien, die im Zweigwerk Neu-Ulm der Firma Steiger hergestellt

*Linke Seite oben:  
Die Firma Steiger in  
Burgrieden nordöstlich  
von Laupheim.  
Die Hallen in der  
Bildmitte und links  
davon wurden von  
der Heeresverwaltung  
in Berlin erstellt und  
als Flugzeughallen  
verwendet.*

*Linke Seite unten:  
Die Gebäude ganz  
links wurden bereits  
1904 für eine Stoff-  
bleicherei erstellt.  
Rechts davon die  
Flugzeughallen.*

**Der Steiger.**

**Das Chassis**

**und**

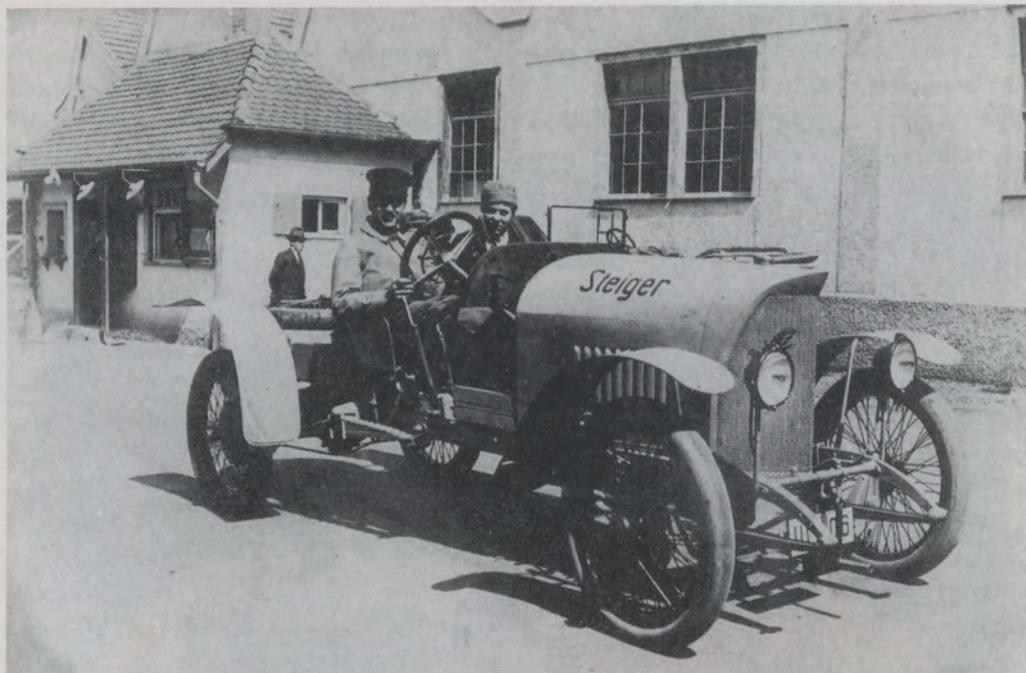
**sein Maschinenblock.**

**WALTHER STEIGER**

**BURGRIEDEN - WÜRTEMBERG.**

BLEICHER.

*Werbung in der  
Zeitschrift «Motor  
von Braunwitsch»,  
Januar 1921.*



Walther Steiger und seine Frau Maria kommen von einer Ausfahrt zurück; 1916 oder 1917. Das Fahrzeug ist noch nicht karosseriert. In diesem Zustand wurden damals die Fahrzeuge an die Kunden ausgeliefert.

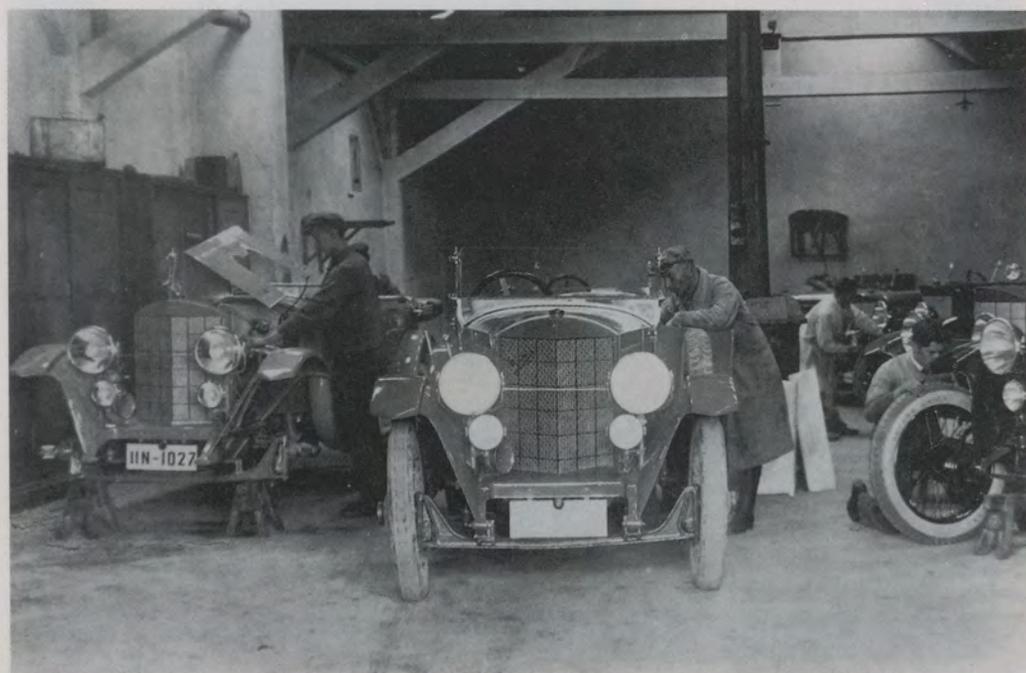
wurden, scheinen aber wenig befriedigend ausgefallen zu sein, denn sehr bald wurde dort die Fabrikation wieder eingestellt, und man vergab die Aufträge nun an das Karosseriewerk Neuer & Thieme in Ulm.

Nachdem die Firma Steiger als Opfer eines Aktionärsbetrugs (worüber noch berichtet wird) im Jahr 1926 liquidiert worden war, mußte im nächsten Jahr auch die Firma Neuer & Thieme Konkurs wegen fehlender Aufträge anmelden. Im Jahr 1928

wurde dann diese Karosseriebaufirma von dem Ulmer Karosseriebauer Karl Kässbohrer übernommen.

#### *Steiger-Wagen bei Autorennen erfolgreich*

Bei unzähligen Autorennen konnten sich die Steiger-Werkrennfahrer und Privatfahrer in den ersten Rängen behaupten, hier einige Rennberichte: Beim Baden-Badener Autoturnier, das vom 10. bis 16. Juli



1925: Endmontage der Limousinen und Vorbereitung zur Übergabe an den Kunden. Das Fahrzeug ganz links hat schon ein Nummernschild. Die Wochenproduktion belief sich damals auf fünf bis sieben Automobile.

Rennfahrer und Konstrukteur Walter Kaufmann beim Avus-Rennen in Berlin, 1923 oder 1924.



1922 abgehalten wurde, erreichten die Werksfahrer in der II. Klasse, dem Flachrennen in der Steuerklasse von 8 bis 10 Steuer-PS, den ersten Rang. Fahrer war der Firmenchef Walther Steiger. In der III. Klasse 10 bis 16 Steuer-PS erreichte der Werksfahrer Koch den ersten Rang, und Frau Folville belegte den zweiten Platz. In den Bergprüfungen der Klasse III 10 bis 16 PS erreichte ebenfalls der Werksfahrer Koch den ersten Rang und Frau Folville den zweiten.

Beim weltbekannten Rennen «Großer Preis von Italien», das am 27. Mai 1923 auf der Monza-Bahn veranstaltet wurde, erreichte Daniel Maier mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 104 km/h den zweiten Platz. Bei dem Internationalen 500-km-Rennen für fünfsitzige, vollbelastete Tourenwagen wurden jedem Teilnehmer 75 Liter Brennstoff und 8,45 Liter Öl zugewiesen. Der Werksfahrer Walter Kaufmann, der einen zweisitzigen Steiger-Wagen lenkte, erzielte eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 105,8 km/h. In der letzten Runde mußte er, nur acht Kilometer vor dem Ziel, wegen Brennstoffmangel aufgeben.

Walter Kaufmann erreichte bei einem Bergrennen, das die Solitude Renngesellschaft ausgeschrieben hatte, in der Klasse über 9 PS bei den Industriefahrern den zweiten Platz, ebenso wie Xaver Steinle aus Laupheim in der Klasse über zwei Liter.

Am 29. Juli 1923 fand in der Schweiz das bekannte Klausenpaß-Rennen statt, ein schwieriges Bergrennen. Die Strecke beträgt 23 km und weist einen Höhenunterschied von 1300 Metern auf. Bei stärk-

ster internationaler Konkurrenz erreichten wiederum Werksfahrer der Firma Steiger die ersten Plätze ihrer Klasse. In der Klasse über 11 PS wurde Daniel Maier mit der Startnummer 23 Sieger, mit einer Zeit von 23,15,2 Minuten, und Ingenieur Walter Kaufmann mit der Startnummer 63 erreichte den zweiten Platz.

Bei der Sternfahrt nach Eisenach in Thüringen am 10. Mai 1923 benötigte Alfred Köllner aus Frankfurt mit seinem 10/50 PS-Steiger für die Gesamtstrecke von 190 km eine Zeit von zwei Stunden und 52 Minuten. Er bekam den ersten Preis für die beste Zeit und noch einen weiteren Preis für den besten Gesamtwertungsfaktor.

Die deutsche Dauerprüfungsfahrt fand vom 4. bis 8. Juli 1923 statt; die Strecke betrug 1300 km. Es wurden fünf Werksfahrer zu Siegern erklärt, die ohne Strafpunkte durchs Ziel kamen. Von den fünf Siegern waren insgesamt vier Fahrer der Firma Steiger: Walter Kaufmann aus Königsberg auf 11/55 PS Steiger, Werksfahrer Koch aus Stuttgart auf 10/50 PS Steiger, W. v. Meister aus Bad Homburg auf 11/55 PS Steiger und Alfred Noll aus Düsseldorf mit seinem 10/50 PS Steiger. In der Klasse der Privatfahrer erreichte Rittergutsbesitzer A. Schwengers mit seinem 11/55 PS Steiger den ersten Rang. Die angegebene PS-Klasse, z. B. 10 PS, bezieht sich auf die damalige Steuerformel. Umgerechnet ergibt ein Steuer-PS den Motorenhubraum von ca. 261,7 ccm, dementsprechend hat ein Motor mit 10 Steuer-PS einen Hubraum von rund 2,6 Litern.

Die Liste der Autorennen, in denen Steiger-Fahr-

zeuge eine maßgebliche Rolle gespielt haben, ließe sich über einige Seiten fortsetzen. Bis heute sind mir rund 50 Rennfahrer und Rennfahrerinnen bekannt, die bei nationalen und internationalen Autorennen mehr als 70 Preise auf den ersten drei Rängen erringen konnten. Sicher ist die tatsächliche Zahl der Siege und Plazierungen um einiges höher. Namhafte Rennfahrer wie Fritz von Opel, Erbgraf Alexander zu Erbach, Ernes Merck und Kurt Volkhart waren Piloten der Steiger-Rennwagen. Erfolgreichster Rennfahrer war jedoch der Ingenieur Walter Kaufmann, der neben seiner Tätigkeit als Rennfahrer im Konstruktionsbüro der Firma Steiger beschäftigt war. Walter Kaufmann erreichte insgesamt sieben erste, zwei zweite Preise und einen dritten Preis. Vermutlich ist er noch weitere Autorennen gefahren.

Bei Steiger wurden Tourenwagen, Sportwagen und Limousinen hergestellt, ausgerüstet mit drei verschiedenen Motorleistungen. Es waren Motoren zwischen 2,6 Liter und 3,2 Liter Hubraum bzw. 50 und 70 PS. Für gut zahlende Kunden und für Rennfahrer wurden auch Motoren hergestellt, die eine Leistung bis zu 100 PS aufwiesen.

#### *Aktiengesellschaft von Betrüger in Konkurs getrieben*

Die Autofirma Steiger wurde am 1. Juni 1921 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Das Grundkapital

betrug zehn Millionen Mark, übernommen von Walther Steiger und seinen Brüdern Ulrich, Robert, Oskar und Otto. Den Aufsichtsrat bildeten Walther, Ulrich und Oskar Steiger sowie Hans Adeneuer, der Vorstand war Direktor Ob.-Ing. Paul Henze und Oskar Steiger.

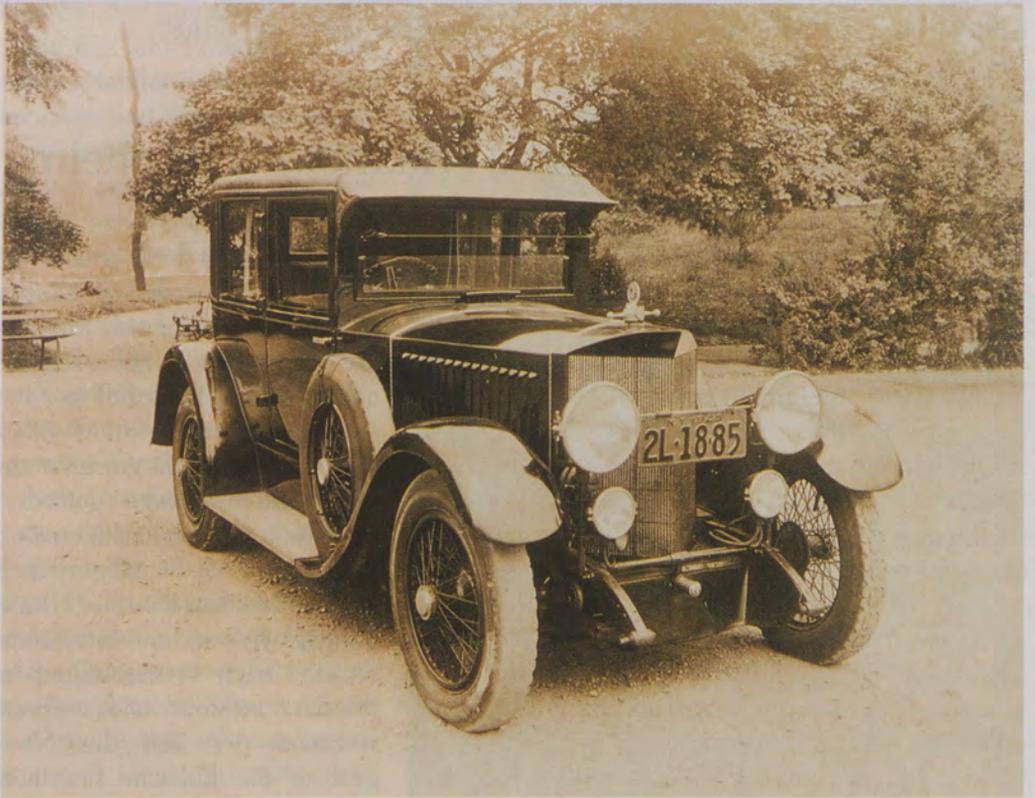
Eine Person des Aufsichtsrats wurde für die Firma zum Verhängnis, denn der Aktionär Hans Adeneuer aus Zweibrücken erlangte auf illegale Weise die Aktienmehrheit. Er stellte dann über eine Hypothekenbank Forderungen an das Steigerwerk. Walther Steiger klagte gegen den Aktionär und bekam vom Reichsgericht in Leipzig recht; die Firma war aber schon durch die Forderungen der Bank ruiniert. Am 25. November 1925 wurde über das Steiger-Werk die Geschäftsaufsicht angeordnet, im Januar 1926 die Automobilfirma Steiger stillgelegt.

Bereits 1923 hatte Walther Steiger bei der Schweizer Auto- und Waffenfirma Martini die Aktienmehrheit erworben, jedoch auf legale Weise. Nachdem der Betrieb in Burgrieden mit hohen Verlusten geschlossen worden war, wanderte Walther Steiger mit seiner Familie in die Schweiz nach St. Blaise zur Firma Martini aus. Hier baute Walther Steiger weiter Automobile unter dem Namen «Martini – der Steiger». Die Martini-Wagen erlangten aber nie den Ruhm und den Erfolg der schwäbischen Vorbilder. Auf dem deutschen Markt konnte sich das Schweizer Produkt nicht durchsetzen.



*Ein 12/70 PS Steiger-Sport mit Vierradbremse beim Eifelrennen 1922. Im Wagen Alfred Köllner und Hans Mensch.*

Innen- und Außen-  
aufnahme eines  
Steiger-Automobils,  
das in die USA  
geliefert wurde. Das  
obere Foto beweist,  
wie luxuriös das Ex-  
portmodell aus dem  
Jahre 1925 mit seiner  
Sonderkarosserie  
ausgestattet war.  
Das Fahrzeug trägt  
eine New Yorker  
Autonummer.



Heute sind von den einst so beliebten und bekann-  
ten Steiger-Wagen nur noch zwei Fahrzeuge be-  
kannt. Die Recherchen über die Firma Steiger er-  
weisen sich als sehr schwierig. Selbst Rückmeldun-

gen auf Annoncen in Fachzeitschriften, die europä-  
weit inseriert wurden, sind mehr als dürftig. Des-  
halb ist der Autor für jedes Detail, ob Erinnerungen,  
Fahrzeugteile oder Fotos, dankbar.



*Grabmale aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, aus rotem Sandstein gefertigt.*

## Ernst Schäll Der jüdische Friedhof in Laupheim

Unbeschwert könnte die Beschreibung eines jüdischen Friedhofs angegangen werden, wäre da nicht das Wissen, daß die nächsten Verwandten der hier Ruhenden – Ehepartner, Geschwister, Kinder oder Enkelkinder – bestialisch ermordet und nie in ein Grab gelegt wurden. Bei vielen Besuchern mischen sich daher wehmütige Gefühle der Beschaulichkeit mit Trauer und Scham über das unbegreifliche Geschehen. Den guten Ort, so nannten sie ihren Gottesacker, die wenigen Überlebenden und die, die sich ins Ausland retten konnten. So nennen sie ihn heute noch, wenn ihre Gedanken dort verweilen.

Von den 144 im Bundesland Baden-Württemberg erhaltenen jüdischen Friedhöfen liegen nur zwei in Oberschwaben, in Bad Buchau und Laupheim. Nimmt man als dritten Ulm dazu, so ist einzuschränken, daß dort nach dem Pogrom und der Vertreibung 1499 der Friedhof zerstört und aufgehoben wurde. Die Grabsteine wurden teilweise für den Münsterbau und für Profanbauten verwendet. Einige später aufgefundene Grabsteine sind ver-

wahrt. Die seit 1806 wieder in Ulm angesiedelten Juden wurden meist in Laupheim beigesetzt. Seit 1845 gab es wieder eine Judengemeinde in Ulm, für die 1852 ein in der Hitlerzeit zerstörter Friedhof angelegt wurde. Ein zufälliger Fund in einem verlassenen Brauereikeller in Munderkingen a. D. hat vor ca. drei Jahren acht gut erhaltene Grabsteine dieses Gottesackers zutage gefördert; zwischenzeitlich sind sie auf dem einstigen Begräbnisplatz bei der Paulskirche wieder aufgestellt. Seit 1899 besteht auf dem städtischen Friedhof Ulm ein jüdischer Beerdigungsplatz. Andere Friedhöfe in Oberschwaben wurden nach Vertreibungen im 14. und 15. Jahrhundert zerstört. Die verbreitete Meinung, daß während der Zeit des Nationalsozialismus in großem Stil jüdische Friedhöfe zerstört wurden, trifft nicht zu. Dies unterblieb bestimmt nicht aus Pietät, sondern weil die Nazis die Zeit noch nicht für gekommen hielten; auch wollten sie das Ausland nicht provozieren, und später gab es für sie andere, schrecklichere Prioritäten.

Ganz ohne Schaden für jüdische Friedhöfe verlief

diese Zeit jedoch nicht. Der Runderlaß des württembergischen Wirtschaftsministeriums Nr. 1295-42 vom 24. Dezember 1942 *Betreff: Erfassung von Schrott und Metallen auf jüdischen Friedhöfen* befiehlt, alle Metallteile sofort zu entfernen und der Rüstungsindustrie zuzuführen. Vollzugstermin 1. Februar 1943. Die zu beauftragenden Schrottfirmen wurden ebenfalls vorgeschrieben.

Schon seit der Mitte des letzten Jahrhunderts war es auf dem Laupheimer jüdischen Friedhof üblich, Grabstellen mit Einfassungen und metallenen Ziergittern oder Kettengehängen zu versehen. Später wurden teilweise auch bronzene Inschrifttafeln an den Grabsteinen angebracht oder Inschriften mit Bronze-Einzelbuchstaben ausgeführt. Dies alles wurde rücksichtslos entfernt, so daß die Spuren noch heute ablesbar sind. Einzig die Tafel am Kriegerdenkmal mit den Namen der im Ersten Weltkrieg gefallenen jüdischen Soldaten aus Laupheim blieb entgegen der Vorschrift an Ort und Stelle.

*1724 Schutzvertrag der Laupheimer Juden –  
Der Friedhof ist nach der Synagoge  
der wichtigste Ort der Gemeinde*

Die Besiedlungsgeschichte der Laupheimer jüdischen Gemeinde geht auf das Jahr 1724 zurück, als zwischen dem jüdischen Handelsmann Abraham Kissendorfer aus Illereichen und dem Laupheimer Ortsherrn Reichsfreiherr Damian Karl Franz Anton von Welden der sogenannte Schutzvertrag ausgefertigt wurde, der den Zuzug von drei Familien zuließ. Dieser beinhaltete ihre Rechte, doch viel mehr ihre Pflichten und viele Verbote. Trotzdem galt jener Vertrag damals als fortschrittlich und human. Darüber, zu welchem Zeitpunkt der Zuzug in den Marktflecken erfolgte, gibt es kein Dokument, und die Angaben der Chronisten decken sich nicht. Sicher ist, das erste Haus, welches die Ortsherrschaft für die zuzugswilligen jüdischen Familien errichten ließ, wurde erst 1731 fertiggestellt. Daraufhin werden die ersten Juden zugezogen sein. Bei einer kleinen Feier der jüdischen Gemeinde 1925 wurde der zweihundertjährigen Gemeindegründung gedacht. Diese dürfte sich jedoch auf die Datierung des Schutzvertrages bezogen haben. Eine jüdische Gemeinde, die laut Glaubensgesetz aus mindestens zehn erwachsenen Männern bestehen muß, kann es damals nicht gegeben haben. In nicht gedruckten Niederschriften der Rabbiner Salomon Wassermann (1825–1835) und Jakob Kaufmann (1835–1852), die nicht auf Dokumenten fußen können und somit zur Legende gerechnet werden müssen, wären Juden schon 80 Jahre früher in Laupheim ansässig geworden.

Bevor auf den Laupheimer Friedhof eingegangen wird, sollen allgemeine Regeln für jüdische Friedhofanlagen, Bestattungsrituale und Trauervorschriften in geraffter Form angesprochen werden.

Nach dem jüdischen Gotteshaus, der Synagoge, ist der Friedhof wichtigster Ort in der Gemeinde. Schon in biblischer Zeit wurden Grabstätten mit Ehrfurcht behandelt. Beerdigungsplätze, die in der Bibel erwähnt sind, waren Felsengräber auf eigenem Grund und Boden, die reichen, privilegierten Familien vorbehalten blieben. Der Mehrheit der Bevölkerung war dies verwehrt. Die weniger Begüterten brachten ihre Toten in die östlich der Siedlungen angelegten Totenfelder, die, bedingt durch die ewige Grabesruhe, immer weiter entfernt lagen. Dies führte dazu, daß nach wenigen Jahren die Gebeine in sogenannte Beinkästchen kamen, die zumindest zum Teil mit dem Namen des Toten versehen wurden. Die ursprünglich an Gräbern aufgestellten Denksteine waren unbehauen und ohne Inschrift. Vieles hat sich in den jüdischen Glaubens-



*Gedenkstein für die erste Laupheimer Synagoge, erbaut 1770–1771, mit dem Bibelvers aus 1. Buch Moses 28.17  
«Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes als Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels».*



Reich mit Symbolen  
versehener Grabstein,  
die betenden und  
segnenden Hände des  
Kohen (Kohanim),  
darüber die Krone des  
guten Namens,  
Messer, Buch und  
Kannen für den Ver-  
storbenen Schochet  
(Schächter).

Rechte Seite:  
Pforte zum jüdischen  
Friedhof in Laupheim.  
Rechts die Gedenk-  
tafel für die hundert  
Opfer des Holocausts  
aus dieser oberchwä-  
bischen Stadt.

gesetzen aus biblischer Zeit erhalten, und spätere rabbinische Regeln haben sie ergänzt.

Der Jude besitzt bleibende Grabesruhe in der Erwartung des Messias, der die Toten am Jüngsten Tag erwecken wird. Darum sind Grabschändungen besonders üble Taten. Nach alter Gepflogenheit werden Verstorbene, sofern es die Lage des Friedhofs erlaubt, in Richtung Osten bestattet. Von dort wird der Messias erwartet, und dort liegt Jerusalem, die Stadt, in der einst König Salomons Tempel mit der heiligen Bundeslade und der Menora, dem siebenarmigen, goldenen Leuchter, stand. Familiengräber gibt es im traditionellen Judentum nicht. Selbst beim Tod von Mutter und Kind während der Niederkunft erhalten die Verstorbene, die zwar ins selbe Grab gelegt werden, separate Särge.

Die im Altertum oft pompösen Bestattungen sind längst Regeln gewichen, die in jeder Beziehung Bescheidenheit verlangen und auch Vorschriften der Leichenbesorgung beinhalten, die heute noch selbst im liberalen Judentum beachtet werden. Der Brauch, den Verstorbene möglichst schon am Sterbetag zu bestatten, war von Israel übernommen worden und hatte dort wegen der klimatischen Verhältnisse seine Berechtigung. Durch gesetzliche Regelung der Beerdigung ist dies längst überholt.

Strikt eingehalten werden aber die Formen der Leichenbesorgung, Waschung, Salbung und Einkleidung, die bei männlichen Verstorbenen von der Chewra kadischa, der Heiligen Bruderschaft, bei Frauen von Mitgliedern des Frauenvereins mit größter Pietät vorgenommen werden. Sie nähen auch die Totengewänder aus weißem Leinen. Während der siebentägigen Tieftrauerzeit, in der sich die trauernden Angehörigen der Arbeit enthalten sollen, werden alle Aufgaben ebenfalls vom Frauenverein und von Nachbarn übernommen. So kann sich die Familie ganz der Trauer hingeben. Die sogenannte Jahrzeitlampe, ein einflammiges Kerzen- oder Öllicht, brennt dreißig Tage im Trauerhaus, danach jährlich am Todestag. Die Trauerzeit für Verwandte dauert 30 Tage, für Eltern ein Jahr.

Zur Beerdigung ist die Anwesenheit eines Rabbiners oder Vorbeters die Regel. Er spricht die Gebete, hält die Leichenpredigt und tröstet die Hinterbliebenen. Eine Beerdigung kann jedoch auch ohne Rabbiner erfolgen, wenn ein solcher nicht erreichbar ist. In diesem Fall wird von einem nahen Verwandten das Kaddisch-Gebet gesprochen. Dieses sehr alte, in seiner Urform aramäisch verfaßte Gebet ist kein eigentliches Trauergebet, vielmehr ein Glaubensbekenntnis und Trostgebet. Auffallend

ähnlich ist es dem christlichen Vaterunser. Neben dem Schma Israel – Höre Israel – ist das Kaddisch das wichtigste Gebet des jüdischen Glaubens.

*In Laupheim liegt der jüdische Friedhof in der Ortsmitte – 1200 Grabstellen und 1000 Grabsteine aus zweieinhalb Jahrhunderten*

Es kann als gesichert angesehen werden, daß die Laupheimer Friedhofanlage bald nach dem Zuzug der ersten jüdischen Familien entstand. Diese waren meist kinderreich, und die Kindersterblichkeit war hoch; auch betagte Großeltern mögen dabeigewesen sein. Ungewöhnlich ist, daß die Laupheimer Ortsherren einen so wertvollen Platz in der Mitte des Marktfleckens dafür zur Verfügung stellten, wogegen man andernorts jüdische Friedhöfe weit vom Ort entfernt, auf unwirtlich, steilem Grund vorfindet. Bei der außergewöhnlichen Hochschätzung des Gottesackers im jüdischen Leben mag dieses Entgegenkommen die Absicht für ein gutes Zusammenleben bezeugen und die beste Voraussetzung für ein rasches Anwachsen dieser Judengemeinde gewesen sein, die nach einhundertfünfzig Jahren eine der größten, wenn nicht gar die größte im Königreich Württemberg werden sollte.

Nicht weit vom Laupheimer Rathaus, am Beginn der Kapellenstraße, mündet ein Sträßlein mit der Bezeichnung *Judenberg* und führt zum Friedhof, an dessen Westseite das 1905 im Jugendstil erbaute, heute leider durch Umbau entstellte Friedhofwärter- und Leichenhaus steht. Rechtwinklig nach Süden hin ist ein Torbogen angebaut, in dem auch die Pforte zum Friedhof ist. Zwei eingelassene Sandsteinplatten mit hebräischer und deutscher Inschrift mahnen den Eintretenden mit dem Spruch aus Jesaja 38.1: *Bestelle dein Haus*. Im unteren Stock des Leichenhauses befanden sich zwei Räume; in einem wurden die Verstorbenen aufgebahrt, im anderen waren Männer oder Frauen, die betend die Totenwache hielten, denn eine jüdische Leiche soll nie alleine gelassen werden. Im oberen Stockwerk wohnte als letzter jüdischer Hausbewohner Samuel Schiller, der den Friedhof betreute. Er war Gemeindediener, hatte aber auch das Ehrenamt des Schofarbläusers. Gleich neben der Pforte befindet sich seit 1984 am Haus eine große Bronzetafel mit den Namen der hundert im Holocaust ermordeten Laupheimer Bürger. Diese Tafel wurde ganz aus Spenden der Laupheimer Bürgerschaft finanziert. So kündigt der Judenberg vom hoffnungsvollen Anfang und vom schrecklichen Ende einer stolzen und geachteten Judengemeinde. Der Friedhof, der tagsüber geöffnet ist, stellt sich heute als eine mit Ziegelmauern umfaßte, etwa

47 Ar große Anlage dar, auf der sich ca. 1200 Grabstellen befinden, von denen sich tausend Grabsteine erhalten haben. Beim westlichen Zugang liegen die frühesten Grabstellen. Dieser Teil mit ca. 250 Quadratmetern bildete für mehr als 50 Jahre den ersten Gottesacker, den der Laupheimer Geometer Bernheim in seinem 1865 erstellten Plan als *uralte Begräbnisstätte* bezeichnet. Die schöne, im Laupheimer Museum ausgestellte Zeichnung ist leider für den Forscher wenig ergiebig, denn sie gibt keinerlei Bezug auf Namen oder Lebensdaten der Bestatteten, auch ist sie ohne Maßangaben. Auf diesem uralten Platz gibt es nur teilweise erkennbare Grabreihen, während viele Gräber scheinbar ungeordnet angelegt wurden. Bei Neuerfassungen wurden im Plan fiktive Reihen gegeben bzw. Grabsteine mit laufenden Nummern belegt. Hier gibt es aber auch freie, mit Rasen bedeckte Flächen, auf denen noch ein paar Stummel einstiger Steine oder nur Fundamente stehen, auf denen andere standen. Auch ist überliefert, daß um die Jahrhundertwende noch Reste von Holzgrabmalen, sogenannte Totenbretter,





*Der Blick geht in den ältesten Teil des jüdischen Friedhofs im oberschwäbischen Laupheim.*

*Rechte Seite: Grabmal für einen Schofarbläser, der an hohen Feiertagen in der Synagoge das Widderhorn blies und damit Buße und Ver-söhnung annahmte. Der Text ist hebräisch und deutsch.*

anzutreffen waren. Löcher im Erdreich, die vermutlich von diesen herrührten, waren noch vor wenigen Jahren sichtbar.

Hier liegen wohl die Eltern der Gründerfamilien Schlesinger, Obernauer, Weil, Nathan, Maier, Adler, Tannhauser, Gunz, Heilbronner etc., denen die Herren von Welden hier Wohnrecht gaben. Die niedrigen Grabsteine – keiner soll den anderen überragen – haben archaische Formen mit halbrundem, halbrund-ausschwingendem oder spitzem Abschluß. Sie sind ganz unbeeinflusst vom barocken Stil jener Zeit und spiegeln treu den Glaubensgrundsatz der Bescheidenheit wider. Die Armut in den Familien mag dies noch gefördert haben. Inschriften in den ersten achtzig bis hundert Jahren waren ausschließlich hebräisch geschrieben. Allgemein ist bekannt, daß diese Schrift von rechts nach links gelesen wird. Gemeinsam sind den Inschriften die beiden Buchstaben PN für PO NITMAN bzw. PO NIKBAR, zu deutsch *Hier ist*, oder PT für PO TAMUN, zu deutsch *Hier ist begraben*. Die letzte Zeile trägt abgekürzt in Anfangsbuchstaben den Spruch *Seine Seele sei eingebunden in den Bund (das Bündel) des Lebens*.

Daß auch von einer ganzen Anzahl der sehr alten Grabsteine Namen und Lebensdaten der Bestatteten bekannt sind, ist vorwiegend der unermüdlichen Forschungsarbeit von John H. (Hans) Bergmann, dem Chronisten der Laupheimer jüdischen Gemeinde, zu verdanken, mit dem der Verfasser dieses Berichts seit mehr als fünfzehn Jahren zusammenarbeitet. 1908 in Laupheim geboren, emi-

grierte er 1933 in die USA. Er hat aus deutschen, amerikanischen und israelischen Archiven Material zusammengetragen und wiederholt den Friedhof besucht. Daraus ist, u. a. von ihm erstellt, ein detaillierter Belegungsplan entstanden, der auch Basis für eine große Dokumentation ist, die zur Zeit entsteht. Außerdem hat er als Genealoge von vielen jüdischen Familien Laupheims Stammbäume erarbeitet.

#### *Deutsche und hebräische Inschriften – seit 1828 für Juden Familiennamen obligatorisch*

Vom Eingang des Friedhofs führt ein breiter Weg, der Derech Kohanim – Priesterweg –, mittig zu dem im Osten liegenden Gefallenendenkmal des Ersten Weltkriegs. Nördlich des Weges liegen die Männer, südlich die Frauen begraben. Diese Ordnung gilt jedoch erst für Beerdigungen nach ca. 1820. Selten sind im uralten Teil die Grabsteine mit komplett entzifferbaren hebräischen Inschriften. Feuchtigkeit aus dem Erdreich, noch mehr jedoch die Schadstoffe aus der Luft haben ihre Spuren hinterlassen. Name und Lebensdaten wurden zu Anfang immer im unteren Bereich des Grabsteins eingemeißelt und waren deshalb besonders gefährdet, auch in Bezug auf mechanische Beschädigungen, die beim Mähen und Rechen der Grasflächen entstehen konnten.

Das Hebräisch ist, zumindest in der Diaspora, schon seit langem keine Umgangssprache mehr, sondern Sprache der Religion, des Gebets und auch

der Grabinschriften. Nur Rabbiner und Kantoren beherrschten das Hebräische noch perfekt; sie gaben die Inschriften vor, und so recht und schlecht, wie sie die christlichen Steinmetze wiedergaben, fielen sie aus. Oft wichen Buchstaben von der Vorlage ab oder wurden vergessen, und wenn eine Linie endete, ging der Steinmetz zur nächsten Zeile, ob das Wort zu Ende war oder nicht. Hinzu kommt, die jüdische Schrift in der Bibel – das Alte Testament – wie auch das moderne Hebräisch, das Iwrit, sind ohne Zeichen und Vokale. Außerdem kennt die jüdische Schrift keine Zahlen. Diese werden mit Buchstaben ausgedrückt, und infolge der geringsten Unachtsamkeit des Steinhauers oder durch spätere Erosionsschäden können diese Inschriften falsch gelesen werden.

Familiennamen waren im Altertum nicht üblich, zum eigenen Namen kam der des Vaters. Die Namenswahl unterliegt einem uralten Schema, wonach der oder die Neugeborene den Namen des zuletzt Verstorbenen der Familie erhielt. Dies wechselte von der Vater- zur Mutterseite. Die Namenspalette begrenzte sich auf alttestamentarische Namen. Oft wurden Knaben nach den Erzvätern Abraham, Isak und Jakob benannt, auch Namen der zwölf Jakobssöhne, im besonderen Jehuda (Judas) Simon, Levi, Josef und Benjamin, aber auch andere biblische Namen gegeben. Bei Mädchen waren es oft die Namen der Stammütter Sara, Rebekka, Rachel, Lea sowie Ester, nach der Retterin der persisch-babylonischen Juden.

Eine gesetzliche Regelung in Württemberg verlangte 1828 die Annahme eines Familiennamens; doch gab es auch Familien, die längst einen solchen besaßen. Beispielsweise zwei, vielleicht drei der zuerst nach Laupheim Gezogenen hatten bereits Familiennamen, so die Obernauer, Weil und wohl die Schlesinger. Nur einer nannte sich Leopold Jakob. Das Beispiel einer späten Namenwahl gibt Victor Steiner (1790–1865), Vater von Kilian von Steiner, von dem noch die Rede sein wird. In einem Dokument, datiert 13. Januar 1828, wird erstmals der Name Steiner erwähnt: *Victor Simon, jetzt Steiner, Schutzjud dahier*. Er liegt begraben in der Reihe L 02, an der Nordmauer.

Jüdische Familiennamen können Eigennamen entnommen sein, z. B. Levi, abgewandelt auch Lewin, Levigard oder Löffler. Verbreitet war die Annahme des Ortsnamens, in dem sie lebten oder woher sie kamen, wie Laupheimer, Heilbronner oder Nördlinger. Auch Berufe wurden gewählt wie Metzger, Schuster und Goldschmidt. Zur Deutung anderer Namen bedient sich die einschlägige Literatur auch hypothetischer Aussagen. Erzählungen, die sich

dazu in Familien überliefert haben, sind nicht immer ernst zu nehmen.

Hier noch ein paar Worte zu den Lebensdaten in Grabstein-Inschriften, wie sie bis ca. 1830 gebräuchlich waren: *Er starb im Alter von 70 Jahren an Adar 6.5586*. Im Gegensatz zu unserem Gregorianischen Kalender, der in Sonnenjahren gerechnet wird und mit Christi Geburt beginnt, wird der ältere jüdische Kalender in einem komplizierten Verfahren nach dem Neumond berechnet. Die jüdische Zeitrechnung beginnt mit dem Tag, da Gott den Bund mit dem Stammvater Abraham schloß, 3761 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Die obige, fiktive Angabe ist zu lesen: Adar ist der 6. Monat im jüdischen Jahr, das etwa Ende September beginnt, also März; sechster Tag des Monats Adar ist der 14. März; 5586 minus 3761 gibt das Jahr 1825.

Dieser Art der Datierung folgte eine Ära, bei der sowohl der jüdische als auch der Gregorianische Kalender auf demselben Stein, auch unter Einbezug der Steinrückseite, angewandt wurde; dort war die deutsche Inschrift die Regel. Nach weiteren Jahrzehnten waren nur noch deutsche Texte anzutreffen. Was immer hebräisch blieb, war der obere und



untere abgekürzte Hinweis bzw. Segensspruch. Mit einher ging die Verwendung deutscher Vornamen, die auch in den amtlichen Registern der Standesämter eingetragen waren. Die biblischen Namen, die nach wie vor gegeben wurden, fanden nur in der Synagoge Anwendung. Diese eingedeutschten Namen standen auch in den Grabstein-Inschriften. Aus dem Mordechai wurde Max, Abraham zu Anselm oder Albert, aus Baruch Berthold oder Bernhard usw. Es wurden aber auch deutsche Vornamen gegeben, die keinen Gleichklang mit dem jüdischen Namen hatten.

*Keine Personen, aber Symbole und Sinnbilder – Ständiger Zuwachs der jüdischen Gemeinde machte Erweiterung des Friedhofs notwendig*

Personendarstellung auf Grabsteinen oder gar Porträtbüsten der Verstorbenen an der Grabstelle sind nicht mit jüdischer Glaubensauffassung vereinbar. Anders ist es mit Sinnbildern, die dem Besucher schon an frühen Grabsteinen begegnen. Die meist als Relief geschaffene Darstellung dient nicht in erster Linie der Zierde, sondern steht für Namen, Fa-



*Eine Seltenheit und nicht im strengen jüdischen Sinne ist die Personendarstellung einer Trauernden.*

milienstämme oder bezieht sich auf Funktionen und Ehrenämter, die der oder die Verstorbene in der Gemeinde innehatte; auch Berufssymbole, wenn auch seltener, sind anzutreffen. Bei Sinnbildern aus der Pflanzenwelt ist nicht immer leicht zu unterscheiden, was Symbol ist oder was nur als Zierde dient.

Eindrücklich ist die Symbolik des an der Nordseite stehenden Grabsteins aus beständigem Muschelkalk, der wunderbar erhalten ist. Es ist der Stein für Samuel bar Naftali ha Cohen (Hirsch Samuel Kahn), gestorben 1764, mit den ausgebreiteten, segnenden und betenden Händen. Ein Kohen oder Kohanim ist Nachfahr einer altpriesterlichen Familie, die von dem Hohepriester Aaron abstammt. Auch Katz, Kantor und Kaplan und andere ähnlich klingende Namen gehen meist auf diesen Namensstamm zurück. Auf dem Laupheimer jüdischen Friedhof ist dieses Sinnbild wiederholt anzutreffen. Die Nachfahren des Priesterstammes haben heute noch Privilegien und Pflichten in der Gemeinde. Eine Wasserkanne steht für einen Leviten, der ebenfalls aus einer altpriesterlichen Familie stammt. Die Leviten waren Beschützer und Diener des Tempels. Ein Löwe steht für Jehuda (Juda), den mächtigen Sohn Jakobs, von dem es in Moses 1.49.8 heißt: *Du, Dir huldigen deine Brüder! Hast deine Hand in des Feindes Nacken; Dir beugen sich die Söhne deines Vaters; Du junger Leu Jehuda.* Ein anderes Sinnbild, der Hirsch, steht für den Sohn Jakobs Naftali, der in der Bibel ein flinker Hirsch genannt wird. Ein Bär, der ebenfalls einen Grabstein ziert, steht für Ber, Beer oder Berlin (Bärlein). Dies sind populäre jüdische Namen, die sich nicht ohne weiteres deuten lassen, doch wörtlich aus dem Hebräischen übersetzt *Brunnen* läßt durchaus eine Deutung zu.

Sinnbilder für Ehrenämter in der Gemeinde oder für besondere Wohltätigkeiten des Verstorbenen sind wiederholt zu erkennen. Der Schofar zeigt an, daß der Begrabene das Widderhorn an hohen Feiertagen in der Synagoge blies, vorwiegend an Rosch Haschana, dem jüdischen Neujahrsfest, und an Jom Kippur, dem Versöhnungsfest. Der Schofar, in Urzeiten ein profanes, wenig wohlklingendes Instrument, fand schon im Altertum Eingang in Synagogen und wurde dort zur Ermahnung an Buße und Versöhnung geblasen. Messer, Buch und zwei Kännchen zeigen einen Schochet, einen Schlächter an, der Schlachttiere nach jüdischer Vorschrift tötete. Dieser hatte nicht nur eine besondere Ausbildung, er mußte auch ein vorbildlich glaubenstreues Leben führen. Eine Krone, Krone des guten Namens, im Stein oder den Stein bekrönend, erhielt ein Verstorbener, der sich in der Gemeinde beson-

dere Verdienste erworben hatte. Auch der Magen David – Davidstern – ist anzutreffen. Das Hexagramm ist ein altes Zeichen, das sich seit ca. 200 Jahren immer mehr zum Sinnbild des Judentums entwickelt hat. Seit Neugründung des jüdischen Staates ist der Magen David das Emblem der Staatsfahne Israels.

Ein paar Beispiele von Symbolen aus der Pflanzenwelt: Palmzweige sprechen für Wiedergeburt und Unsterblichkeit, Granatäpfel, die im Blumengebilde ein Grabmal zieren, sind in der Bibel als Lebensfülle, Fruchtbarkeit und göttlicher Segen genannt. Auch kann der Frucht eine gewisse mystische Bedeutung zugeschrieben werden, denn die Anzahl der Samenkörner des Granatapfels, die immer 613 sein soll, ist identisch mit der Anzahl der in der Tora genannten Gebote. Mohnkapseln deuten auf den (ewigen) Schlaf.

Ständiger Zuwachs der Gemeinde, nicht zuletzt durch weiteren Zuzug jüdischer Familien, machte 1784 eine Vergrößerung des Beerdigungsplatzes notwendig. Diese bezog sich bis zu den Reihen L 05 und R 05. Ein Hinweis, daß hier die seinerzeitige Erweiterung nach Osten endete, sind die Rabbinergräber für Daniel Levi, gest. 1824, und Jakob Kaufmann, gest. 1853, in Reihe L 05, nächst der Friedhofsmauer. Das Grabmal von Rabbiner Kaufmann ist noch vorhanden, vom daneben liegenden Rabbinergrabstein steht nur noch ein niedriger Stummel. Beide Gräber sind hier chronologisch nicht einzuordnen, doch nach neuerer Forschung sind in vielen Gemeinden – und wohl auch hier – an der Ostseite des Friedhofs, in Richtung Jerusalem, Ehrengräber für Rabbiner angelegt worden.

Die zweite Vergrößerung des jüdischen Friedhofs in Laupheim im Jahr 1854 war nicht ausschließlich nach Osten, sie erfolgte auch in geringem Umfang nach Norden. Spitz auslaufend, beginnend im uralten Teil, bis zu einer Breite von ca. vier Metern im Osten. Dieses hinzugekommene Feld wurde anschließend mit Gräbern belegt; das erklärt die chronologischen Abweichungen. Im Zuge dieser Vergrößerung wurde nach Süden ein weiterer, heute zugemauerter Friedhofseingang geschaffen, von dem aus die neue, 1822 erbaute Synagoge auf direktem Weg zu erreichen war.

Im Jahre 1856 beschlossen die jüdischen Gemeindeväter, um den Gottesacker eine ansprechende Backsteinmauer mit Plattenabdeckung und arkadenförmigen Mauernischen auf der Innenseite errichten zu lassen. Den Lattenzaun ließ nun ihr Selbstbewußtsein nicht mehr zu. Die Finanzierung erfolgte über Anteilscheine von je zehn Gulden, die die Gemeindeglieder erwerben konnten. Eine zur Jah-



Zwei neugotische Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof in Laupheim aus grauem und gelbem Sandstein.

resmitte 1857 beginnende, alljährliche Lotterie sorgte für die Amortisierung. In diese Bauperiode fällt auch die Errichtung des Torbogens am Eingang, der vom kunstsinnigen Glasermeister Elkan Henle entworfen wurde.

#### *Aufwendige künstlerische Gestaltung – Beispiele von der Neugotik bis zum Expressionismus*

Schon vor Mitte des letzten Jahrhunderts machte sich ein nicht übersehbarer Wandel der Grabsteinkultur bemerkbar, so daß man schon von einer Architektur sprechen kann, die aus der zeitgenössischen Baukunst abgeleitet ist. Diese war zu jener Zeit eine eklektische, d. h. eine aus früheren Stilen übernommene oder nachempfundene. Damit machte sich ein ungewöhnlicher Formenreichtum breit. Neugotische Grabmale mit Maßwerkverzierungen, Säulen mit Kapitellen und Fialen wechseln mit Steinen der Neoromanik, Neorenaissance und des Neubarocks, mit Giebeln und Gesimsen, Pilastern und Kartuschen, Girlanden und Vasen. Unverkennbar ist damit eine Abkehr vom traditionellen jüdischen Verständnis angezeigt.

Nicht selten finden sich an Rückseiten von Steinen eingemeißelte, meist gereimte Verse, die des Verstorbenen liebevoll gedenken und sein verflissenes Erdenleben preisen:

*Manuel Daniel Einstein*  
geb. den 12. Dez. 1787  
gest. den 4. Okt. 1863

*Der Mensch zur Mühsal wird geboren,  
Schweiß und Arbeit ist sein Loos,  
nimmer ging ein Tag verloren,  
dem schlummert hier im Erdschoos.*

*Von Jugend auf den Seinen treu ergeben,  
gönnt er sich Ruhe nicht und Rast;  
Weib und Kindern widmet er sein Streben,  
ihretwegen trug er gerne schwere Last.*

*Drum fand Lieb er im Familienkreise,  
denn fromm und redlich war sein Herz;  
Sein Glaub gereicht ihm dort zum Preise,  
der hier schon überwand den Leidens Schmerz.*

*Hier ruht die edle Frau*  
*Henriette Adler*  
geb. Engel  
geb. 21. Febr. 1833  
gest. 27. Juli 1873

*Hier ruht im kühlen Grabesschooße,  
Engelsfried auf Erden webend,*

*Nur des Hauses Wohl erstrebend,  
Ruht das Weib das Ruhelose.*

*Ist dein Leib uns auch geschieden,  
Ewig werden dein wir denken,  
Treue Mutter! Lieb dir schenken,  
Traute Gattin! Schlaf in Frieden  
Ewige Ruh sei dir beschieden.*

Dieses Gedicht ist in Akrostichon geschrieben. Die Anfangsbuchstaben ergeben senkrecht gelesen den Vornamen der Verstorbenen: Henriette.

Die Emanzipation ist jetzt nicht mehr zu übersehen. Größe und aufwendige künstlerische Gestaltung lassen auf Wohlstand einzelner Familien schließen. Dieser Anspruch auf Formenreichtum hatte zur Folge, daß nun fast ausschließlich Buntsandsteine, meistens rote, doch auch gelbe und graue, verwendet wurden. Diese waren preisgünstig und ließen sich gut bearbeiten. Über die nachteiligen Eigenschaften und die verheerenden Folgen daraus wird noch berichtet. Um die Jahrhundertwende mischten sich darunter hochragende Obelisken aus Granit. Man genierte sich nicht mehr, den eigenen Reichtum zur Schau zu stellen. Der Vorteil, diese Granitsteine werden viele Jahrhunderte oder ein Jahrtausend überdauern.

Waren die Grabsteine der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gekennzeichnet von Formenreichtum und handwerklicher Perfektion, erhielt zu Beginn



*Grabstätte von Martha Nördlinger-Goldberg, die am 22. Mai 1908 gestorben war. Der reiche Blumenschmuck bestätigt die Angleichung an die christliche Umgebung. Sichtbar sind auch die metallenen Grabeinfassungen, die später für die nationalsozialistische Kriegswirtschaft entfernt wurden.*

unseres Jahrhunderts die Grabsteinarchitektur neue Dimensionen der angewandten Kunst, die hier besonders geprägt wurde durch Friedrich Adler, den in Laupheim geborenen, erst in München, dann in Hamburg lehrenden Künstler. Das Grab für Bertha Heumann (Reihe R 19), gestorben 1900, ist mit einer weißen Marmorplatte abgedeckt. Rosenranken, ganz im Stil der Münchner Debschitzschule, der Friedrich Adler angehörte, schließen den reichen, deutschen Inschrifttext ein. Das Grabmal, ein grob behauener Ragazer Stein, trägt die ovale, hebräisch geschriebene Inschrifttafel. Bekrönt wird der Stein von einer schön geformten Marmorschale mit ringsum laufendem Akanthusdekor. Dieses Grabmal erlaubt aufgrund stilistischer Merkmale eine sichere Zuschreibung an Adler, während bei weiteren fünfzehn die Entwürfe durch ihn gesichert sind. Stilistisch reichen sie vom Jugendstil über Expressionismus bis zur Moderne der kubischen Formen des Bauhauses. Expressiv sind beispielsweise die beiden Steine für die Eltern von Carl Laemmle, dem Hollywoodgründer; ca. 1920 postum für frühere Steine in den Reihen L 13 und R 15 gesetzt, fallen sie durch ein interessantes Maßwerk im spitzen Oberteil auf. In moderner Form zeigt sich auch das ausdrucksvolle Gefallenendenkmal.

Um dieses Ehrenmal auf dem jüdischen Friedhof in Laupheim wurde eine Freifläche geschaffen, auf der vier heute mächtige Blutahornbäume gepflanzt wurden. Die anschließende Gräberreihe wurde sogar, entgegen jüdischer Regel, aus gestalterischen Gründen nach Westen ausgerichtet. Ein Indiz für die Nähe zur Liberalität der Gemeinde zu jener Zeit. Dafür sprechen auch die seit ca. 1910 angelegten Familiengräber.

*Um 1850 rund 850 jüdische Bürger in Laupheim – Zeugen des Mordregimes der Nazis auf dem Friedhof*

Etappenweise, doch von vielen Rückschritten und Hemmnissen gezeichnet, wurden 1808 und 1828 den Juden Württembergs Rechte zugestanden. Erst 1864 erfolgte die rechtliche Gleichstellung mit der christlichen Bevölkerung. Etwa zwei Jahrzehnte später erreichte die jüdische Bürgerschaft in Laupheim mit ca. 850 Personen ihren Zenit. Dann erfolgte ein ständiger Rückgang. Juden zogen in größere Städte, bevorzugt nach Ulm, Stuttgart und München. Auch wenn die großen Auswanderungswellen nach Nordamerika abgeebbt waren, zog es immer noch viele dorthin. Bei der Jahrhundertwende gab es nur noch 450 jüdische Mitbürger in Laupheim. Mit der positiven Entwicklung der rechtlichen Gleichstellung ging, durch Demagogen geschürt,



*Pflanzensymbol am Grabstein, den Friedrich Adler für seinen Vater entwarf (1916). Vermutlich handelt es sich um eine stilisierte Mandragore (Alraune), der magische Kräfte zugesprochen werden.*



*Betende und segnende Hände als Glaubenssymbol. Detail aus einem Grabstein für Nachkommen der altpriesterlichen Familie der Kohanim.*



*Gebrochene Rose als Sinnbild für ein verstorbenes Mädchen.*

eine neue Art des Judenhasses einher, der die religiös begründete Feindschaft durch einen abstrusen, rassistisch begründeten Antisemitismus ablöste. Nach gewisser Beruhigung bis Ende des Ersten Weltkriegs schrieben dann die Nazis den Judenhaß auf ihre Fahnen und bedienten sich jener alten antisemitischen Parolen.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung und rückläufiger Zahlen der Laupheimer Gemeindemitglieder wurde die Friedhoferweiterung 1929/30, die die letzte werden sollte, in verringertem Umfang als die vorangegangenen vorgenommen.

Die dreißiger und vierziger Jahre künden von der trübsten und letztlich grausamsten Zeit der jüdischen Gemeinden und ihrer Mitglieder. Auch Friedhöfe spiegeln dieses wider. In Laupheim wurden keine Familiengräber mehr angelegt. Einfacher und bescheidener wurden die Grabsteine, die teilweise an frühe Formen erinnern. Rückbesinnung auf jüdische Werte, einhergehend mit der beginnenden Verarmung, haben dazu geführt.

Schon im vergangenen Jahrhundert haben sich auswärtige Laupheimer gerne in der heimatlichen Erde bestatten lassen, vor allem, wenn es in ihrem Wohnort keinen jüdischen Friedhof gab. Nun kam hinzu, daß in Städten wohnende jüdische Menschen, die

aus Laupheim stammten, besonders verwitwete, hierher zogen, auch in der Hoffnung, den Schikannen der Nazis weniger ausgesetzt zu sein – das traf auch im Anfang zu – und um einmal hier die letzte Ruhe zu finden.

Die Pogromnacht im November 1938, als die jüdischen Gotteshäuser im Deutschen Reich brannten, läutete den Völkermord an den Juden Europas ein, der mit dem Überfall auf Polen 1939 blutige Realität wurde. In Deutschland dauerte es nicht mehr lange, bis den Juden das letzte an Recht und Menschlichkeit verweigert wurde. Das Tragen des gelben Sterns wurde zur Pflicht. Aus ihren Häusern vertrieben, mußten sie in Notquartieren und sogenannten Judenhäusern wohnen. In Laupheim geschah dies in Baracken der Wendelinsgrube, die zum Teil ohne elektrischen Strom und Wasseranschluß gewesen sein sollen.

Nun begann auch für den Friedhof ein neues und letztes Kapitel. Seit Kriegsbeginn wurden, amtlicherseits beschönigend als «kriegsbedingt» bezeichnet, hier jüdische Menschen bestattet, die zur Laupheimer Gemeinde in keiner Beziehung standen. Im ganzen Land wurden Orte nach dem Nazijargon «judenrein» gemacht. Man brachte sie in einigen wenigen Orten in Quartieren, oft in bedrückender



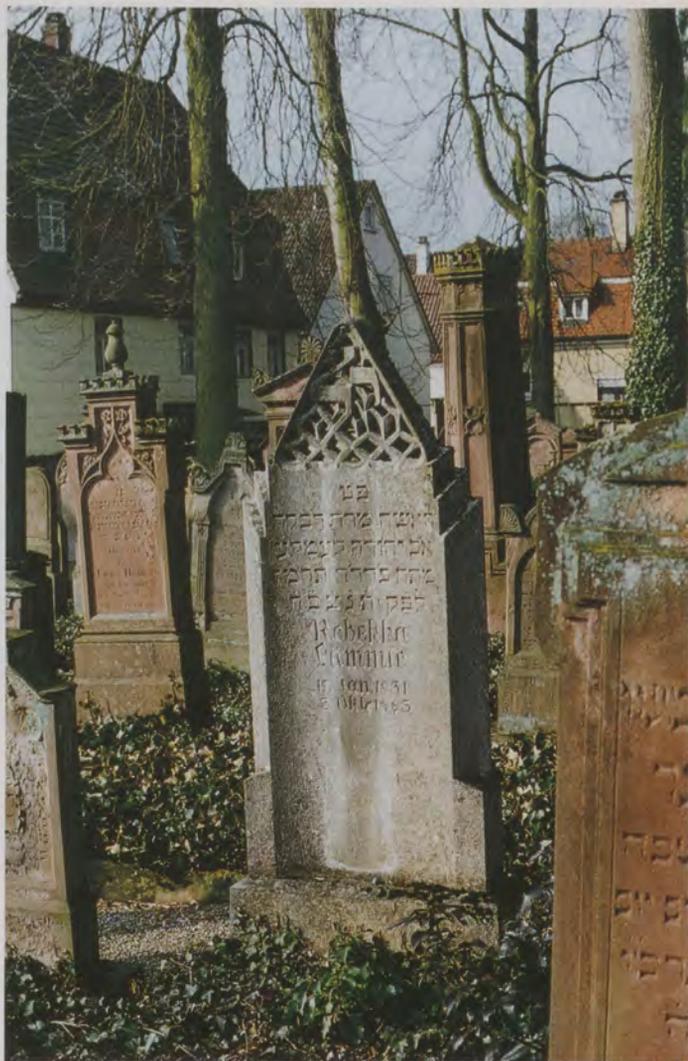
Jüdischer Friedhof Laupheim: Blick nach Westen. Im Vordergrund das Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs.

Enge, unter. Auch in Laupheim, soweit sie gehfähig waren, in die Wendelinsgrube; Kranke und Gebrechliche kamen ins Rabbinatsgebäude, wo sie von einer jüdischen Pflegerin versorgt wurden. Das Schloß Dellmensingen, zehn Kilometer von Laupheim in Richtung Ulm, wurde 1942 für ein sogenanntes Altersheim mit mindestens 120 Insassen genutzt. Die meisten stammten aus dem württembergischen Unterland. In nur fünf Monaten des Bestehens dieser Einrichtung, die ausschließlich dem Zweck einer Sammelstelle für den Weitertransport in Vernichtungslager vorgesehen war, starben vom 20. März bis 12. August 1942 achtzehn Personen im Alter zwischen 69 und 89 Jahren. Sie wurden in Laupheim begraben. Auch aus der ebenfalls nahegelegenen Pflegeanstalt Heggbach wurden zwischen August 1940 und März 1942 dreizehn jüdische Personen im Alter zwischen 66 und 89 Jahren hier bestattet.

Am 19. August 1942 erfolgte die letzte Deportation mit 44 Personen aus der Stadt Laupheim, zunächst nach Theresienstadt und von dort aus in Vernichtungslager. Damit hatte die jüdische Gemeinde Laupheims endgültig aufgehört zu existieren. Sophie Henle blieb dieses Schicksal erspart, sie wurde kurz zuvor in die heimatliche Erde gelegt. Danach gab es Bestattungen holländischer und englischer jüdischer Kriegsgefangener aus dem Gefangenenlager Biberach-Birkendorf, dem Lager Lindele. In den fünfziger Jahren wurden sie in ihre Heimat überführt. Nur ein englischer Offizier blieb hier beerdigt. Doch gibt es noch weitere Spuren, die das Mörderregime hinterlassen hat.

In den ersten Wochen des Jahres 1945 wurden Konzentrationslager-Häftlinge aus Bergen-Belsen in erbärmlichem Zustand in das bereits genannte Lager nach Biberach-Birkendorf gebracht. Die dort verstorbenen jüdischen Häftlinge wurden in Laupheim begraben. Gutmeinende, wohl Nachbarn des Friedhofs, haben damals nachts kleine Holzkreuzchen an den Grabstellen aufgestellt.

Am 23. Februar 1945 fuhr ein Bahntransport mit 350 KZ-Häftlingen aus Bergen-Belsen in die Schweiz. Das Schweizer Rote Kreuz hatte sie ausgelöst. Zwischen Ulm und Biberach starb John Hasenberg an Entkräftung. Seine Frau und seine beiden Kinder, die dabei waren, überlebten. Von den USA aus, wo die Kinder leben, haben sie schon wiederholt das Grab in Laupheim besucht. Auch als der Krieg vorbei war, starben noch jüdische Menschen an den Folgen der unmenschlichen Haft. Im Jordanbad bei Biberach wurden sie ärztlich betreut. Die hier Verstorbenen fanden auf dem Laupheimer Friedhof ihre letzte Ruhe.



*Der posthum für die Mutter des «Filmkönigs» Carl Laemmle um 1920 gesetzte, von Friedrich Adler entworfene Grabstein.*

*Seit 1981 engagieren sich Laupheimer –  
Fünfzig Stunden für die Restaurierung eines Grabsteins*

Es ist heute schwierig, sich in die Situation der frühen Nachkriegsjahre zu versetzen, in der sich die Mehrheit der Deutschen bemühte, das Geschehene zu vergessen. Niemand wollte Täter gewesen sein, und hätte es nicht Besatzungsmächte gegeben, wären noch mehr – als geschehen – durch die weitgeknüpften Maschen der deutschen Justiz geschlüpft. Die Not war groß, und die Pflege jüdischer Friedhöfe stand weder beim Land noch in den Gemeinden auf dem Programm.

Helmut Steiner, der vor den Nationalsozialisten in die Schweiz emigriert war, nahm sich bald um den verwaisten Friedhof an. Durch seine Sammlung bei ehemaligen Laupheimer Juden in aller Welt konn-

ten die Gräber der Verfolgten mit Grabsteinen versehen werden. Die seit Jahren ungepflegte, verwilderte Anlage des Laupheimer Friedhofs wurde wieder in einen würdigen Zustand gebracht. Dieser Aufgabe nahm sich Steiner bis ins hohe Alter an. Von der Stadtverwaltung wurde sein Bemühen unterstützt.

Mit dem wachsenden Wohlstand wuchsen die Probleme der Umweltverschmutzung. Die Lage des Friedhofs im Stadtzentrum, die einst gelobt und als angenehm empfunden wurde, zeigte nun nachteilige Folgen. Ringsum wurden Wohnhäuser gebaut. Die Emission des Hausbrandes trug lokal zu einer zusätzlichen Belastung der Atmosphäre bei. Dasselbe gilt für den starken Autoverkehr auf der in unmittelbarer Nähe vorbeiführenden Kapellenstraße. Schwefelausstoß und andere Schadstoffe hatten, vor allem für die vielen Sandstein-Grabmale, verheerende Folgen; diese sind im Vergleich zu abgelegenen, ländlichen Friedhofanlagen weit schlimmer. Steinverwitterungen und Steinzerfall gab es zu allen Zeiten. Auf die Umstände, die dazu führen, kann hier nicht eingegangen werden. Sicher ist, daß sich der Vorgang in den letzten Jahrzehnten aufgrund der genannten Umstände stark gesteigert hat.

Durch Abwanderung vieler Familien seit 1880 blieb vielfach eine individuelle Grabpflege aus. Das ist jedoch nicht Ursache von Steinzerstörungen, denn wirkungsvolle Steinrestaurierungstechniken sind erst durch Forschungen der letzten Jahrzehnte möglich geworden. Sicher ist aber, daß die vielen abgebrochenen Steine nicht einfach an der Friedhof-Umfassungsmauer abgelegt worden wären. Hier lagerten sie zu Dutzenden, über Jahrzehnte dem Traufwasser und der schädlichen Wirkung des Salpeters ausgesetzt, was teilweise zur völligen Zerstörung der Steinsubstanz führte. Dies wäre mit einfachen Mitteln zu vermeiden gewesen. Durch Unwissen und Gleichgültigkeit ist es leider unterblieben.

So der Zustand, bis sich 1981 ein paar Männer in der Absicht trafen, durch eine einmalige Aktion von ein paar Wochen Friedhof und Grabsteine in Ordnung zu bringen. Dieser Illusion wurden sie aber schnell beraubt, als ihnen ein Fachmann die Maßnahmen einer Steinrestaurierung näherbrachte. Immerhin war das, trotz mancher Rückschläge, der Beginn einer seither nur während der Wintermonate unterbrochenen Restauriertätigkeit. Bis jetzt wurden, neben vielen anderen Pflegemaßnahmen, ca. 120 Grabsteine grundlegend restauriert, von denen heute mancher ganz verloren wäre. Dies mag auf den ersten Blick keine überzeugende Leistung sein, doch muß man wissen, daß die in vielen Ar-

beitsgängen zu erfolgender Restaurierung im Durchschnitt fünfzig Stunden je Stein beansprucht.

Eine größere Anzahl von Grabsteinen konnte aus einzelnen zusammengehörigen Stücken sowohl aus der Mauer als auch von Grabstellen zusammengefügt werden. Mit größter Sorgfalt wurde darauf geachtet, daß nur am gesicherten Ort eine Wiederaufstellung erfolgte. Für die Ermittlung dienten Archivalien und John H. Bergmanns Friedhofplan sowie eine ca. 35 Jahre alte Fotodokumentation; dazu die neueren Recherchen und Inschrift-Übersetzungen von Dr. Gil Hüttenmeister und seiner Tochter Nathanja. Vermessungen von Fragmenten und verbliebenen Grabsteinstummeln sowie Maße ursprünglicher Fundamente, aber auch die Formen der Stücke tragen ebenfalls zur Bestimmung bei.

Obwohl seit fünfzehn Jahren alljährlich Fragmente aus der Mauer restauriert wurden, waren es bei endgültiger Räumung 1995 immer noch ca. 25, die von dort entnommen wurden und in diesem Jahr, eingegossen in große Platten, in der Nordmauer aufgestellt fanden. Dort wurden im vergangenen Jahr auch restaurierte Grabsteine aufgestellt, deren ursprünglicher Standort nicht ermittelt werden konnte.

*Kilian von Steiner und Carl Laemmle –  
bedeutende Persönlichkeiten aus Laupheim*

Zum Schluß soll nicht versäumt werden, auf wichtige Personen Laupheimer jüdischer Familien einzugehen; auch wenn sie hier nicht begraben wurden, so ruhen doch Vorfahren, Eltern und Verwandte in Oberschwaben. Gleich nahe der Eingangspforte befindet sich der Grabstein für Samuel Obernauer (1734–1795) aus einer Familie der ersten Zuwanderer, die hier bis zum bitteren Ende nachgewiesen ist. Samuel war der Urgroßvater von Albert Einstein, dem Physiker. Im 18. Jahrhundert kam auch die Familie Rosenthal nach Laupheim. Richard Rosenthal, 1870 in Laupheim geboren und hier aufgewachsen, war der Vater von Fritz Rosenthal, der sich schon vor seiner Emigration nach Palästina Schalom Ben Chorin nannte. Der angesehene Religionsphilosoph und Schriftsteller in Jerusalem hat dies mehrfach in seinem literarischen Werk erwähnt. Auch hat er wiederholt die Grabstätten seiner Ahnen in Laupheim besucht. Carl Laemmle, Gründer und Präsident der Universal-Filmgesellschaft in Hollywood, einst die größte der Welt, wurde hier 1867 geboren und ist 1939 in Beverly Hills gestorben. Er war Ehrenbürger der Stadt Laupheim und ihr größter Wohltäter. Kilian von Steiner (1833–1903) war ein sehr bedeutender Wirt-



*In Form und Größe entsprechen die Grabsteine der dreißiger und vierziger Jahre denen der ganz frühen Zeit auf dem Laupheimer jüdischen Friedhof.*

schaftsfachmann, der der zweiten Industrialisierungsphase in Deutschland wichtige Impulse gab und aus Erfinderbetrieben moderne Unternehmen schuf, die heute noch Weltgeltung besitzen. Sein Nachruhm ist jedoch vorwiegend auf sein kulturelles Engagement zurückzuführen. So war er unter anderem der maßgebliche Mitbegründer des Schiller-Nationalmuseums in Marbach. Professor Friedrich Adler, 1878 in Laupheim geboren, dessen künstlerisches Lebenswerk über Jahrzehnte vergessen war, ist in den letzten zwanzig Jahren durch Aktivitäten und Publikationen – nicht zuletzt auch von seiner Heimatstadt Laupheim aus – sowie durch Ausstellungen wieder bekannt geworden. Er wurde 1942 in den Gaskammern von Auschwitz ermordet.

Seit Kriegsende wurden wichtige Bücher über jüdische Friedhöfe geschrieben und großartige Bildbände darüber vorgelegt. Bei aller Notwendigkeit dieser Veröffentlichungen sollten sie letztlich nicht dazu dienen, daß unsere Nachfahren nur noch daraus jüdische Friedhöfe kennenlernen. Diese Gefahr besteht jedoch, wenn nicht wesentlich mehr zu deren Erhaltung getan wird. Sehr viel Steinsubstanz ist in den letzten 50 Jahren endgültig verlorengegangen. Vielleicht wird man sonst einmal fragen, weshalb dies in unserem nicht gerade armen Land geschah, das auch eine historische Verpflichtung zur Erhaltung dieses Erbes gehabt hätte.

#### LITERATUR:

- August Schenzinger: Illustrierte Beschreibung und Geschichte Laupheims samt Umgebung. Laupheim 1897.  
 S. E. Blogg: Israelitisches Andachtsbuch – Gebete bei Krankheitsfällen, in einem jüdischen Sterbehaus und bei dem Besuche der Gräber von Verwandten. Rödelheim und Frankfurt, 1905.  
 Georg Herlitz und Bruno Kirschner: Jüdisches Lexikon. Berlin 1927.  
 Jüdische Gotteshäuser und Friedhöfe in Württemberg. Herausgegeben vom Oberrat der israelitischen Religionsgemeinschaft Württemberg. Stuttgart 1932.  
 Josef K. Braun und Helmut Pysik: Grabstein-Inschriften und gereimte Nachrufe auf dem Laupheimer jüdischen Friedhof. Unge-druckt, Laupheim 1977.  
 Joachim Hahn: Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Württemberg. Stuttgart 1988.  
 Nelly Weiss: Die Herkunft jüdischer Familiennamen. Bern 1992.  
 Abraham P. Kustermann und Dieter R. Bauer: Jüdisches Leben im Bodenseeraum. Ostfildern 1994.

#### QUELLEN:

- Stadtarchiv Laupheim  
 Hauptstaatsarchiv Stuttgart  
 Staatsarchiv Sigmaringen  
 Central Archive for the History of the Jewish People, Jerusalem

ERWIN KEEFER: **Steinzeit.** (Sammlungen des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart, Band 1). Konrad Theiss-Verlag Stuttgart 1993. 188 Seiten mit über 200 Abbildungen, Karten und Zeichnungen. Pappband DM 44,-

UTE SEIDEL: **Bronzezeit.** (Sammlungen des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart, Band 2). Württembergisches Landesmuseum Stuttgart 1995. 160 Seiten mit etwa 170 Abbildungen. Pappband DM 36,-

Der württembergische Landesteil des Bundeslandes Baden-Württemberg ist gewiß eine Gegend, die hinsichtlich vor- und frühgeschichtlicher Fundstätten unter die ersten Regionen Europas zu rechnen ist. Erinnert sei an die Funde von weit überregionaler, ja europäischer und teils sogar weltweiter Bedeutung in Steinheim a. d. M. (früher *homo sapiens*), im Lonetal (früheste Kunstwerke), Federsee (u. a. ältestes Rad Europas), Schussenquelle (erster einwandfreier Nachweis des eiszeitlichen Menschen in Mitteleuropa) oder auch in Hochdorf («Keltenfürst»).

In aller Regel gelangen heute in Württemberg aufgedeckte archäologische Funde in das Württembergische Landesmuseum in Stuttgart, das als eines der beiden zentralen «Archive» des Landes für die Vor- und Frühgeschichte bezeichnet werden darf. Man wird diesen gesetzlich vorgeschriebenen «Zentralismus» vielleicht im Einzelfalle bedauern, – vor Ort wäre es oft schön, man könnte Landschaft, Funde und historische Aussage verbinden –, doch bleibt oft nicht zuletzt aus konservatorischen Gründen gar keine andere Wahl, als die Funde nach Stuttgart zu verfrachten.

Allerdings kommt dem Württembergischen Landesmuseum nicht nur die Aufgabe zu, die Objekte zu schützen und zu restaurieren, sondern auch die nachgerade moralische Verpflichtung, die Funde der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, zu beschreiben und auszustellen. In den vergangenen Jahren hat man im Alten Schloß in Stuttgart große Anstrengungen unternommen, gerade auch die vor- und frühgeschichtlichen Abteilungen neu zu gestalten und auf den aktuellen Stand der Forschung zu bringen. Schließlich können nun die ersten beiden Bände einer Katalogreihe des Württembergischen Landesmuseums vorgelegt werden, die die Stein- und die Bronzezeit behandeln. Die Arbeit der Fachleute hat hinsichtlich dieser Publikationen zu, soviel sei vorweg gesagt, recht unterschiedlichen Ergebnissen geführt.

Erwin Keefer, verantwortlicher Abteilungsleiter im Landesmuseum, hat es unternommen, die Epoche der Steinzeit darzustellen. Das Ergebnis darf als außergewöhnlich bezeichnet werden, weil dieser «Katalog» weit über die Beschreibung der im Museum ausgestellten Exponate hinausgeht; dies scheint übrigens eine Arbeitsgrundlage der Reihe zu sein, gilt dasselbe doch auch für den Band «Bronzezeit».

Eingangs des Bandes wird der rund 15 Millionen Jahre umfassende Entwicklungsgang des Menschen – einsetzend mit «Südaffen und Urmenschen» in Afrika – geschildert. In Südwestdeutschland erscheint dann der Mensch erst vergleichsweise spät. Zudem war das Land in der Steinzeit äußerst dünn «besiedelt», noch war der Mensch ja nicht sesshaft. Es war daher unumgänglich, auch immer wieder über den südwestdeutschen Raum hinauszugreifen und vor allem auf französische, aber auch Funde auf dem Balkan hinzuweisen.

Mit Erwin Keefer vermag der Leser der Abfolge der steinzeitlichen Kulturen zu folgen: vom Einfachst-Faustkeil bis zu den Rädern von Seekirch am Federsee – nachgerade einer technischen Revolution –, von den etwa 300 000 Jahre alten Funden im Cannstatter Travertin bis *an die Schwelle der Bronzezeit*, wie Keefers letztes Kapitel überschrieben ist. Der «Katalog» gerät zu einer Geschichte der frühen Menschheit, eingebunden in den südwestdeutschen Raum. Klar und übersichtlich finden sich die Entwicklungsstadien dargestellt; ebenso – auch für Laien verständlich! – werden Forschungsprobleme angeschnitten, wie etwa die Frage des Zusammen- oder besser Nebeneinanderlebens der Neandertaler und der zuwandernden Menschen der jüngeren Altsteinzeit. Bemerkenswert erscheint, daß Keefers Stil auch gehobenen, fast literarischen Ansprüchen zu genügen weiß, nur vielleicht hie und da den Leser mit nicht immer erklärten Fachwörtern überfordert. Die Lektüre darf jedenfalls als genußvoll bezeichnet werden.

Die graphische Gestaltung des Bandes vermag den inhaltlich gesetzten Maßstäben voll und ganz zu genügen, vor allem die vielen Zeichnungen des Reutlinger Graphikers Burkard Pfeifroth zum Alltag des steinzeitlichen Menschen, der für Laien aus den archäologischen Funden nur sehr schwer verständlich wird. Die Qualität der Fotos, insbesondere der Funde und Exponate, die oft freigestellt wurden, ist nachgerade außergewöhnlich.

Der zweite Band der Katalogreihe, in dem Ute Seidel die Bronzezeit behandelt, erscheint äußerlich im Kleid des er-

sten Bandes und vermag hinsichtlich der – zahlenmäßig allerdings deutlich reduzierten – Fotos mit der Steinzeit durchaus zu konkurrieren. Sonst allerdings bleibt der Band in Gestaltung und Gehalt in vielem hinter Erwin Keefers Werk zurück. Ob man nun die kleine und leseunfreundlichere Schrifttype oder aber den zu großen Zeilenabstand der Bildlegenden anführen will, das unübersichtliche Springen der zu zahlreichen Zwischentitel, die plumper ausfallenden Zeichnungen oder die merkwürdige pfeilähnliche (→), offenbar Verweispfeile darstellende Zeichenfolge im Text – aber auf was verweisend? –, die Fehler bei der Zeichensetzung oder beim Umbruch des Bandes betrachtet, alles spricht dafür, daß bei der Gestaltung eine weniger erfahrene Hand tätig war als bei der vorher besprochenen Veröffentlichung. Die der «Bronzezeit» beigegebene, recht umfangreiche Errata-Liste spricht für sich. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Band unter Zeitdruck entstand, ein hausinternes Lektorat nicht mehr möglich war und eine Lektoratvergabe nach außen (aus Kostengründen?) versäumt wurde. Leider reicht der zweite Band auch sprachlich nicht an Keefers Werk heran. Vielleicht im Bestreben, «einfach» zu schreiben, verarmte der Stil der Autorin, die ganz offensichtlich Nebensätze nicht sonderlich zu lieben scheint. Die Lektüre wird zu einer mühevollen, wie der Stil immer wieder stockenden Beschäftigung. Auch aus diesem Grund hätte dem Werk eine korrigierende Hand nicht geschadet. So wären sicher auch Ungeschicklichkeiten folgender Art vermeidbar gewesen: Auf Seite 103 werden die Tontafeltexte aus der Hithiterhauptstadt Bogazköy wiedergegeben, die eine Totenfeier beschreiben, bei der ein vierrädriger Wagen verwendet wurde. Auf der gleichen Seite aber hebt die Autorin den Einsatz von zweirädrigen Wagen in den Gebräuchen der Eliten im Mittelmeerraum und Nahen Osten als unterscheidendes Merkmal gegenüber Mitteleuropa hervor.

Was für den Stil gilt, gilt auch für die Gesamtdarstellung. Diese ist recht unübersichtlich ausgefallen. Die Abfolge der bronzezeitlichen Kulturen und deren Charakteristika werden nur bei äußerst aufmerksamem Studium des Textes deutlich. Wesentliche Ursache für diesen Umstand scheint der Kenntnisreichtum der Autorin zu sein, die sich oftmals im Text in wissenschaftlichen Einzelheiten verliert, wohin ihr der Laie oft nur mit Mühe folgen kann. Manches hätte man vielleicht besser außerhalb des Textes in Bildlegenden oder extra Kästen untergebracht.

Bei aller Kritik am zweiten Band ist doch die Anstrengung des Württembergischen Landesmuseums hervorzuheben, dem Interessierten endlich handfeste und wissenschaftlich abgesicherte Informationen über die Vor- und Frühgeschichte in unserem Landesteil an die Hand zu geben. Darstellungen dieser Art wird man nämlich auf dem Buchmarkt nicht finden, wissenschaftliche Abhandlungen fallen meist viel zu speziell, nicht überblicksartig aus. Und gerade daran besteht seitens der Laien Bedarf, womit auch dem Band zur Bronzezeit Bedeutung zukommt, existiert doch keine vergleichbare Publikation für Württemberg.

Raimund Waibel

ERHARD HEHL und HARALD SCHUKRAFT: **Renaissance in Baden-Württemberg. Perspektiven einer Baukunst.** DRW-Verlag Leinfelden-Echterdingen 1996. 176 Seiten mit 222 Farbfotos und 27 doppelseitigen Luftbildern. Gebunden DM 88,-

Im Mittelpunkt dieses Bandes stehen die – vorzüglichen – Fotos. Sie ziehen den «Leser» vom ersten Aufblättern in Bann und lassen ihn bis zum letzten Bild nicht mehr los. Aus ihnen heraus entwickelt sich auch der Text, an ihnen entlang erklärt er – anschaulich, beredt, sachkundig – den Begriff «Renaissance», seine Entstehung, seine Eigenart, seine Entwicklung, sein Nachleben. In der Einführung *Renaissance. Perspektiven einer Epoche* halten sich Text und Bilder noch in etwa die Waage, im Hauptteil *Renaissance vor Ort* dominieren die Bilder, reduziert sich der Text auf die Rolle einer mehr oder minder langen Bildunterschrift. Das soll den Text nicht schmälern: Harald Schukraft erläutert beispielhaft verständlich die größeren geistesgeschichtlichen und historischen Zusammenhänge, erklärt den Renaissancestil in der Baukunst von Städten, Festungen, Schlössern, Rathäusern, Brunnen, Gärten, Grabdenkmälern und Kirchen. Dem Untertitel des Buches *Perspektiven einer Baukunst* entsprechend, verzichtet er auf die anderen die Epoche mitbildenden und prägenden Bereiche wie die Malerei, Gold- und Silberschmiedearbeiten oder die Ausstattung der Bauten. Dadurch erhält der Band auch eine thematische Dichte, die Tiefgang erlaubt, etwa, wenn Schukraft die Motivation der bürgerlichen, geistlichen oder fürstlichen Bauherren herausarbeitet.

Der über hundert Seiten umfassende Hauptteil greift 25 Beispiele, 25 Orte mit Renaissance-Prägung in fast beliebiger Reihenfolge heraus: Heidelberg, Ettlingen, Hochburg, Freiburg, Heiligenberg, Wolfegg, Heidenheim, Kapfenburg, Vellberg, Langenburg, Weikersheim, Neuenstein, Öhringen, Heilbronn, Maulbronn, Hirsau, Freudenstadt, Hechingen, Urach, Liebenstein, Asperg, Leonberg, Tübingen, Waldenbuch und Stuttgart. Jedes Beispiel, zwischen zwei und acht Seiten, eröffnet mit einem doppelseitigem Luftbild, die folgenden Seiten «zoomen» auf die Bauwerke und deren Details. Die Abbildungen zeigen nicht nur die meisterliche Fotografiertechnik von Erhard Hehl, sie vermitteln, vor allem auch in den Details, ein hervorragendes Wissen, machen neugierig auf die Renaissance unmittelbar vor Ort. So dürfen die Autoren ein weiteres Ziel ihres Werkes erreicht haben, das sie im Vorwort so formulieren: *Der Bild-Textband will nicht nur das große kulturelle Erbe der Epoche bewußt machen, sondern gleichzeitig dazu anregen, selbst auf Entdeckungsreise zu gehen und die unzähligen Renaissancebauten, die hier unerwähnt bleiben mußten, in unserem Land aufzusuchen.*

Wilfried Setzler

SUSANNE WAGINI: **Der Ulmer Bildschnitzer Daniel Mauch (1477–1540). Leben und Werk.** (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Band 24). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1995. 252 Seiten mit 67 Abbildungen. Kartoniert DM 48,-

ROLF-DIETER KLUGE (Hrsg.): **Ein Leben zwischen Laibach und Tübingen. Primus Truber und seine Zeit.** Intentionen, Verlauf und Folgen der Reformation in Württemberg und Innerösterreich. Otto Sagner Verlag München 1995. 586 Seiten. Leinen. DM 140,-

Die vorliegende Studie stellt die überarbeitete Fassung einer Dissertation von 1990 dar. Sie ist eine zusammenfassende, kritische Aufarbeitung der bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisse über Daniel Mauch und seine Werke, bedeutsam wird sie allerdings durch die hier erstmals publizierten Forschungsergebnisse der Autorin, die das Bild vom Leben und Schaffen des Künstlers ergänzen und modifizieren. Wesentlich dazu beigetragen hat die Erschließung der Werke, die Mauch seit 1530 in Lüttich schuf und die bisher weitgehend unberücksichtigt geblieben waren.

Nach der Darlegung des Forschungsstandes und der durch Quellen belegten Biographie Mauchs arbeitet Susanne Wagini anhand der gesicherten Werke und ihrer ausführlichen Analyse den persönlichen Stil des Meisters heraus. Aufgrund der dabei erworbenen Kriterien gelingt es ihr, dem Oeuvre des Meisters neue Werke zuzuschreiben, sowohl Holzbildwerke als auch Steinskulpturen und Kleinplastiken. Dabei behandelt sie in diesem Abschnitt nur solche Werke ausführlicher, die von besonderer Qualität oder von Bedeutung für die stilistische Entwicklung Mauchs sind. Die gesicherten Werke, die Zuschreibungen sowie die Beschreibungen von Goldschmiedearbeiten nach Modellen Mauchs erlauben es nun, die bildnerische Tätigkeit dieses Künstlers nachzuvollziehen. Die sehr detaillierten und präzisen stilistischen Untersuchungen lassen es zu, ihn in das Beziehungsgeflecht der großen Ulmer Meister seiner Zeit einzuordnen, seine Abhängigkeit von Niklaus Weckmann und vor allem von Michel Erhart zu erkennen. Gleichzeitig kann die Autorin zeigen, daß Mauch aus diesem heimischen Umfeld heraus einen eigenen Stil entwickelte, der sich von den anderen Werkstätten abhebt.

Dem anschließenden Quellenteil mit sämtlichen bekannten Schriftzeugnissen zu Daniel Mauch ist ein umfangreicher Werkkatalog angeschlossen, der alle bekannten Werke erfaßt und – alphabetisch nach Orten gegliedert – vorstellt. 67 schwarzweiße Abbildungen führen die wichtigsten Werke anschaulich vor die Augen. Das Quellen- und Literaturverzeichnis ist äußerst umfangreich und zeugt zusätzlich von der präzisen Arbeit, die Susanne Wagini geleistet hat. Dabei ist die Arbeit gut lesbar und flüssig geschrieben und sicher nicht nur dem Wissenschaftler, der sich mit Bildwerken am Beginn der Neuzeit beschäftigt, eine wertvolle Hilfe, sondern auch dem kunstgeschichtlich interessierten Laien eine gewinnbringende, beinahe spannende Lektüre. *Sibylle Setzler*

Im Mittelpunkt dieses Buches steht das Leben und Wirken eines in Deutschland weitgehend vergessenen, in Slowenien aber – selbst unter den Kommunisten vor der «Wende» – hoch geschätzten und verehrten Mannes: Primus Truber (1508–1586), Reformator und Begründer der slowenischen Schriftsprache, von 1567 bis zu seinem Tod Pfarrer in Tübingen-Derendingen. Als Glaubensflüchtling fand er in der Nähe von Laibach (Ljubljana) geborene Truber etwa 1550 eine neue Heimat im evangelischen Württemberg, von wo aus er die Reformation in Slowenien, seiner alten Heimat, betrieb. Um diese voran zu bringen, konzipierte er – nach württembergischem Vorbild – seine slowenische Kirchenordnung und übersetzte zahlreiche reformatorische Schriften – Katechismen, Bibeltexte, Liedersammlungen – ins Slowenische. Eine bleibende und bis zum heutigen Tag wirksame Bedeutung erreichten seine Übersetzungen weniger wegen ihres theologischen Inhalts, bedeutsam war vielmehr, daß er mit dem Druck dieser Schriften zum Sprachbewahrer, wenn nicht gar zum Sprachschöpfer wurde, daß er *eine bisher in Dialekte zerspaltene, nur mündlich gebrauchte Sprache syntaktisch zum schriftlichen, also manifesten, irreversiblen Ausdruck gebracht* hat. Bedenkt man, daß es mit der Übersetzung allein nicht getan war, daß Primus Truber ein Verfahren erfinden mußte, mit dem er die spezifischen slowenischen Laute mit lateinischen Buchstaben wiedergeben konnte, so wird seine Leistung, *eine philologische Großtat*, erst richtig deutlich.

Doch der vorliegende Band beschäftigt sich nicht allein mit Trubers Bedeutung für die slowenische Gesellschaft, Kultur, Literatur und Sprache. Ein umfangreiches Kapitel beleuchtet den *historischen Hintergrund: Württemberg und die innerösterreichischen Länder in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts*, stellt somit Trubers Wirksamkeit in einen größeren Zusammenhang, sieht sie als Bestandteil der gesamten konfessionellen Entwicklung. Ausführlich wird zudem in mehreren Beiträgen die Rolle Württembergs, insbesondere die des Hans Ungnad in Urach für den südslawischen, auch Kroatien umfassenden Buchdruck gewürdigt. Insgesamt bieten 41 wissenschaftliche Aufsätze slowenischer, deutscher, österreichischer, kroatischer, serbischer und bulgarischer Wissenschaftler eine umfassende interdisziplinäre Bestandsaufnahme der Beziehungen zwischen Württemberg und Slowenien, zwischen Tübingen und Laibach, vermitteln die Bedeutung Primus Trubers für Slowenien ebenso wie die Intentionen einstiger württembergischer Kirchenpolitik. *Wilfried Setzler*

GEORG GÜNTHER: **Musikalien des 18. und 19. Jahrhunderts aus Kloster und Pfarrkirche Ochsenhausen.** (Quellen und Studien zur Musik in Baden-Württemberg, Band 1). Verlag J. B. Metzler Stuttgart 1995. XXVI, 464 Seiten mit zahlreichen Notenincipits. Kartoniert DM 298,-

Kaum gegründet, stellt die Gesellschaft für Musikgeschichte in Baden-Württemberg ihr vielfältiges und zielstrebiges Engagement unter Beweis. Wie angekündigt, beginnt sie nun neben ihrem Jahrbuch *Musik in Baden-Württemberg*, von dem bisher zwei Bände erschienen sind, eine neue Reihe *Quellen und Studien zur Musik in Baden-Württemberg*, deren Ziel es ist, das *erhaltene musikalische Erbe von Baden-Württemberg ausführlich zu dokumentieren*.

Eine Hauptquelle für dieses Vorhaben bildet das 1935 von Ernst Fritz Schmid begründete und bis 1937 betriebene Schwäbische Landesmusikarchiv am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Tübingen, das bisher kaum erschlossen ist. Was Schmid, der damalige Direktor des Instituts, bei der Gründung des Archivs anstrebte, *die an Tausenden von Stellen noch verstreuten Schätze historischer Musikalien und Musikinstrumente aufzuspüren, zu sammeln, pfleglich zu verwahren, zu inventarisieren und der Allgemeinheit zugänglich zu machen*, konnte nur zu einem kleinen Teil realisiert werden. Doch immerhin gelang es ihm, aus 31 Orten, vor allem aus ehemaligen Klöstern – Ellwangen, Gutenzell, Obermarchtal, Ochsenhausen, Rot an der Rot, Schussenried, Sießen, Weingarten, Weißenau und Zwiefalten – umfangreiches Notenmaterial zusammenzutragen. Nach einer Jahrzehnte dauernden Improvisation konnte 1991 endlich mit einer bibliothekarisch und wissenschaftlich fundierten Katalogisierung der Bestände begonnen werden. Ein erstes Ergebnis wird nun im vorliegenden Band publiziert.

Etwa die Hälfte der von der Mitte des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts stammenden, im Katalog erfaßten Musikalien kommt aus dem ehemaligen Kloster Ochsenhausen, der andere Teil aus dem Besitz der dortigen Pfarrkirche. Bei den rund 600 Inventarnummern handelt es sich um Handschriften und Drucke, vielfach um handschriftlich ergänzte Drucke, die meist Kirchenmusik – Messen, Hymnen, Vespere – beinhalten; darunter befindet sich vereinzelt auch Instrumentalmusik. Von besonderer Bedeutung sind die etwa 90 handschriftlich überlieferten Werke des Klosterkomponisten Aemilian Rosengart (1757–1810).

Der Aufbau und die Gestaltung des Katalogs orientieren sich an den *Katalogen bayerischer Musikaliensammlungen*, die seit längerem ein verwandtes Repertoire erschließen. So beginnt die Titelaufnahme mit einer Charakteristik und Datierung des Dokuments, es folgen die Signatur, der Name des Komponisten, ein Kurztitel, der Originaltitel, Angaben über alte Signaturen, die Satzfolge bei mehrsätzigen Werken, ein Notenincipit, ein Textincipit, die Besetzung, eine Bestandsaufnahme, der Name des Schreibers, eine Papierbeschreibung; im abschließenden

Kommentar werden vor allem der Erhaltungszustand und das äußere Erscheinungsbild beschrieben. Zwei Register, eins über Komponisten sowie eins über Gattungen und Textanfänge, beschließen den Band, der insgesamt einen umfassenden Einblick in das reiche Musikleben des 1803 aufgehobenen Klosters Ochsenhausen und in die Musik der ihm nachfolgenden katholischen Kirchengemeinde vermittelt. Ein respektabler Anfang bei der Dokumentation des Bestands ist gemacht, ein erster Teil des Schwäbischen Landesmusikarchivs publiziert; weitere werden hoffentlich bald folgen können. *Wilfried Setzler*

LINA BENZ: **Eduard Süskind (1807–1874), Pfarrer, Volksmann, Visionär.** Peter Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften Frankfurt a. M. 1995. 826 Seiten. Gebunden DM 178,-

Zu Beginn des Jahres 1848 erwachte das politische Leben auch im Königreich Württemberg geradezu wie auf einen Schlag aus einem langen Tiefschlaf. Nach einer Bürgerversammlung in Stuttgart im Januar mit Forderungen nach Freiheitsrechten ergriff bald eine revolutionäre Bewegung das ganze Land, und als erste staatliche Reaktion wurde am 2. März 1848 Pressefreiheit gewährt. Zu einer stärkeren politischen Formierung von Liberalen und Demokraten – den treibenden Elementen im verkrusteten Ständestaat – führte eine Volksversammlung in Göppingen am 26. März 1848 mit Blick auf die im April anstehenden Wahlen zur Nationalversammlung.

Gemeinhin werden die politischen Bestrebungen als auf die größeren Städte, geprägt von Gewerbefleiß und liberalem Bürgertum, beschränkt gesehen. Die Zeitströmungen gingen aber an den Bewohnern der Dörfer und Kleinstädte im Land keineswegs vorbei; es zeigten sich bald regelrechte «Nester» von erheblichen Aktivitäten. Selbst in Ortschaften auf der Schwäbischen Alb erwachte politisches Interesse und Engagement. Hier war es vor allem der Suppinger Pfarrer Eduard Süskind, der seinen ursprünglich volksaufklärerisch und bildungspolitisch geprägten Einsatz zunehmend zugunsten eines demokratischen Engagements politisierte und so die Aufgeschlossenheit des Landmanns für die aktuellen Fragen der Gegenwart gewann. Spätestens mit der anonym erschienenen Schrift *Württemberg im Jahre 1845* wurde seine Kirchen- und Staatskritik manifest. Auch der von ihm damals herausgegebene Schwabenkalender enthielt neben unterhaltenden und belehrenden auch sozialkritische und politische Beiträge aus seiner Feder.

Die Zeitläufe kamen dem Dorfpfarrer dann bald entgegen. Bereits am 12. März 1848 – also viel früher als an manchen anderen Orten – wurden von ihm bei einer Bürgerversammlung in einem Laichinger Gasthaus die Hauptgrundsätze einer verfassungsmäßigen, auf das Recht der Volksvertretung gegründeten Regierung dargelegt. Weitere Volks- und Wahlversammlungen in den umliegenden Gemeinden – Suppingen, Schelklingen, Feldstetten, Asch, Blaubeuren – folgten, an denen nicht nur

die örtlichen Honoratioren, wie etwa die Wahlmänner zur Nationalversammlung, teilnahmen; auch Handwerker und Bauern ließen sich von den für sie sicher ungewohnten Themen ansprechen. Das Auftreten von Eduard Süskind rief allenthalben Zustimmung und großen Zulauf hervor, so daß die Albbevölkerung in dieser Gegend politisch durchaus informiert und auf dem laufenden war. So konnte es nicht ausbleiben, daß der Geistliche – allerdings nach vergeblichen Anläufen – schließlich in den Stuttgarter Landtag einrückte, wo er alsbald vielfältige Aktivitäten entwickelte.

Nach wenigen Jahren trat er von der politischen Bühne unfreiwillig ab, nach dem er resigniert festgestellt hatte, der Bürger sei *derzeit die Feigheit selbst*. Nun widmete er sich wieder ganz den literarischen Arbeiten, die freilich stets einen Bezug zur Politik hatten. Schließlich verließ er mit seiner Familie Württemberg, um in der Nähe von Danzig Rittergüter zu bewirtschaften und am bayerischen Ammersee, gesundheitlich angeschlagen und von materiellen Existenzsorgen geplagt, sein Leben zu beschließen.

Das volkserzieherisch, politisch und literarisch äußerst ertragreiche Leben dieses württembergischen Pfarrers ist Gegenstand der hier angezeigten umfangreichen Publikation, die zugleich die Tübinger Dissertation der Autorin ist, – vorgelegt im Alter von 70 Jahren.

Der Autor unzähliger Beiträge in kirchlichen und politischen Blättern, der Verfasser hochgeschätzter erdkundlicher Bücher für den Unterricht und das breite Lesepublikum, der Herausgeber eines weitverbreiteten Volkskalenders, der Redakteur eines landwirtschaftlichen Monatsblattes und nicht zuletzt der Abgeordnete im Stuttgarter Landtag wird in dieser materialreichen Arbeit umfassend dargestellt. Eduard Süskind gehörte zu den württembergischen Pfarrern, die ihr Amt nicht ausschließlich als seelsorgerische Aufgabe verstanden haben, sondern denen darüber hinaus die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der ihnen Anbefohlenen am Herzen lagen.

Nach dieser verdienstvollen Veröffentlichung von Lina Benz kann eine Darstellung zur Revolution des Jahres 1848, und solche dürften zur 150. Jahrfeier zu erwarten sein, an der Person von Eduard Süskind und insbesondere an seinem Wirken auf dem „flachen Land“ nicht mehr vorbeikommen. Aber auch die Auswirkungen der politischen Entwicklung auf die inneren Verhältnisse der Landeskirche, etwa die Forderung nach Presbyterien und die Einrichtung von Kirchengemeinderäten, lassen sich am persönlichen Werdegang von Eduard Süskind nachvollziehen.

Werner Frasch

MARTIN BIASTOCH: **Tübinger Studenten im Kaiserreich. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung.** (CONTUBERNIUM Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Band 44). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1995. 284 Seiten mit 2 Stadtplänen. Leinen DM 96,-

Um es gleich vorweg zu nehmen: Dieses Buch ist keine leichte Lektüre, eignet sich nicht für den Nachttisch, kann auch nicht so in einem Anlauf durchgelesen werden. Dennoch ist es ein spannendes und vorbildliches Buch. Vorbildlich, weil es – was bisher noch für keine andere Universität geschehen – für den Zeitabschnitt von 1871 bis 1914 am Beispiel der Universität Tübingen die Rolle der Studenten an der Hochschule und an ihrem Studienort aufzeigt, den studentischen Werdegang von der Immatrikulation bis zum Examen verfolgt und so zu einem Gesamtbild studentischer Existenzbedingungen kommt. Ob die Tübinger Verhältnisse allerdings verallgemeinert werden können, bleibt fraglich, da vergleichbare Forschungsergebnisse über andere Hochschulen bislang nicht vorliegen.

Spannend ist diese am Lehrstuhl des Tübinger Professors Dieter Langewiesche entstandene Dissertation für alle an der Wissenschafts- und Bildungsgeschichte des Kaiserreichs Interessierten. Für sie wird dieses Buch als Nachschlagewerk geradezu unverzichtbar, gibt es doch Auskunft nicht nur über die Stadt und die Universität Tübingen, sondern ganz allgemein über die soziale Herkunft der Studenten, die Studienfinanzierung, über Schulden und Stipendien, studentische Wohnverhältnisse, Ernährung, Gesundheitsvorsorge, Zulassungsvoraussetzungen, Gebühren, Strafen, Prüfungen, studentische Freizeitgestaltung, über Verbindungen, Mensur und Duell, über die wirtschaftliche Bedeutung der Studenten für die Stadt und die Universität, über die studentische Sexualität oder deren soziale Beziehungen. Es gibt fast keinen Aspekt, keinen Winkel studentischen Seins, den der Autor nicht erforscht hätte. Auch Themen, die gerne ausgeklammert werden, hat er aufgegriffen. So beschäftigt er sich etwa auch mit den Anfängen des Frauenstudiums, den Problemen ausländischer Studenten, mit der Studentenkriminalität, mit jüdischen Studenten und dem studentischen Antisemitismus.

Gestützt auf ein umfangreiches, bisher weitgehend unbeachtetes Quellenmaterial kann Martin Biastoch auch manche Verklärung studentischen Lebens ausnüchtern und mit der herkömmlichen Vorstellung von der «alten Burschenherrlichkeit» aufräumen. Eine Zeittafel, zwei historische Stadtpläne, zahlreiche Statistiken, Diagramme und Tabellen runden das Buch ab; ein gründliches und umfangreiches Register erleichtert den Einstieg und die Benutzung.

Wilfried Setzler

BIRGIT JANZEN: **König Wilhelm II. als Mäzen. Kulturförderung in Württemberg um 1900.** (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3, Band 663). Peter Lang Frankfurt a. M. 1995. 283 Seiten mit einigen Abbildungen. Broschiert DM 84,-

Diese von Dieter Langewiesche betreute Tübinger Dissertation untersucht den Einfluß des letzten Königs von Württemberg auf das kulturelle Leben im Land, insbesondere auf die Hauptstadt Stuttgart, in welchem Maße

er sich persönlich engagiert hat, inwieweit er Impulse gegeben oder aufgegriffen hat, ob er dazu beitrug, Kultur breiten Bevölkerungskreisen zugänglich zu machen, welche Projekte er unterstützte, ob sein Kulturinteresse als Kompensation für verlorene politische Macht anzusehen ist.

Dazu stellt die Autorin zunächst skizzenhaft das Königreich Württemberg – Politik, Wirtschaft, Gesellschaft – um 1900 vor, charakterisiert König Wilhelm II., sein familiäres Umfeld, beschreibt den königlichen Alltag und die Rolle der Königin Charlotte. Im Hauptteil ihrer Arbeit beschäftigt sich Birgit Janzen dann ausführlich mit dem König und seinem Verhältnis zur Kultur, seinen Plänen, seinem Wirken, seinem Verhindern, seinen Ratgebern, und wie er instrumentalisiert, von anderen beeinflusst wurde. Das besondere Augenmerk der Autorin gilt dabei den Bereichen Landeskunde, Architektur, Kunstgewerbe, Musik, Literatur, Theater und Bildende Kunst. Ein das Buch abschließendes Kapitel vergleicht Wilhelms «mäzenatisches Wirken» mit der «Tradition» seiner Vorgänger, König Wilhelm I. und König Karl I., und seiner beiden «Amtskollegen» – der Ausdruck irritiert in mehrfacher Hinsicht – Kaiser Wilhelm II. und Großherzog Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt.

Deutlich wird in der Arbeit, daß König Wilhelm II. das Marbacher Schillermuseum, die kunstgewerbliche Lehr- und Versuchswerkstätte und das Kunstgebäude protegierte, sich aber vor allem für die Hoftheater einsetzte. Doch entgegen manch älteren Arbeiten über die Regierungszeit Wilhelms, in denen das große Kultur-Engagement des Königs betont wird, kommt die Autorin zu dem Schluß, daß mit Wilhelm II. allein der *kulturelle Aufschwung ausgeblieben* wäre, daß die Initiative anderer ebenso wichtig, ja geradezu die Voraussetzung für die Entwicklung Stuttgarts zum Kulturzentrum gewesen war. Alles in allem: Birgit Janzen leistet mit ihrem Buch einen Beitrag zur Kulturgeschichte Württembergs um die Jahrhundertwende und fügt der Biographie des Königs, die inzwischen von Paul Sauer aufgearbeitet und publiziert ist, einige unbekannt Details hinzu. *Sibylle Wrobbel*

SYLVIA GREIFFENHAGEN (Hrsg.): **«Haute-volée-Sozialdemokraten» und «Revolutionsfabrik».** Die Geschichte der Esslinger SPD. (Esslinger Studien, Band 16). Stadtarchiv Esslingen am Neckar 1995. 271 Seiten und zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 40,-

Die Schriftenreihe des Stadtarchivs Esslingen am Neckar nimmt sich immer wieder auch Themen aus dem Bereich der jüngsten Geschichte an, befaßt sich mit Wahlen, Parteiengeschichte, der Entwicklung der Demokratie vor Ort und jeweils auch im größeren Zusammenhang. Als ein Beispiel ist hier die Arbeit von Horst Glück über *Parteien, Wahlen und politische Kultur in einer württembergischen Industrieregion. Die Stadt Esslingen und der Mittlere Neckarraum*, der als Band 10 der Schriftenreihe 1991 erschien, zu nennen.

Auch der von der Politologin Sylvia Greiffenhagen herausgegebene Band über die Geschichte der Esslinger SPD gehört in diesen Themenbereich. Anlässlich des 125jährigen Bestehens der SPD (einschließlich ihrer anders bezeichneten Vorläuferorganisationen) haben sich renommierte Historiker wie Christof Rieber oder Wolfgang Schmierer, aber auch, wenn man es so sagen darf, Hobbyhistoriker wie Marco Huggele oder Richard Kramarschik, daneben der Redakteur beim SDR Dieter Pahlke mit der lokalen Geschichte der Esslinger SPD in verschiedenen Zeitabschnitten befaßt.

Sylvia Greiffenhagen, die sich auch des wechselhaften Schicksals des Ortsvereins zwischen 1925 und 1945 annimmt, stellt bereits in der Einleitung fest, daß der SPD-Ortsverein Esslingen der neben Stuttgart bedeutendste in Württemberg war. Dort wurde nicht nur der erste Sozialdemokrat im Land zum Stadtoberhaupt gewählt (freilich vom König nicht bestätigt), sondern während der Zeit der Sozialistengesetze (1878–1890) die württembergische Parteiorganisation zusammengehalten. Den Hintergrund für diese bemerkenswerte Parteigeschichte leuchtet Sylvia Schraut in ihrem knappen, vorzüglichen, vor allem auch gut dokumentierten Beitrag aus, indem sie klar den Zusammenhang zwischen der rasanten Entwicklung der Esslinger Industrie und der Entstehung der Interessenvertretungen der Arbeiter herausarbeitet. Dabei waren von Anfang an aber auch viele Handwerker und Weingärtner Parteigenossen und Wähler.

In der frühen Zeit der Partei leistete der umtriebige Gewerkschaftsführer Julius Motteler, ein gebürtiger Esslinger, grundlegende Schrittmacherdienste für ihre Entwicklung und begründete die besondere Rolle des Ortsvereins. Von Esslingen gingen frühzeitig wesentliche Impulse ins Land hinaus. Wolfgang Schmierer zeichnet in gewohnter Könnerschaft den Weg der Esslinger Sozialdemokratie zwischen 1848 und 1878 nach, während Christof Rieber die maßgebliche Rolle des Ortsvereins in den zwölf Jahren der Bismarckschen Sozialistengesetze herausstellt. Marco Huggele steuert mit seinem Aufsatz über die Zeit von 1890 bis 1914 das «opus magnum» des Bandes bei und reüssiert dergestalt mit seiner ersten größeren Veröffentlichung.

In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg war Esslingen ein Kristallisationspunkt innerparteilicher Flügelkämpfe; einerseits besaß die SPD mit Louis Schlegel, Gottlieb Kennigott und Albert Stuber herausragende Funktionäre auf allen Ebenen, verlor aber stetig an Rückhalt in der krisengeschüttelten Industriestadt, wo es bereits 1915 zur Spaltung zwischen «rechtem» und «linkem» Flügel kam. Sylvia Neuschl-Marzahn geht in ihrem Beitrag dem Bedeutungsverlust der lokalen SPD zwischen Weltkrieg und Mitte der 20er Jahre nach, als sogar die Mehrheit im Gemeinderat verloren ging.

Es mag vielleicht daran liegen, daß der «Stoff» bis dahin einfach mehr hergibt als später, d. h. insbesondere für die Epoche nach Ende des Zweiten Weltkrieges, als die CDU der SPD auch in Esslingen – vor allem aufgrund des Wahlverhaltens der zahlreichen Heimatvertriebenen – den Rang abließ. Jedenfalls referieren die drei Aufsätze

von Reinhard Strüber, Richard Kramartschik und Dieter Pahlke brav Wahlergebnisse, Fakten und Statistisches, ohne freilich einen den vorangegangenen Texten entsprechenden Rahmen zu bieten. Auch fallen hier Fehler ins Auge, die dem Rezensenten bei den anderen Texten nicht vorzukommen scheinen, wie etwa (S. 204) die falsche Nennung des Esslinger SPD-Bundestagskandidaten von 1949, Albert Pflüger, der dort mit dem Vornamen Norbert geschmückt und als «Landesgewerbeamtsleiter» bezeichnet wird; (er trug immerhin den Titel Präsident).

Das ändert allerdings nichts daran, daß der Band in beispielhafter Form lokale Parteigeschichte in wissenschaftlicher Verbindlichkeit präsentiert und damit nun ein Buch vorliegt, das in angemessener Weise einen bedeutenden Ausschnitt aus der Geschichte der alten Reichsstadt am Neckar ausleuchtet.

Frank Raberg

MARTIN HOHNECKER: **Stuttgart im Jahr Null. Tagebuchnotizen aus der Stuttgarter Zeitung.** DRW-Verlag Leinfelden-Echterdingen 1995. 200 Seiten mit 54 Abbildungen. Gebunden DM 39,-

Von Januar bis September 1995 erschienen im Lokalteil der *Stuttgarter Zeitung* «Tagebuchnotizen» über Ereignisse, die 50 Jahre zuvor in der Zeit des Kriegsendes in Stuttgart und Umgebung vorgefallen waren. Die vom Leiter der Lokalredaktion, Martin Hohnecker, verfaßten Rückblenden fanden bei den Lesern solchen Anklang, daß man sich entschloß, sie nun gesammelt als Buch herauszubringen. Auch wenn man über den Titel streiten könnte, das Buch zeigt selbst, daß es einen völligen Neuanfang, einen geschichtlichen «Nullpunkt», auch in Stuttgart nicht gegeben hat –; so ist die Entscheidung zu dieser Publikation nur zu begrüßen.

Dabei ist wohl bei allen an Ortshistorie Interessierten ein gerüttelt Maß an Skepsis vorhanden, wenn es um die meist zu runden Jahrestagen ausbrechenden Wellen von Blütenlesen lokaler Erinnerungssplitter geht. Martin Hohnecker zeigt aber in diesem Fall, daß bei einer richtigen Auswahl von Fakten und Meldungen eine solche Serie von Rückblenden die Funktion einer guten Zeitung erfüllen kann, die ja auch den nachfolgenden Generationen ein treffendes Bild der jeweiligen Zeitläufe zu vermitteln vermag. So ist es auch kein Zufall, daß der Autor seine Rückblenden mit dem Datum des Erscheinens der ersten von Deutschen herausgebrachten Zeitung, eben der *Stuttgarter Zeitung* am 18. September 1945, enden läßt.

Fast durchgängig ist es gelungen, die Einzelmeldungen so miteinander zu verknüpfen, daß sie über ihre individuellen Nachrichtenqualitäten hinaus einen größeren Zusammenhang aufzeigen können. So mag der Titel des Berichts zum 11. 1. 1945 *Todesstrafe und Trockenkäse* erst einmal befremden, aber dann begreift man, daß der Krieg gerade auf lokaler Ebene dem Normalbürger tatsächlich als unentwirrbares Knäuel aus Grauen, Angst, aber auch vom Mangel bestimmten Banalitäten erscheinen mußte. Ohne daß dies gesondert ausgewiesen wäre, gliedern sich

die dargestellten neun Monate in drei Phasen: zum ersten das Ende der Nazizeit bis zum Einmarsch der Alliierten am 21. April, danach die Zeit vom Schock der Besetzung – am ehesten noch eine subjektive «Stunde Null» – bis zum Abzug der Franzosen Anfang Juli, zuletzt noch die ersten Wochen der amerikanischen Besatzungszeit.

Das Ende der NS-Zeit ist gekennzeichnet durch die letzten Luftangriffe, eine zunehmende Verschlechterung der objektiven Lage wie auch der subjektiven Befindlichkeit der Stuttgarter Bevölkerung, aber auch durch einen starken Überlebenswillen. Entlarvend sind die ausgewählten Meldungen und Artikel des Monopolblatts *NS-Kurier*, die in ihrer Mischung aus Durchhalteparolen, Haßattacken auf die Feinde des Nationalsozialismus und ihrem bombastischen, hohlen Schwulst mehr über den Niedergang dieser Ideologie aussagen als viele tiefeschürfende Abhandlungen. Seit Ende März fängt die Stadt an, sich auf das Kriegsende vorzubereiten. Hohnecker gelingt es gut, den Konflikt darzustellen, den die Stuttgarter Stadtverwaltung unter Oberbürgermeister Strölin, verbunden mit Militärs und besorgten Bürgern, mit Gauleiter Murr ausfechten mußte, der die Hitlerschen Zerstörungsbefehle getreu auszuführen gedachte.

Hier wie auch an anderen Stellen des Buches läßt sich generell feststellen, daß die historische Richtigkeit gewahrt wird. Eine Tatsache, die bei einer Veröffentlichung, die ja keine wissenschaftliche Spezialarbeit sein soll und sich an ein breites Publikum richtet, bei weitem nicht selbstverständlich ist. Auch die Tatsache, daß sich die Darstellung der Interna des Kriegsendes weitgehend auf den Nachkriegsbericht Strölins stützt, der oft etwas parteilich ausfiel, spricht nicht gegen diese Aussage, da fast alle Fachhistoriker, die über dieses Thema publiziert haben, Strölins Selbstrechtfertigung mangels anderer ähnlich ausführlicher Quellen meist zu stark gewichtet haben. So ist z. B. die Darstellung Strölins, nur ein mutiger Funker, der den entsprechenden Befehl nicht weitergegeben habe, habe ihn in den letzten Nazistunden vor einem Todesurteil bewahrt, höchst zweifelhaft, da sie nur durch das Gefälligkeitsgutachten eines Mitinternierten belegt ist.

Nach der Besetzung Stuttgarts am 21. April 1945 sind die Berichte voll von Übergriffen der französischen Besatzer, zeigen sie aber auch eine allmählich beginnende Normalisierung, selbst wenn die Zeiten hart bleiben, was am 17. Mai gut unter der Überschrift *Viele Paraden, wenig zu essen* zusammengefaßt wird. Neue Hoffnung kam auf, als Anfang Juli die Amerikaner die Stadtregierung übernahmen, auch wenn diese durch ihre anfänglich recht distanzierte Art viele Erwartungen zuerst einmal enttäuschten. Und doch keimte mit dem Wiederbeginn von Wirtschaft, deutscher Verwaltung und Kultur neue Zuversicht. Hierzu trug das Erscheinen der ersten Nummer der *Stuttgarter Zeitung* im September besonders bei; und mit diesem Ereignis beschließt Martin Hohnecker seine Chroniken folgerichtig.

Martin Bayer

# Die beste Prämie seit Jahren. Bis 31. 12. zu uns.

Nutzen Sie die Gunst der Stunde. Starten Sie jetzt in die eigenen vier Wände mit der besten Prämie seit langem und profitieren Sie von allen LBS-Vorteilen. Kommen Sie noch vor dem 31.12. zur LBS oder Sparkasse und sichern Sie sich die volle Bausparprämie für 1996.

**LBS**  
Bausparkasse der Sparkassen



**„Jetzt  
aber!“**

LBS und Sparkasse: Unternehmen der  Finanzgruppe. Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

PAUL SAUER (Bearb.): **Quellen zur Entstehung der Verfassung von Württemberg-Baden. Erster Teil: Februar bis Juni 1946.** (Veröffentlichungen zur Verfassungsgeschichte von Baden-Württemberg seit 1945, Band 12). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1995. XII, 388 Seiten. Kartoniert DM 58,-

Nachdem im vergangenen Jahr mit der Publikation des Registerbandes zu acht Quellenbänden der baden-württembergischen Verfassungsgeschichte 1952/53 die «Erste Serie» des großangelegten Projektes *Veröffentlichungen zur Verfassungsgeschichte von Baden-Württemberg seit 1945* abgeschlossen werden konnte, stellten die Kommission für geschichtliche Landeskunde und der baden-württembergische Landtag im Rahmen einer offiziellen Präsentation am 1. Februar 1996 den ersten Band der *Quellen zur Entstehung der Verfassung von Württemberg-Baden* vor. Kommissionspräsident Taddey strich ebenso wie Landtagspräsident Hopmeier die Bedeutung dieser Edition für die Erforschung der jüngeren Landesgeschichte heraus. Württemberg-Baden in der US-amerikanischen Besatzungszone sei das erste der drei südwestdeutschen Nachkriegsländer gewesen, das sich bereits im Herbst 1946 eine Verfassung gegeben habe, hob der Bearbeiter Paul Sauer hervor. Deshalb sei es auch folgerichtig, die «Zweite Serie» mit Württemberg-Baden zu beginnen. Sauer läßt einem konzisen Einleitungstext die vorhandenen Protokolle aller Sitzungen des Ständigen Ausschusses der Vorläufigen Volksvertretung, der zugleich Verfassungsausschuß war, folgen und publiziert am Ende dieses Bandes den Text des Verfassungsentwurfes, der der US-Militärregierung für Württemberg-Baden am 16. Juni 1946 vorgelegt wurde. Die Originale befinden sich im Archiv des Landtags von Baden-Württemberg. Sauer hatte nicht nur mit zum Teil schwer lesbaren Vorlagen zu kämpfen, sondern mußte im Falle der 2. Sitzung des Ausschusses, die am 20. März 1946 stattfand, kapitulieren: Ein Protokoll ist nicht mehr auffindbar! Sinnfälliger läßt sich nicht unterstreichen, wie notwendig diese Edition allein schon aus Gründen der Quellensicherung war und ist.

Die Vorläufige Volksvertretung war am 16. Januar 1946 erstmals zusammengekommen. Die ihr angehörenden 124 Abgeordneten – Vertreter der Regierung, der Parteien, der Landkreise, der acht großen Städte des Landes (Bruchsal, Heidelberg, Heilbronn, Karlsruhe, Mannheim, Pforzheim, Stuttgart, Ulm), der Berufsstände, Kirchen und Hochschulen – waren von Ministerpräsident Dr. Reinhold Maier berufen worden. Sie diente als «Vorparlament» der erst für Mitte des Jahres anberaumten Verfassunggebenden Landesversammlung, die dann am 30. Juni aus Wahlen hervorgehen sollte. Dem zehnköpfigen Ausschuß präsiidierte der Präsident der Volksvertretung, Wilhelm Keil; sein Stellvertreter war der Mannheimer OB Josef Braun. Der Regierungschef zog außerdem einige Kabinettsmitglieder sowie sachverständige Fachleute zu den Ausschußberatungen bei, von denen der Vorsitzende des Staatssekretariats im französisch besetz-

ten Gebiet Württembergs und Hohenzollerns, Professor Dr. Carlo Schmid, fraglos den weitreichendsten Einfluß ausübte. Er wurde mit der Erarbeitung eines Verfassungsentwurfes betraut und bestimmte damit nachhaltig die gesamte Diskussion. Carlo Schmid war übrigens als Staatsrat auch Mitglied der württemberg-badischen Staatsregierung – eine auch vor dem Hintergrund der besonderen Nachkriegsverhältnisse in Deutschland einmalige Konstruktion.

Paul Sauer verzichtet, im Gegensatz zu Paul Feuchte bei den Quellen zur Verfassung von Baden-Württemberg, auf den nur teilweisen Abdruck der Plenarprotokolle der Volksvertretung, die ohnehin gedruckt vorliegen, und hält sich auch mit Anmerkungen zurück. Der erste Band – mindestens zwei weitere sollen noch folgen – spiegelt besonders eindrücklich das Bemühen aller Beteiligten dieses württemberg-badischen «Verfassungskonvents» wider, eine Vollverfassung mit beispielhafter Bedeutung für die deutsche Verfassungsgeschichte nach Ende des Zweiten Weltkrieges zu schaffen. Durchgehend ist dabei zu spüren, wie stark der Eindruck des NS-Regimes sich bei dieser Verfassungsschöpfung auswirkte.

Dieser erste Band der «Zweiten Serie» dokumentiert – 50 Jahre danach – die Anfänge des verfassungspolitischen Neubeginns im deutschen Südwesten. Der Entwurf des Ausschusses der Volksvertretung wurde Grundlage der Beratungen im Sommer und Herbst 1946 im entsprechenden Ausschuß der dann gewählten Verfassunggebenden Landesversammlung. Es ist zu hoffen, daß die Planung der Kommission, im kommenden Jahr zum 50. Jahrestag der Verfassungen von Südbaden (Bearbeiter Paul Feuchte) und Württemberg-Hohenzollern (Bearbeiter Thomas Rösslein) die entsprechenden Quellen zu publizieren, nicht im Treibsand des derartige Projekte stets treffenden Sparzwangs scheitert.

Frank Raberg

**Schwäbischer Heimatkalender 1997.** In Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein und dem Schwäbischen Heimatbund herausgegeben von KARL NAPF. 108. Jahrgang. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1996. 128 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 14,50

Wieder einmal wird im Schwäbischen Heimatkalender ein bunter Strauß interessanter Themen geflochten. Kurzweilig unterhaltsame Geschichten oder nachdenklich stimmende schwäbische Gedichte findet man in ihm ebenso wie überaus informative, historische, geographische oder volkskundliche Abhandlungen: alles flüssig geschrieben, gut zu lesen. Kostproben seines eigenen Könnens liefert der Herausgeber in zwei Kalendergeschichten *Der Schwabe als Steuerzahler* und *Der Schwabe als Schaffer*. Überhaupt trägt der Kalender die Handschrift von Karl Napf, der nun ganz aus dem Schatten seiner Vorgänger herausgetreten ist. So setzt der Jahreskalender noch konsequenter als die Vorgänger einen thematischen Schwerpunkt, versucht nicht mehr, alle Regionen des Schwa-

benlandes mit Themen abzudecken, sondern eine Region herauszugreifen und sie in ihren verschiedensten Facetten, in ihrer Eigenart darzustellen.

Dieses Mal gilt das Hauptaugenmerk der Ostalb. Porträtiert werden die Städte Aalen, Ellwangen, Heidenheim und Schwäbisch Gmünd. Vorgestellt wird darüber hinaus das Museum in Heubach, ein ganz besonderes, ungewöhnliches Museum, widmet es sich doch weitgehend der am Ort ansässigen Miederherstellung (Susa-Werke und Triumph International). Auf die naturräumlichen Gegebenheiten der Ostalb machen Aufsätze über den Ipf bei Bopfingen, den Volkmarsberg bei Oberkochen, der *schönste Heideberg des Albuchs*, über den Rosenstein bei Heubach oder ein Beitrag über die Waldnutzung und Waldrechte aufmerksam. Gedacht wird des Spions von Aalen und des Neresheimer Abtes Norbert Stoffels, ein *Rheinländer in Schwäbisch-Sibirien*.

Doch auch wen die Ostalb kalt läßt, wird in diesem Kalender viel Lesenswertes finden. Etwa über den Siebenschläfer, einem Langschläfer unserer Heimat, oder über *Obschdbaumwiesen*, über Jubiläen und Jubilare, über den Hungerwinter 1946/47, den Denkmalschutzpreis des Schwäbischen Heimatbundes oder über die Löchgauer Hasenopfer, die einst bei der Zubereitung eines Hasenbratens versuchten, Feldhasen wie Hühner zu rupfen, statt ihnen das Fell über die Ohren zu ziehen. Daß der Kalender natürlich auch über ein ausführliches Kalendarium mit vielerlei Informationen und nützlichen Tips sowie über ein Preisausschreiben verfügt, versteht sich von selbst. Doch bietet nicht allein dieses Gewähr, daß man ihn gerne immer wieder zur Hand nimmt oder zur Freude anderer, nicht nur zu Weihnachten, verschenkt.

Sibylle Wrobbel

## In einem Satz

HERBERT HOFFMANN (u. a.): **Ditzingen**. Silberburg Verlag Tübingen 1994. 96 Seiten mit etwa 250 Farbabbildungen. Pappband DM 39,80

In diesem opulenten, großformatigen Bildband werden Ditzingen, seit 1966 Stadt, und die Teilorte Heimerdingen, Hirschlanden und Schöckingen porträtiert sowie ihre Geschichte und Gegenwart, ihre Sehenswürdigkeiten und ihre Einbindung in die Region dargestellt.

HERMANN BAUMHAUER und JOACHIM FEIST: **Schwäbische Alb**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1996. 112 Seiten mit 80 ganzseitigen Farbtafeln. Gebunden DM 49,80

Wenn sich ein Meisterfotograf und ein Literaturpreisträger, der zudem zu den besten Kennern der Schwäbischen Alb zählt, zusammenschließen, muß etwas Gutes entstehen: ein ausnehmend schöner Bildband mit informativem und gut lesbarem Text, der zudem ins Englische und Französische übersetzt ist.

**Das entführte Kamel und andere Geschichten aus Baden und Württemberg**. Herausgegeben von FRIEDRICH A. SCHILER. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1996. 320 Seiten. Gebunden DM 25,-

Die 62 ausgewählten Geschichten und Gedichte aus sechs Jahrhunderten zählen zu den besten literarischen Texten aus und über Baden-Württemberg, sorgen für heiteres und nachdenkliches Lesevergnügen.

**250 Naturschutzgebiete im Regierungsbezirk Tübingen**. Herausgegeben vom Regierungspräsidium Tübingen in Zusammenarbeit mit der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Tübingen. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1995. 412 Seiten mit 342 farbigen Abbildungen und einer Übersichtskarte. Leinen DM 48,-

Nach einleitenden Kapiteln zur Natur im Regierungsbezirk wird jedes der 250 Naturschutzgebiete in seiner Eigenart und seinen landeskundlichen, botanischen oder faunistischen Besonderheiten, aber auch mit bestehenden Gefährdungen und Problemen allgemein verständlich, interessant und gut illustriert dargestellt.

WILLI A. BOELCKE (Hrsg.): **Wege zum Erfolg. Südwestdeutsche Unternehmerfamilien**. DRW-Verlag Leinfelden-Echterdingen 1996. 288 Seiten mit 65 Abbildungen. Gebunden DM 49,-

Dieses Buch ist wirklich, wie es in der Pressemitteilung des Verlags heißt, ein Plädoyer für das Unternehmertum in unserer Gesellschaft, speziell für das Familienunternehmen, und stellt deshalb zwanzig baden-württembergische Familien vor, die sich mit ihren Firmen mindestens über drei Generationen hinweg auf dem Markt behauptet haben: die Dischinger in Ehrenkirch, die Fürsten von Hohenzollern in Sigmaringen, die Rauch in Heilbronn, die Mack in Waldkirch, die Hartmann und Plouquet in Heidenheim, die Franck in Ludwigsburg, die Freudenberg in Weinheim, die Dyckerhoff, die Bilfinger, die Engelhorn und Boehringer in Mannheim, die Scheufelen in Oberlenningen, die Weisser in St. Georgen, die Eberspächer und Hengstenberg in Esslingen, die Bellmer in Niefern, die Steinbeis und die Fein in Stuttgart, die Gerster in Biberach und die Ritter in Waldenbuch.

«Und morgen ist's Feiertag». **Gedichte von Gustav Schwab**. Herausgegeben von MAREK HALUB und HANS MATTERN. Verlag Manfred Hennecke Remshalden-Buoch 1994. 127 Seiten mit einigen Abbildungen. Pappband DM 24,80

Unvergessen und immer wieder neu aufgelegt sind «seine» Sagen des klassischen Altertums, doch kaum noch jemand kennt seine zum Teil vertonten Gedichte, seine Lieder und Balladen; zu unrecht, wie die Herausgeber meinen, deren Gedichtauswahl allerdings auch belegt, daß Schwab eher als Balladen-Dichter, vor allem aber als Redakteur, Kritiker, Herausgeber und Übersetzer bleibende Bedeutung zukommt.

HANS BINDER: **Höhlen der Schwäbischen Alb. Faszinierende Welt unter der Erde**. Mit Beiträgen von Gerd

Albrecht, Klaus Dobat, Joachim Hahn und Thomas Rathgeber. DRW-Verlag Leinfelden-Echterdingen 1995. 160 Seiten mit 173 Farbfotos. Kunstleinen DM 69,-

Dieser große Bildband verfügt über eindrucksvolle, anschauliche, ja faszinierende Bilder und über einen von den besten Kennern der Höhlenwelt fachkundig und gut lesbar geschriebenen Text; beide – Bilder und Text – vermitteln alles, was man über die Höhlen der Schwäbischen Alb wissen will: Wie sie entstanden, wie sie zugänglich sind, wie sie erforscht wurden und werden, was man in ihnen findet, was Mensch und Höhle verbindet, was für Tiere und Pflanzen in ihnen leben und vieles andere mehr.

**Domschatzkammer Speyer.** Herausgegeben von MEINRAD MARIA GREWENIG mit Beiträgen von Franz Xaver Portenlänger. Verlag Gerd Hatje Stuttgart 1993. 72 Seiten mit 35 farbigen Abbildungen. Kartoniert DM 38,-

Der vorliegende, außerordentlich schön gestaltete Katalog zeigt und erläutert den Speyrer Domschatz, zu dessen herausragenden Einzelstücken die Grabbeigaben der Salier zählen, wie man sie bei der Öffnung ihrer Gräber im Jahr 1900 fand: die Grabkrone Kaiser Konrads II. und die seiner Gemahlin, der Kaiserin Gisela, der Reichsapfel und die Grabkrone Kaiser Heinrichs III., der Fingerring, das Grabkreuz und die Grabkrone Heinrichs IV.; nicht minder sehenswert kostbare Vasa sacra, prächtige Meßgewänder, Gemälde und Skulpturen.

HERMANN KRAIS (Hrsg.): **Zizishausen 1926–1996.** Stadt Nürtingen 1996. 148 Seiten mit über 100 Abbildungen. Broschiert DM 15,- (zu beziehen bei Ortsverwaltung 72622 Nürtingen-Zizishausen)

In diesem Buch, das dank vieler Spenden bemerkenswert preiswert ist, gelang es den Autoren, die Entwicklung eines armen, kleinbäuerlichen Dorfs von knapp 300 Einwohnern zu Beginn des 19. Jahrhunderts zur heutigen Gemeinde mit eigener Industrie und etwa 3500 Einwohnern verständlich und gut lesbar darzustellen.

GERD WOLFF: **Deutsche Klein- und Privatbahnen, Band 3: Württemberg.** Eisenbahn-Kurier-Verlag, Freiburg/Br. 1995. 332 Seiten mit etwa 400 Abbildungen. Gebunden DM 89,-

Deutschlands bewährter «Kleinbahn-Papst» Wolff zeichnet in diesem Standardwerk die Geschichte aller privaten, zum Teil längst stillgelegten Bahnlinien und -betriebe von der Filderbahn bis zur Teuringer Talbahn knapp, aber umfassend nach, illustriert mit hervorragend gedruckten Fotos aus allen Epochen, genauen Lage- und Streckenplänen und Angaben zur industriellen Entwicklung der jeweiligen Anlieger, und er hat auch die aktuellen Gründungen neuer Privatbahnen sowie eindrucksvolle Bildvergleiche «einst und jetzt» nicht vergessen.

HANS-WOLFGANG SCHARF/BURKHARD WOLLNY: **Die Eisenbahn im Nordschwarzwald.** Band 1: Historische Entwicklung und Bahnbau; Band 2: Ausgestaltung, Betrieb und Maschinendienst. Eisenbahn-Kurier-Verlag, Frei-

burg/Br. 1995. 270 und 247 Seiten mit je etwa 280 Abbildungen. Gebunden je DM 78,-

Die Geschichte der Murgtal-, Kinzigtal-, Nagoldtalbahn, der Württembergischen Schwarzwaldbahn und der Nebenbahnen nach Altensteig, Schramberg usw. wird mit nahezu lückenlosem Text- und Statistikmaterial dargestellt, wobei die hervorragende Bebilderung von den 1870er Jahren bis heute die gelungene Einbindung der Schiene mit ihren landschaftstypischen Bauwerken in die Umgebung darstellt und man auch die Menschen bei und an der Bahn nicht vergessen hat.

ULRICH BOEYING: **Eiserne Eisenbahnbrücken in Baden-Württemberg.** Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Arbeitsheft 3. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1995. 191 Seiten mit 52 Abbildungen. Gebunden DM 69,-

Die komplette Auflistung der noch vorhandenen Eisenbahn- bzw. ehemaliger Bahnbrücken der ehemals Königlich Württembergischen Staatsbahn und der Großherzoglich Badischen Staatsbahn mit umfangreichem Tabellenmaterial als bemerkenswerte Fleißarbeit, durch unpraktische Textgestaltung nur mühsam zu durchdringen, aber wegen der auch auf andere museale Objekte übertragbaren Bewertungsschemata, den sonst nicht öffentlich zugänglichen Daten und einem lesenswerten Anhang über die Geschichte der Stahlverarbeitung und des Brückenbaus dennoch zu empfehlen.

## Weitere Titel

**Archäologische Zeugnisse vom Hohenstaufen. Die Grabungen von 1935 bis 1938.** Mit Beiträgen von Walter Lang, Micha Bachteler, Reinhard Rademacher, Uwe Gross und Heribert Meurer. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Band 34). Stadt Göppingen 1966. 99 Seiten mit 45 Abbildungen und 131 Fundzeichnungen. Broschiert DM 24,80

JOHANN VALENTIN STREBEL: **Ein musikalisches Pfarrhaus.** Nachdruck der Ausgabe von 1886. Herausgegeben von LORENZ VON DER VRING, Oberlenningen 1995. 192 Seiten. Broschiert (zu beziehen beim Herausgeber 73061 Ebersbach und beim Antiquariat im Lenninger Tal 73252 Oberlenningen)

OTTO WENDEL: **Ein Leben – Mein Leben. Lebenslauf.** Mit einer Einleitung von Isolde A. Döbele-Carlesso. Stadt Brackenheim 1996. 213 Seiten mit vier Abbildungen. Pappband DM 10,- (zu beziehen beim Stadtarchiv 74336 Brackenheim-Hausen)

JULIA GINSBACH (Zeichnungen) und ANDREA LIEBERS (Text): **Der Schneider von Ulm.** DRW-Verlag Leinfelden-Echterdingen 1996. 32 Seiten mit 13 Farbbildern. Pappband DM 24,80

Walle Sayer. Thaddäus-Troll-Preisträger.

»Einer der schreibt,  
wie andere um ihr Leben rennen«:



Walle Sayer  
**Kohlrabenweißes.**  
Menschenbilder, Ortsbestimmungen,  
Prosazyklen.

161 Seiten. geb. 34,- DM  
ISBN 3-931402-00-2

»Es ist schön im hiesigen Heimatmuseum. Kein Korb mit vom Acker gelesenen Steinen. Keine lichtlose Knechtkammer. Kein mit Blut beschmierter Grenzstein. Kein Brief aus dem fernen Amerika. Kein Erlaß der Obrigkeit. Kein Bildnis einer vergewaltigten Magd. Kein Wortlaut einer Bittschrift.«

»Porentiefe Psychogramme.« **Südwestpresse**  
»Walle Sayer versteht es, hinter dem Vordergründigen die Konturen einer erinnerungsschweren Wirklichkeit aufschwimmern zu lassen.« **Südwestfunk**  
»Ein unbestechlicher Blick aufs Alltägliche: auf das immer schon falsche Leben aller.« **Badisches Tagblatt**  
»Prosa, so schön, so wahr, so richtig, daß es schwerfällt, das Buch vor dem Zu-Ende-Lesen aus der Hand zu legen.« **Reutlinger Generalanzeiger**  
»Humor, Ironie und Sarkasmus: scharfkantige Prosa.« **Südkurier**  
»Minutiöse, hellsichtige Beobachtungen: ein poetisches Kaleidoskop.« **Stuttgarter Nachrichten**  
»Poetische Wahrnehmungen gegen das Vergessen, eine Erinnerung daran, daß sich unter der Oberfläche vieles bewegt.« **Historischer Kalender des Lahrer Hinkenden Boten**  
»Prosa voller wunderbarer, aber nie abgehobener Bilder.«

**Fliegende Literatur-Blätter**

verlegt von Klöpfer & Meyer  
in Tübingen

## Weihnachten feiern mit der neapolitanischen Krippe zu Lauterbach



Michael Graff

**Ochs und Esel  
und Oliven**

Ein Weihnachtsbuch

56 Seiten  
24 Farbtafeln  
Hardcover

**DM 19,80**

ISBN 3-7966-0795-0

Farbenfrohe und ungewöhnliche Rokokofiguren aus der Zeit um 1730/1780 erzählen ihre je eigene Weise vom weihnachtlichen Ereignis. Der heiter-besinnliche Text und die beeindruckenden Farbaufnahmen dieser Rundkrippe nehmen die Leser und Betrachter mit ins Geschehen unter südlichem Nachthimmel hinein.

**Schwabenverlag**

Senefelderstraße 12 · 73760 Ostfildern

## WÜRTEMBERGER



## LEBENSART

*Wie könnte man sich nach einem Arbeitstag  
besser erholen, als mit einem Glas Würtem-  
berger. Bei der Vielfalt der Rebsorten findet  
jeder das Richtige. Und nicht zuletzt gilt  
Württemberg als das „Land der großen Roten“.  
So wird mit einem rassigen Trollinger – des  
Würtembergers liebstes Kind – ein Abend  
garantiert zum Feierabend.*

KENNER TRINKEN  WÜRTEMBERGER

## Vergessene Zeugen der Geschichte

Freudenstadt, Schwarzwälder Bote vom 5. Oktober 1996. Eine Fachtagung zum Thema «Aus den Augen aus dem Sinn – Vergessene Kulturdenkmale in der Landschaft» wurde vom Schwäbischen Heimatbund in Zusammenarbeit mit der Universität Tübingen, dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und der Friedrich-Ebert-Stiftung in Freudenstadt veranstaltet.

Vom 30. September bis zum 2. Oktober wurde in der Fritz-Erler-Akademie in einer Reihe von Vorträgen und einer ganztägigen Exkursion im Schwarzwald und im Oberen Gäu die Frage nach dem Umgang mit Kulturdenkmälern in der Landschaft gestellt. Das Augenmerk der Teilnehmer richtete sich besonders auf die sogenannten Klein- und Geländedenkmale, die sich – oftmals unscheinbar – als sehr gefährdet erwiesen haben.

Diese Denkmale erscheinen um so bedeutender, da sie vom Schaffen und dem Alltag der Vorfahren zeugen. In der heutigen Zeit werden nicht nur mit erschreckender Gründlichkeit Eingriffe am historischen Gebäudebestand vorgenommen, sondern auch in Feld, Wald und Flur. Gerade auf den ersten Blick unscheinbare Kulturdenkmale werden oft nicht erkannt und zerstört oder wirtschaftlichen Erwägungen geopfert. Eingebnete Wölbäcker, verfüllte Hohlwege, zerstörte Steinkreuze und Marksteine zeugen vom achtlosen Umgang mit Hinterlassenschaften der Vergangenheit.

In der Abschlusss Diskussion des Symposiums, geleitet von Martin Blümcke, dem Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes und Mitglied des Süddeutschen Rundfunks, machten die Vertreter der verschiedenen Institutionen ihre Standpunkte klar. Alle Diskussionsteilnehmer waren sich darin einig und legten dies auch in einer Resolution schriftlich nieder, daß dem bedenkenlosen Entfernen von Feld- und Sühnekreuzen und historischen Grenzsteinen, dem Planieren von Hohlwegen und Altstraßen sowie dem Zerstören von Bergbaurelikten umgehend Einhalt geboten werden muß. Die Landesregierung soll aufgefordert werden, Mittel und Wege zu finden, die einen Schutz dieser Kleinode gewährleisten. Außerdem sei eine flächendeckende Inventarisierung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg notwendig. Konsens bestand auch darüber, daß alle am Umwelt- und Landschaftsschutz Beteiligten zusammenarbeiten müssen.

## Bundesweiter Wettbewerb «Naturschutz rund ums Haus» des Deutschen Heimatbundes

«Naturschutz rund ums Haus», so lautet das Motto des Wettbewerbs, mit dem der DEUTSCHE HEIMATBUND (DHB) alle Bürgerinnen und Bürger darauf aufmerksam machen möchte, was jeder einzelne für «mehr Natur» in seinem direkten Lebensumfeld tun kann. Ziel des bundesweiten Wettbewerbs ist es, möglichst viele Bürgerinnen und Bürger, Gruppen, Vereine und Schulklassen für ein «naturnahes Gärtnern» zu gewinnen.

Wer an dem Wettbewerb teilnimmt und den hierfür eigens vom DHB entwickelten Fragebogen ausfüllt, der diesem Heft beiliegt, erhält zahlreiche Anregungen, wie er seinen Garten möglichst naturnah gestalten kann. Vom naturschonenden Pflanzenschutz über die geeigneten Hecken, Beeteinfassungen und Gehölze bis zu Maßnahmen zur Regenwasserrückhaltung und zum Insektenschutz reichen die illustrierten Anregungen.

Der DHB, Bundesverband für Natur- und Umweltschutz, Brauchtums- und Denkmalpflege, möchte mit dem Wettbewerb «Naturschutz rund ums Haus» dazu beitragen, daß die zahlreichen Hobby- und Freizeitgärtner aus ökologischen Gründen den standortgerechten einheimischen Bäumen, Sträuchern und Kletterpflanzen, den Wildhecken und Blumenwiesen, der Dach- und Fassadenbegrünung den Vorrang einräumen. Damit wird Lebensraum und Nahrung für zahlreiche, oftmals gefährdete Arten geboten – im Gegensatz zu den exotischen Koniferen und monotonen Einheitsrasen. «Mehr Natur» am Haus, in Hof und Garten und damit Naturschutz auch außerhalb von Schutzgebieten (entsprechend dem Motto des Europäischen Naturschutzjahres 1995, das weiterhin gilt!) ist daher das Ziel.

Teilnehmen am Wettbewerb können alle Bürgerinnen und Bürger, Gruppen, Vereine und Schulklassen, die den Fragebogen ausfüllen. Der Fragebogen, der gleichzeitig zahlreiche praxisnahe Informationen bereithält, ist kostenlos zu beziehen beim DEUTSCHEN HEIMATBUND e.V., Adenauerallee 68, 53113 Bonn. Einsendeschluß ist der 15. Dezember 1996. Zahlreiche Geld- und Sachpreise winken den Teilnehmern.

(Näheres finden Sie in der **Beilage**.)

## In diesem Jahr gab es ein tolles Heu einzufahren

Balingen. Zollern-Alb-Kurier vom 29. 7. 1996. «Zum ersten Mal seit zehn Jahren haben wir bei trockenem Wetter gemäht und bei trockenem Wetter die erste Mahd eingefahren», freute sich Forstdirektor Siegfried Ostertag, Leiter des Staatlichen Forstamtes Balingen, am Samstag, als es galt, das Naturschutzgebiet «Irrenberg» oberhalb von Streichen mit ehrenamtlichem Einsatz zu pflegen. Und wie jedes Jahr waren wieder etliche Helfer der Einladung Ostertags gefolgt und hatten die Ärmel hochgekrempelt. Über 30 Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes waren mit dem Bus angefahren, der Albverein schickte Helfer, ebenso der Verein Kohlraisle aus Tieringen und, nicht zu vergessen, die Prominenten aus Politik und Wirtschaft und Gemeinderat, die sich immer wieder ein Stelldichein geben, diesmal allen voran Sparkassenpräsident und Landtagsabgeordneter Heinrich Haasis, Landrat Willi Fischer und Oberbürgermeister Dr. Edmund Merkel. Schon seit den frühen Morgenstunden waren die Helfer mit Plastikplanen die Hänge hinaufgekllettert, um das Heu auf die Planen zu rechen und dann ins Tal zu ziehen, damit es von den Ladewagen aufgenommen werden konnte. Edelste und seltene Kräuter wird nun die Mutterkuhherde auf dem Tierberg von Landwirt Herrmann Schneider zu füttern bekommen. Für die Verpflegung der Helfer sorgten der Streichner Ortsvorsteher Heinz Jenter und sein Vorgänger Alwin Luppold persönlich.

## Klee und Fliegen am Ackerrand

Heilbronn (Heilbronner Stimme vom 31. 7. 1996). Für das **Ackerrandstreifenprogramm** hat der **Kreisbauernverband Heilbronn** gestern einen Kulturlandschaftspreis des Schwäbischen Heimatbundes erhalten.

Zusammengerechnet 26 Hektar Fläche, verteilt auf rund 80 Kilometer Länge, haben 92 Landwirte aus dem Stadtkreis Heilbronn in vier Jahren zu breiten Grünstreifen entlang von Äckern werden lassen, zu Grünland, Gehölzstreifen oder Obstbaumreihen. Statt Zuckerrüben oder Weizen wachsen auf den drei bis acht Meter breiten Säumen Hornklee oder Bärenklau, Wilde Möhre oder Gänsedistel. Ganz gewollt. Denn diese Pflanzen ernähren nutzbringende Insekten. Zum Ackerrandstreifenprogramm gehören außerdem Grasflächen unter alten Obstbäumen, die diese länger leben lassen. Und Raine mit Eichen, Schwarzdorn- oder Haselnußsträuchern, die landschaftstypische Elemente zurückbringen.

Beispiele dieser Art zeigten gestern Vertreter des Bauernverbandes und des Heilbronner Amtes für Straßenverkehr und Umwelt anlässlich der Verleihung des Kulturlandschaftspreises des Schwäbischen Heimatbundes an den Kreisbauernverband Heilbronn.

So haben sich auf einem erst zwei Jahre alten Ackerrandstreifen im Nordwesten von Kirchhausen bereits 100 verschiedene Gräser und Kräuter angesiedelt. Außerdem 15 Schwebfliegenarten, die gerne Blattläuse fressen.



*Der größte Teil der 30 Mitglieder zählenden Gruppe des Schwäbischen Heimatbundes vor der Aktion Irrenberg am 27. Juli 1996.*

Bei der Preisvergabe 1995 unter 70 nicht berücksichtigt, freute sich Heimatbund-Vorsitzender Willi Lutz um so mehr darüber, daß es doch noch geklappt hat. Er hatte die Bewerbung an den Deutschen Heimatbund in Bonn weitergeleitet, der im Rahmen der Aktion «Pflanz mit» eine Anerkennungsprämie von 500 Mark gewährte, die der Schwäbische Heimatbund auf 1000 Mark aufstockte. «Dieses imposante Ergebnis zeigt, daß Landschaftsschutz auch bei den Bauern sehr vertreten ist», sagte er gestern. Bürgermeister Harald Friese gefällt am Ackerrandstreifenprogramm besonders gut, daß intensive Landwirtschaft kein Widerspruch zum Artenschutz bedeutet. Kreisbauernverbands-Vorsitzender Joachim Rukwied hält es für ein Beispiel, das auch die Bevölkerung befürworten kann. Die gute Zusammenarbeit zwischen Stadt und Bauern lobte Bezirksvorsitzender Helmut Mokler. Er will auf der Bezirksversammlung im Dezember zur Diskussion stellen, was mit den 1000 Mark geschehen soll. Das Ackerrandstreifenprogramm gibt es seit 1992. Dafür, daß die Landwirte auf die Bewirtschaftung von drei bis acht Meter breiten Streifen und damit auf Ertrag verzichten, sie aber dennoch pflegen, bekommen sie von der Stadt Heilbronn Geld. 115 000 Mark jährlich hat der Gemeinderat bewilligt, bis 1998 soll dieses Ackerrandstreifenprogramm mindestens laufen.

## Seminar Kulturdenkmale: Bauwerke aus Eisenzement und Stahlbeton

Bedeutung – Restaurierung – Sanierung. Sonderveranstaltung am 9. Dezember 1996 in Stuttgart, im Haus der Wirtschaft, Willi-Bleicher-Straße 19, Vortragssaal. Die Sanierung von Betonbauten ist in vollem Gange. War sie bis vor kurzem noch ein Einzelfall unter den Sanierungsfällen in unseren Städten und Dörfern, so bleibt doch nicht verborgen, daß gerade bei den Nachkriegsbauten die Fragen nach den Möglichkeiten der Sanierung und die Lösung der technischen Schwierigkeiten immer lauter werden.

Ein Großteil der Gebäude der 50er bis 70er Jahre des 20. Jahrhunderts ist aus Beton errichtet oder zumindest aus einer Kombination von Ziegelstein, Glas, Metall und Naturstein mit Beton. Für diese Bauwerke entsteht ein zunehmender Sanierungsbedarf. Die Methoden und der Einsatz von Materialien müssen auf diese Gegebenheiten abgestimmt werden.

Mehr und mehr müssen bei Gebäuden aus dieser Zeit Entscheidungen gefällt werden, welche Bauten aus denkmalpflegerischen Gründen bewahrt und weitertradiert werden sollen. Diese denkmalpflegerische Zielsetzung hat zur Folge, daß besondere konservierende und restaurierende Methoden zur Betonsanierung entwickelt und angewandt werden müssen.

Die Seminarreihe zum Thema «Bauwerke aus Eisenzement und Stahlbeton: Bedeutung, Restaurierung und Sanierung» richtet sich sowohl an Fachleute aus dem Handwerk und der Industrie als auch an Architekten und Denkmalpfleger. Neben thematischen Kurzvorträgen mit

anschließender Diskussion wird als Fallbeispiel die Stuttgarter Liederhalle vorgestellt. Es besteht dabei die Möglichkeit, das Gebäude zu besichtigen.

Wir laden Sie sehr herzlich zur Teilnahme, zum Zuhören und Mitdiskutieren ein.

Martin Blümcke, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes, Stuttgart.

Prof. Dr. Dieter Planck, Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg.

Dipl.-Ing. (FH) Dietrich Pelka, Bauleitung, Altbausanierung, Handwerkskammer Stuttgart.

Dipl.-Ing. Walter Schuhmacher, Geschäftsführer der Südwest Zement GmbH, Leonberg, Leiter der Bauberatung Zement, Stuttgart.

### Vortragsveranstaltung:

- 13.30 Uhr Begrüßung und Eröffnung: Martin Blümcke.
  - 13.45 Uhr Einführung: Prof. Dr. Dieter Planck, Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Stuttgart.
  - 14.00 Uhr Bauwerke aus Eisenzement und Stahlbeton; Bedeutung und architekturgeschichtliche Entwicklung. Gitta Reinhardt-Fehrenbach, Landesdenkmalamt Freiburg.
  - 14.30 Uhr Kulturdenkmale aus Eisenzement und Stahlbeton aus Sicht der Bau- und Kunstdenkmalpflege. Prof. Dr. Wolfgang Stopfel, Landesdenkmalamt Freiburg.
  - 15.00 Uhr Kaffeepause.
  - 15.30 Uhr Zementgebundener Kunststein und die Verbindung mit anderen Baumaterialien (Naturstein, Holz etc.) aus Sicht der Naturwissenschaft. Dr. Gabriele Grassegger, Forschungs- und Materialprüfungsanstalt Baden-Württemberg, Stuttgart.
  - 16.00 Uhr Umweltschäden an Betonbauwerken. Prof. Dr.-Ing. Kurt Schellenberg, Institut für Materialprüfung, Rottweil.
  - 16.30 Uhr Wiedererstanden aus den Ruinen: Die Liederhalle. Prof. Hansmartin Bruckmann, Baubürgermeister der Landeshauptstadt Stuttgart.
  - 16.45 Uhr Die Instandsetzung von Kulturdenkmälern aus Eisenzement/Beton – Fallbeispiel Liederhalle. Gertrud Clostermann, Landesdenkmalamt Stuttgart; Dr.-Ing. Rudolf Pörtner, Ing.-Büro Wenzel, Frese, Pörtner, Haller, Karlsruhe. Diskussion.
  - 18.00 Uhr Imbiß.
- Moderation: Dipl.-Ing. Walter Schuhmacher, Geschäftsführer Südwest Zement GmbH, Leonberg, Leiter Bauberatung Zement, Stuttgart.

Im Vorfeld der Veranstaltung besteht die Möglichkeit zur **Besichtigung der Liederhalle**, unter fachkundiger Leitung von Frau Gertrud Clostermann vom Landesdenkmalamt Stuttgart und Herrn Dr.-Ing. Rudolf Pörtner vom Ing.-Büro Wenzel, Frese, Pörtner, Haller, Karlsruhe.

Zeit: 12.30 bis 13.20 Uhr. Treffpunkt: Haupteingang der Liederhalle.

## Vortragsreihe «Die Alamannen»

Im Rahmen der vom Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg durchgeführten Ausstellung «Die Alamannen» veranstalten die Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern e.V. und der Schwäbische Heimatbund e.V. die Vortragsreihe «Die Alamannen».

- Di., 21. 1. 1997 Prof. Dr. Dieter Geuenich, Duisburg  
Die Alemannenschlacht(en) und die Taufe  
des Frankenkönigs Chlodwig
- Di., 4. 2. 1997 Martin Blümcke, Pfullingen  
Hexen und Hansele. Eine Rundreise  
durch die schwäbisch-alemannische Fas-  
nacht (mit Dias)
- Di., 18. 2. 1997 Dr. Helga Schach-Döriges, Stuttgart  
Die Alamannen – «zusammengespülte  
und vermengte Menschen».  
Woher kamen Sie?
- Di., 11. 3. 1997 Dr. Ernst Künzl, Mainz  
Die geplünderten Tempel der Römer – zur  
«Alamannenbeute von Neupotz»  
und anderen Funden
- Di., 18. 3. 1997 Dr. Gustav Schöck, Stuttgart  
«Bi uns cha me au alemannisch schwätze».  
Separatistisches Regionalbewußtsein:  
Vorgestrigkeit, Widerstand oder Zukunfts-  
modell
- Di., 8. 4. 1997 Dr. Gerhard Fingerlin, Freiburg  
Alamannen und Franken im frühmittel-  
alterlichen Breisgau
- Di., 15. 4. 1997 Prof. Dr. Horst Wolfgang Böhme, Marburg  
Neue Aspekte zum Christentum bei den  
Alamannen der Merowingerzeit
- Di., 6. 5. 1997 Prof. Dr. Max Martin, München und Basel  
Tradition und Wandel  
der alamannischen Frauentracht
- Di., 13. 5. 1997 Karl Moersch, Ludwigsburg  
Alemannien als Flucht aus der Nieder-  
lage. Vergessene Pläne zur staatlichen  
Neuordnung in der Nachkriegszeit
- Di., 3. 6. 1997 Prof. Dr. Klaus Schreiner, Bielefeld  
Alemannen und Schwaben. Erinnernte  
Stammesgeschichte als Faktor historisch-  
politischer Bewußtseinsbildung  
im Mittelalter und in der frühen Neuzeit
- Di., 10. 6. 1997 Prof. Dr. Klaus Düwel, Göttingen  
Lateinische und runische Schriftkultur in  
Südwestdeutschland zur Merowingerzeit

Die Vorträge finden statt im **Linden-Museum**, Staatliches Museum für Völkerkunde, Wanner-Saal, Hegelplatz 1, 70174 Stuttgart. Vortragsbeginn ist jeweils um 19.00 Uhr. Der Eintritt beträgt pro Vortrag 5,- DM (ermäßigt 3,- DM).

## Betreuer und Betreuerinnen für unsere Naturschutzgebiete gesucht

Während einige unserer Naturschutzgebiete in guten Händen sind und seit langem betreut werden, gibt es einige Gebiete, wo wir oder die Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege feststellen, daß eine Betreuung not tut. Wie umfänglich und wie sachkundig diese sein muß, hängt von vielen Faktoren ab, auch von der Person des Betreuers. Eins steht aber fest: Der Heimatbund muß dringend regelmäßig nach seinen Liegen-schaften schauen. Weil dies nicht ständig von der Geschäftsstelle sichergestellt werden kann, würden wir uns freuen, wenn wir interessierte ehrenamtliche Betreuer und Betreuerinnen für diese Aufgabe gewinnen könnten, die sich schriftlich oder telefonisch mit Geschäftsführer Dieter Dziellak, Weberstraße 2, 70182 Stuttgart, Tel. (07 11) 239 42 22 in Verbindung setzen wollen.

Folgende Gebiete sind bisher ohne ständige Betreuung:

- Naturdenkmale Hunds buckel und Kapellenberg, Marlach, Gemeinde Schöntal, Hohenlohekreis
- Naturdenkmale Birkensee und Hangquellmoor, Cronhütte und Schadberg, Gemeinde Kaisersbach, Rems-Murr-Kreis
- Naturdenkmal Tiefenbachtal, Oberbettringen, Stadt Schwäbisch Gmünd, Ostalbkreis
- Naturschutzgebiet Bargauer Horn, Weiler in den Bergen, Stadt Schwäbisch Gmünd, Ostalbkreis
- Geplantes Naturschutzgebiet Zaiserweiherer Tal, Zaisersweiher, Stadt Maulbronn, Enzkreis
- Naturschutzgebiete Oberer Leimberg und Dachswiesle, Gemeinde Gruibingen, Landkreis Göppingen
- Naturdenkmal Gosbacher Kreuzkapelle, Gemeinde Bad Ditzenbach, Landkreis Göppingen
- Naturschutzgebiet Pfullinger Hochwiesen auf dem Gielsberg, Stadt Pfullingen, Landkreis Reutlingen
- Naturschutzgebiet Spitzberg, Hirschau, Stadt Tübingen, Landkreis Tübingen
- Naturschutzgebiet Kapfhalde, Bietenhausen, Gemeinde Rangendingen, Zollernalbkreis
- Geplantes Naturdenkmal Große Wiese, ehem. Fischweiher, Dotternhausen, Zollernalbkreis
- Naturschutzgebiet Ummendorfer Ried, Ummendorf, Landkreis Biberach

Wir danken den ständigen Betreuern unserer Grundstücke in den nachfolgenden Naturschutzgebieten herzlich für Ihre Arbeit:

Naturschutzgebiet Weiherwiesen, Gemeinde Essingen, Ostalbkreis: Forstdirektor Wolfgang Ulmer, Forstamt Aalen, Ziegelstraße 25, 73430 Aalen, Tel. (073 61) 5 45 82

Naturschutzgebiet Irrenberg, Pfeffingen, Streichen und Zillhausen, Stadt Albstadt und Stadt Balingen, Zollernalbkreis: Forstdirektor Siegfried Ostertag, Forstamt Balingen, Hermann-Rommel-Straße 19, 72336 Balingen, Tel. (074 33) 97 29 32

Geplantes Naturdenkmal beim Kalkofen Untermarchtal, Gemeinde Untermarchtal, Alb-Donau-Kreis: Ortsgruppe

Untermarchtal des Schwäbischen Heimatbundes, Wolfgang Rieger, Lerchenfeld 2, 89617 Untermarchtal, Tel. (07393) 36 25

Naturschutzgebiet Pfrunger Ried, Esenhausen, Königsegwald, Pfrungen, Riedhausen und Wilhelmsdorf, Landkreis Ravensburg: Naturschutzzentrum Pfrunger – Burgweiler Ried, Riedweg 3, 88271 Wilhelmsdorf, Telefon (075 03) 739, Leiter: Lothar Zier, Oberförster a. D.

## Alte Handwerkskunst in den Blickpunkt gerückt

Untermarchtal. «Ehinger Tagblatt vom 16. Juli 1996». Ein außergewöhnliches Programm erwartete die Besucher beim «Tag der offenen Tür» im Kalkofen-Museum bei Untermarchtal. Sie erlebten nicht nur die typischen Arbeiten beim Kalklöschens mit, sondern gewannen Einblicke in alte Handwerkskunst, die von modernen Techniken längst verdrängt worden ist. Nur noch wenige Menschen beherrschen die diversen Fertigkeiten. Wolfgang Rieger, Vorsitzender der Ortsgruppe Untermarchtal im Schwäbischen Heimatbund, hatte mit dieser Veranstaltung nicht nur eine prima Idee, sondern er fand glücklicherweise in Untermarchtal und in der Ortsgruppe selbst etliche dieser seltenen Handwerker, die dem Publikum anschaulich ihre Arbeit zeigten.

Schmiedemeister Alfons Roth und sein Sohn Edwin, der zugleich auch als Metallgestalter tätig ist, schmiedeten trotz der glühenden Hitze ausdauernd und kunstvoll. Sie zeigten althergebrachte und moderne Schmiedekunst ebenso wie die Technik des Feuerschmiedens.

Bei einer heutzutage ganz seltenen Arbeit konnten die Besucher Josef Traub aus Untermarchtal zuschauen. Unter den fachkundigen Händen des Untermarchtaltalers entstanden am Vormittag Axt- und Hammerstiele sowie Speichen. Wie einst beim Wagner Wagenräder angefertigt wurden, führte Josef Traub ebenfalls vor. Dicht gedrängt schaute bei dieser Demonstration des sogenannten Einspeichens das Publikum dem Fachmann über die Schulter und staunte angesichts der präzisen Arbeit.

Ein kühles «Plätzle» hatten Volker und Ursula Billmann, die seit Mai dieses Jahres in der Gemeinde die «Marchtaler Töpferei» betreiben, für ihre Werkstatt im Kalkofenmuseum ausgewählt. Und auch Franz Schneider aus Untermarchtal mußte viele Fragen von Besuchern zu seiner ganz spezifischen Handwerkskunst, die er auch heute noch ausübt, beantworten, während er Besen band und Körbe flocht.

Der historische Kalkofen, vom Schwäbischen Heimatbund in seiner ursprünglichen Form mit einem erheblichen Aufwand wiederhergestellt und in Betrieb genommen, fand trotz der attraktiven handwerklichen «Konkurrenz» die Aufmerksamkeit der Gäste. Dreimal war am Sonntag Gelegenheit geboten, sich über die verschiedenen Methoden des Naß- und Trockenlöschens von Kalksteinen zu informieren. Die Besucher wurden vor dem Kalkofenmuseum unter den Sonnenschirmen bewirtet, und so war die Anlage neben der Bundesstraße 311 ein gemütlicher und informativer Treffpunkt.

## 158 neue Mitglieder im Schwäbischen Heimatbund

Ackermann, Dorle, 73033 Göppingen  
Aisenpreis, Wolfgang, 74336 Meimsheim  
Aldrian, Elke, 73099 Adelberg  
Bahr, Gerd, 88299 Leutkirch  
Bauerle, Albrecht, 70734 Fellbach  
Beck, Reinhold, 73728 Esslingen/Neckar  
Benz, Helene, 72622 Nürtingen  
Benzing, Erika, 70190 Stuttgart  
Benzing, Hansmartin, 78647 Trossingen  
Bescherer, Helmut, 73269 Hochdorf bei Plochingen  
Beyersdorffer, Thomas, 70378 Stuttgart  
Blossfeldt, Inge, 81369 München  
Böhm, Uli, 73333 Gingen/Fils  
Bramm, Herbert, 71665 Vaihingen-Horrheim  
Breitling, Walter, 71088 Holzgerlingen  
Brenner, Manfred, 70378 Stuttgart  
Breuning, Hans-Albrecht, 88271 Wilhelmsdorf  
Brosi, Walter, 70499 Stuttgart  
Bubeck, Ruth, 73230 Kirchheim/Teck  
Buck, Lottelore, 70437 Stuttgart  
Caspers, Reinhard, 78727 Oberndorf/Neckar  
Clostermann, Gertrud, 70184 Stuttgart  
Dengler, Gudrun, 73087 Boll  
Duss, Hans-Peter, 72270 Baiersbronn  
Erhardt, Hartmut, 73660 Urbach  
Fendrich, Hilde, 71706 Markgröningen  
Ferrari, Albert, 70197 Stuttgart  
Fiechtner, Gerhard, 70437 Stuttgart  
Fink, Andreas, 73230 Kirchheim/Teck  
Gall, Harald, 70374 Stuttgart  
Gerne, Traude, 71679 Asperg  
Ghosh, Ute, 70192 Stuttgart  
Glück, Johann, 70199 Stuttgart  
Götz, Fritz, 70437 Stuttgart  
Greiner, Detlef, 70619 Stuttgart  
Großhable, Josef, 89567 Sontheim/Brenz  
Grotz, Alfred, 74399 Walheim/Neckar  
Grotz, Robert, 74343 Sachsenheim  
Grünzner, Stefan, 72622 Nürtingen  
Haist, Walter, 72270 Baiersbronn  
Hartmann, Werner, 71364 Winnenden  
Haug, Friedrich, 72285 Pfalzgrafenweiler  
Haug, Werner, 73614 Schorndorf  
Häberle, Wolfgang, 73642 Welzheim  
Hedwig, Joachim, 89079 Ulm  
Hehl, Annemarie, 74074 Heilbronn  
Heimat- und Kulturverein e.V., 74429 Sulzbach-Laufen  
Hergesell, Annelis, 70192 Stuttgart  
Hettenbach, Ulrike, 71638 Ludwigsburg  
Hezel, Hermann, 78736 Epfendorf  
Hilliger, Rolf, 76227 Karlsruhe  
Hiltmann, Hilde, 70469 Stuttgart-Feuerbach  
Hirsch, Albert, 89617 Untermarchtal  
Hohloch, Eberhard, 72762 Reutlingen  
Höhne, Herbert, 70597 Stuttgart  
Huefner, Lieselotte, 70193 Stuttgart

DER FEINE UNTERSCHIED



Kunst kommt von Können.  
Und das soll so bleiben.

Nicht immer kann ein Künstler zeigen,  
was er kann. Ausstellungen sind teuer,  
geeignete Räume sind knapp. Hier sehen  
wir von der Württemberger Hypo seit  
langem eine gesellschaftliche Verpflichtung,  
Kunst dadurch zu fördern, daß zeitgenössische  
Künstler ihre Werke in unseren Geschäfts-  
räumen ausstellen und verkaufen können.

Gewiß: Eine Bank ist keine Galerie.  
Aber doch ein Teil der Öffentlichkeit, die  
ohne lebendige Kunst ärmer wäre.

Gut, daß es den feinen Unterschied gibt.

Württembergischer  
Hypo 

Jakob, Wolfgang, 73230 Kirchheim/Teck  
Jansen, Jens, 70193 Stuttgart  
Jehle, Georg, 88499 Altheim  
Jung, Markus, 74074 Heilbronn  
Junken, Werner, 91054 Erlangen  
Jurisch, Brigitte, 73027 Stuttgart  
Karle, Marianne, 73078 Stuttgart  
Kämpf, Bärbel, 70597 Stuttgart  
Käser, Uwe, 70839 Gerlingen  
Keller, Irmgard, 70195 Stuttgart  
Kern, Elfriede, 89077 Ulm  
Kessler, Dagmar, 73669 Lichtenwald  
Klink, Hermann, 74074 Heilbronn  
Klotz, Annemarie, 70192 Stuttgart  
Klotz, Thomas, 78647 Trossingen  
Knödler, Rolf, 72070 Tübingen  
Knupfer, Hildegard, 71229 Leonberg  
Konrad, Herbert, 88250 Weingarten  
Krautter, Albert, 73732 Esslingen  
Kräling, Ingeborg, 53173 Bonn  
Krimmel, Wilfried, 73614 Schorndorf  
Krinn, Heilwig, 70180 Stuttgart  
Krychowski, Erich, 78532 Tuttlingen  
Kultur- und Heimatpflegeverein, 88410 Bad Wurzach  
Kurok, Dieter, 71384 Weinstadt  
Laier, Frank, 70180 Stuttgart  
Lambrecht, Karl, 78628 Rottweil  
Lang, Christoph, 72108 Rottenburg/Neckar  
Lauk, Vera, 70597 Stuttgart  
Leitlein, Erwin, 74248 Ellhofen  
Linke, Charlotte, 70437 Stuttgart  
Lutz, Ulrich, 70771 Leinfelden-Echterdingen  
Mack, Michael, 74078 Heilbronn-Neckargartach  
Maier, Liese, 70197 Stuttgart  
Maisch, Dieter, 73230 Kirchheim/Teck  
Meyer, Ingrid, 71282 Hemmingen  
Michalsky, Hedwig, 88213 Ravensburg  
Morotti, Gerda, 70193 Stuttgart  
Möbus, Friedrich, 70199 Stuttgart  
Mutschler, Georg, 73666 Hohengehren  
Müller, Günther, 71083 Herrenberg  
Müller, Jürg, 73054 Eisingen/Fils  
Neidigk, Rosika, 70192 Stuttgart  
Neun, Uwe, 70186 Stuttgart  
Nübel, Christof, 72762 Reutlingen  
Paret, Adelheid, 71686 Remseck  
Pass, Annelore, 70619 Stuttgart  
Pech, Peter Wilhelm, 72074 Tübingen  
Rath, Hermann, 73732 Esslingen  
Rathfelder, Anna, 72070 Tübingen  
Renner, Armin, 73434 Aalen  
Rentschler, Hans-Günter, 71717 Beilstein-Schmidhausen  
Roth, Ursula, 70734 Fellbach  
Röhm, Christoff, 74639 Zweiflingen-Orendelsall  
Röken, Irene, 70193 Stuttgart  
Rösch-Vogel, Marion, 75248 Ölbronn  
Scham, Jörg, 72501 Gammertingen  
Schädel, Ute, 71263 Weil der Stadt  
Schellhorn, Margarete, 78628 Rottweil

Schmid, Josef, 89597 Munderkingen  
Schnell, Dieter, 70619 Stuttgart  
Schnellbacher, Emmy, 68642 Bürstadt  
Schönherr, Heike, 72160 Horb  
Schramm, Gertrud, 72070 Tübingen  
Schrön, Herbert, 72172 Sulz  
Schwarz, Egon, 70327 Stuttgart  
Schwarz, Helga, 70327 Stuttgart  
Seifert, Roland, 88499 Riedlingen  
Seitz, Fritz, 70197 Stuttgart  
Sorg, Helmut, 72563 Bad Urach  
Spandau, Arnt, 72764 Reutlingen  
Sperlich, Heinz, 76229 Karlsruhe  
Spielberger, Bernd, 70186 Stuttgart  
Spohr, Karl-Richard, 71691 Freiberg am Neckar  
Springer, Barbara, 72172 Sulz-Renfritzhausen  
Stahl, Erika, 72810 Gomaringen  
Stecher, Christa, 71229 Leonberg  
Steeger, Katharina, 89192 Rammingen  
Stekeler, Joachim, 71672 Marbach/Neckar  
Stetter, Ursula, 70736 Fellbach  
Strack, Elisabeth, 71642 Ludwigsburg  
Strommer, Angela, 74238 Krautheim  
Südwest-Zement GmbH, 71229 Leonberg  
Tempel, Hans-Traugott, 74544 Michelbach/Bilz  
Tolle, Otto W., 89160 Dornstadt  
Traub, Alfred E., 88499 Riedlingen  
Treiber, Hildegund, 70378 Stuttgart  
Urban, Klaus-Peter, 70736 Fellbach  
Verderber, Mareli, 70437 Stuttgart  
Wegener, Christine, 70197 Stuttgart  
Weidenbach, Peter, 75378 Bad Liebenzell  
Weiß, Walter, 71522 Backnang  
Wielandt, Veit-Ulrich, 72488 Sigmaringen  
Wille, Walter, 70563 Stuttgart  
Winkler, Werner, 72622 Nürtingen  
Woerz, Martin, 70771 Leinfelden  
Wolf, Alexis Peter, 72119 Ammerbuch-Pfäffingen  
Zarth, Wolfgang, 73773 Aichwald  
Zeeb, Werner, 74613 Öhringen  
Zeller, Beate, 70619 Stuttgart  
Zier, Margrit, 73230 Kirchheim/Teck  
Zschekel, Ursula, 70565 Stuttgart

**Geschäftsstelle zur Jahreswende geschlossen!**

Von Montag, 23. Dezember 1996, bis Montag,  
6. Januar 1997 (je einschließlich), bleibt die  
Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes  
geschlossen.

Erster Arbeitstag im neuen Jahr:  
Dienstag, 7. Januar 1997.

*Ein frohes  
Weihnachtsfest  
und für das neue Jahr  
alles Gute wünschen  
Ihnen Vorstand und  
Geschäftsstelle des  
Schwäbischen  
Heimatbundes*

Martin Blümcke  
Vorsitzender

Dieter Dziellak  
Geschäftsführer

### Jahresbeitrag und Jahresspende 1997 Mitgliedsausweis 1997

Der Jahresbeitrag wird entsprechend unserer Satzung zum 1. Januar 1997 fällig, die Beitragsrechnung liegt diesem Heft bei. Wir bitten um Verwendung der vorgedruckten Überweisungsträger; Sie erleichtern unsere Arbeit dadurch sehr. Bitte zahlen Sie fristgerecht.

Wir haben, im Vergleich zu anderen Vereinen, einen sehr geringen Beitrag, der die kostenlose Lieferung der Zeitschrift Schwäbische Heimat mit einschließt. Auf zusätzliche Spenden, die über den Jahresbeitrag hinausgehen, sind wir dringend angewiesen. Wir bitten jedes Mitglied, uns nach seinen Kräften zu unterstützen. Jede noch so kleine Spende ermöglicht erst unsere Arbeit für die Mitglieder. Wir danken den Spendern schon jetzt für die Unterstützung.

Mit der Jahresbeitragsrechnung 1997 wird auch der Mitgliedsausweis versandt. Auf der Rückseite des Mitgliedsausweises erhalten Sie weitere Informationen, z. B. über Vergünstigungen für den Inhaber, wobei nicht generell bei den Veranstaltungen der Ortsgruppen Nachlässe gewährt werden können.

#### **Informationen, Anmeldung und Prospektbestellung:**

Schwäbischer Heimatbund, Weberstraße 2, 70182 Stuttgart,  
Telefon (07 11) 2 39 42 11, Telefax (07 11) 2 39 42 44

### Das Reise- und Veranstaltungsprogramm 1997 ist erschienen!

Mit diesem Heft der «Schwäbischen Heimat» erhalten alle Mitglieder und Abonnenten das Veranstaltungsprogramm 1997 des Schwäbischen Heimatbundes.

Wir meinen, daß dieses Programm wieder bunt, vielseitig, aktuell und interessant ist. Sie finden darin eine breite Palette von Veranstaltungen: Führungen in und um Stuttgart, Wanderstudienreisen im In- und Ausland, literarische Reisen, naturkundliche Exkursionen, eine Radtour. 1997 wagen wir sogar den Sprung über den «großen Teich» und veranstalten erstmalig eine Studienreise in die USA.

Ganz besonders möchten wir Sie auf unsere beiden Schwerpunktthemen 1997 hinweisen: Der 500. Geburtstag von Philipp Melanchthon gibt Anlaß, sich mit dieser Persönlichkeit und mit der Reformation in Württemberg intensiver zu befassen. Und aus Anlaß der großen Altmann-Landesausstellung, die 1997 in Stuttgart zu sehen sein wird, organisieren wir einige hochinteressante Exkursionen zu Ausgrabungsorten und Fundstellen.

Wir wünschen Ihnen viel Spaß beim Durchblättern des Programmes und bei der Planung Ihrer Reisen und Exkursionen 1997!

Gerne senden wir Ihnen und Ihren Freunden und Bekannten kostenlos weitere Exemplare unserer Veranstaltungsbroschüre 1997 zu – ein Anruf in unserer Geschäftsstelle genügt!

#### **Zum Jahreswechsel in die europäische Kulturhauptstadt 1996: Silvesterreise nach Kopenhagen**

Samstag, 28. Dezember 1996, bis Donnerstag, 2. Januar 1997  
Führung: Thomas Becker M.A., Kunsthistoriker

Kopenhagen, die lebensfrohe Metropole unserer dänischen Nachbarn, ist zwar keine Weltstadt wie Paris oder London, bietet aber dennoch skandinavisch-charmant eine Fülle liebevoll restaurierter Sehenswürdigkeiten und hochkarätiger Museen und Ausstellungen von internationalem Rang. Barockschlösser, Tuborg, königliche Hoheiten, Tivoli, Avantgarde-Design ... das ganze eigene Flair dieser Hauptstadt zwischen Land und Wasser fasziniert zu jeder Jahreszeit.

Fordern Sie unser Sonderprogramm an!

#### **Ausstellungs Sonderfahrt nach Ulm: «Die sichtbare Welt. Niederländische Bilder des 16. und 17. Jahrhunderts aus der Sammlung Christoph Müller»**

Halbtagesfahrt mit Führung am Samstag, 18. Januar 1997

Die Sammlung des Tübinger Journalisten und Zeitungsverlegers Christoph Müller bietet einen Querschnitt durch das, was flämische und holländische Künstler des 16. und 17. Jahrhunderts bewegte, und dokumentiert damit die niederländische Kunst dieser Zeit in all ihrer Vielfalt.

## Auch der Denkmalschutz muß Federn lassen

(STZ) Die im baden-württembergischen Landeshaushalt 1997 von der CDU/FDP-Koalition geplanten Kürzungen von 2,2 Milliarden Mark treffen im Wirtschaftsetat vorwiegend die Bereiche Wohnungsbau, Denkmalschutz und Entwicklungshilfe. Dies geht aus einem internen vorläufigen Einsparkonzept hervor, das der Deutschen Presseagentur vorliegt. Der Sprecher von Wirtschaftsminister Walter Döring (FDP), Werner Bruns, bestätigte weder die Existenz des Konzeptes, noch nahm er zu dessen Inhalt Stellung. Der Gesamtetat für 1997 hat voraussichtlich ein Volumen von 65,3 Milliarden Mark. Im Wirtschaftsetat sind erneut drastische Einschnitte beim sozialen Wohnungsbau geplant. Das vorgesehene Programmvolumen von 737,23 Millionen Mark für Zinszuschüsse solle um 30 Millionen Mark gekürzt werden. In der Folge ist ein Rückgang der Bundesfinanzhilfen an das Land von 204 auf 187 Millionen Mark vorgesehen.

Beim gesetzlich geregelten Denkmalschutz sieht das Sparkonzept vor, die Zuschüsse für Investitionen zum Erhalt von Kulturdenkmalen von 42,79 Millionen um mehr als zehn Millionen Mark zu kürzen. Dabei ist man in diesem Bereich an einer absoluten Schmerzgrenze angelangt. Besondere Schwierigkeiten in der Umsetzung des Sparprogramms sieht man beim Landesdenkmalamt vor allem in den Fällen, in denen bereits Förderungszusagen gemacht wurden, jetzt aber nicht mehr eingehalten werden können. Dies könnte die Behörde vor allem im Einzelfall in Bedrängnis bringen, wenn der Denkmalbesitzer den Rechtsweg einschlägt und auf Vertrauensschutz pocht. Die Mittel für die Denkmalstiftung Baden-Württemberg in Höhe von 1,73 Millionen Mark sollen gänzlich gestrichen und

das auf vier Millionen Mark veranschlagte Umweltschadenprogramm nach Abwicklung der Rechtsverpflichtungen eingestellt werden.

## Johannes-Kepler-Preis wird gestiftet

(epd) Die Kepler-Gesellschaft will künftig regelmäßig einen Johannes-Kepler-Preis unter den Abiturienten in Baden-Württemberg ausloben in Erinnerung an den in Weil der Stadt geborenen großen Mathematiker und Astronomen. Außerdem soll in den beiden nächsten Jahren das Kepler-Museum mit einem Aufwand von voraussichtlich 100 000 Mark neu gestaltet werden.

Das wurde bei der Jahresmitgliederversammlung in Weil der Stadt beschlossen, auf den Tag genau 400 Jahre, nachdem der damals 24jährige Kepler in Graz sein wissenschaftliches Erstlingswerk «Mysterium Cosmographicum» publiziert hatte.

Aus diesem Anlaß wurde auch eine Neuauflage der 1948 erschienenen Kepler-Biographie von Max Caspar vorgestellt: die nach Auffassung von Professor Armin Hermann, dem Vorsitzenden der Kepler-Gesellschaft, bisher beste Kepler-Biographie überhaupt. Sie erlebte bis 1958 zwei weitere Auflagen und war seit langem vergriffen. Die jetzige Neuauflage ist überarbeitet.

Die Erinnerung an Johannes Kepler hält der Verein außerdem mit einer Vortragsreihe in Stuttgart lebendig, zu der bedeutende Mathematiker und Naturforscher eingeladen werden. Auch die Universität Tübingen erinnert regelmäßig an ihren einstigen Studenten, sie lädt seit Beginn der achtziger Jahre regelmäßig zu einer nach Kepler benannten Vorlesung über wichtige physikalische Themen ein.

## Universität Heidelberg stellt sich museal dar

(dpa/lsw) Die Universität Heidelberg stellt ihre Geschichte künftig in einem hochschuleigenen Museum dar. Ein Sprecher der Universität sagte der Deutschen Presse-Agentur (dpa), mit der Einrichtung des Museums wolle die Hochschule dem von vielen in- und ausländischen Besuchern Heidelbergs geäußerten Wunsch entgegenkommen, die in zahlreichen Zeugnissen überlieferte Tradition der ältesten Universität in Deutschland anschaulich präsentiert zu sehen. Das Rektorat habe beschlossen, ein solches Museum in Anlehnung an das Vorbild ausländischer Universitäten wie Krakau oder St. Petersburg einzurichten. Ein Beraterkreis aus Wissenschaftlern mehrerer Fakultäten habe die Ausstellung im Universitätsmuseum entwickelt, mit dessen Aufbau die Museumspädagogin Susanne Himmelheber beauftragt wurde.

Die Ausstellung zur Universitätsgeschichte im Hochschulmuseum ist chronologisch aufgebaut. Der Gang durch die Universitätsgeschichte gliedert sich in die Epoche der Pfälzer Kurfürsten, die badische Zeit und das 20. Jahrhundert. Zu den Exponaten gehören vor allem Urkunden und Dokumente, darunter ein Faksimile des am 23. Oktober 1385 von Papst Urban unterzeichneten Gründungsprivilegs der 1386 ins Leben gerufenen Universität. Ergänzt werden die Ausstellungsstücke, zu denen auch zwei Szepter der Universität als Zeichen der Amtswürde des Rektors gehören, durch Informationstafeln, ein Begleitheft und zwei Leseecken, in denen Besucher in Veröffentlichungen der Universität, Biographien und Anthologien das Gesehene vertiefen können.

VERLAG FÜR GEISTES-, SOZIAL- UND  
WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTEN

Schwäbischer  
Heimatkalender  
1997



## Heimat kennen und erleben

**Schwäbischer  
Heimatkalender 1997**  
In Zusammenarbeit mit dem  
Schwäbischen Albverein und dem  
Schwäbischen Heimatbund  
Herausgegeben von Karl Napf  
108. Jahrgang. 128 Seiten mit  
zahlreichen Farb- und  
Schwarzweiß-Abbildungen. Kart.  
DM 14,50 (Staffelpreise)  
ISBN 3-17-013665-8

Ludwig Bez/Haim Goren/  
Situtunga Michal Antmann/  
Ulrich Gräf

### Der jüdische Friedhof in Freudental

Mit Zeichnungen von Dan Rubinstein  
1996. Ca. 310 Seiten mit ca. 460 Abb.  
Fester Einband/Fadenheftung DM 98,-  
ISBN 3-17-014161-9



MEDIEN+WISSEN  Kohlhammer

W. Kohlhammer GmbH · 70549 Stuttgart

P. A. Bicheler

## Kostbarkeiten der Natur

Ein Streifzug durch die Region Tübingen / Reutlingen  
Band 2



Die wunderbare Vielfalt unserer heimischen Natur wird auch in diesem Band in 100 erstaunlichen Farbfotos dargestellt. Der knappe, wissenschaftlich fundierte Text gibt zusätzlich Informationen, die eine präzise Bestimmung erleichtern. Hier wird uns wieder deutlich vor Augen geführt in welcher Fülle von Kostbarkeiten wir leben dürfen, aber auch welche Verpflichtung uns daraus erwächst. Eine sinnvolle Lektüre und ein außergewöhnliches Geschenk.

Broschur mit farbigem  
Kartonumschlag,  
Format 12,5 x 18,5 cm,  
Umfang 208 Seiten,  
Verkaufspreis 29,- DM.

Erhältlich im Buchhandel,  
beim Verlag Tübinger Chronik,  
August-Bebel-Str. 9,  
72072 Tübingen,  
und beim Bürger- und  
Verkehrsverein Tübingen,  
an der Neckarbrücke.



Verlag  
Tübinger  
Chronik

# Neu bei DRW

Das vollständige Porträt  
unserer Alb  
in zwei großen  
Bildbänden.

Eva Walter - Thomas Pfündel  
**Faszination  
Schwäbische Alb**



Jetzt noch  
69,-

Eva Walter / Thomas Pfündel  
**Zauberhafte  
SCHWÄBISCHE  
ALB**



**Renaissance  
in Baden-  
Württemberg**  
Erhard Hehl  
Harald Schukraft



**Liebesgunst**  
Mätressen  
in Württemberg  
Susanne Dieterich



Jetzt  
noch  
68,-

Karl Moersch  
**SPERRIGE  
LANDSLEUTE**

Wilhelm I.  
und der Weg zum  
modernen  
Württemberg

**Zauberhafte  
Schwäbische  
Alb**  
Der neue Bild-  
band von  
Th. Pfündel  
und E. Walter  
Vom Randen zum  
Ries. 184 S., 232  
Farbfotos, 24,5 x  
30,5 cm. DM 79,-

### Faszination Schwäbische Alb

Am Trauf entlang vom Rosenstein zum Dreifaltigkeitsberg. 160 S., 212 Farbfotos. 24,5 x 30,5 cm DM 79,-

### Renaissance in Baden-Württemberg

Perspektiven einer Baukunst. Von Erhard Hehl (Fotos) und Harald Schukraft (Text). 176 S., 222 mit Farbfotos, 27 doppelseitige Luftbilder, 24,5 x 30,5 cm. DM 88,-.

### Liebesgunst

Mätressen in Württemberg. Von Susanne Dieterich. 176 S. mit 40 Abb., geb. DM 39,-.

### Sperrige Landsleute

Wilhelm I. und der Weg zum modernen Württemberg. Von Karl Moersch. 272 S. mit 50 Abb., geb. DM 39,-

DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. 70772 Leinfelden-Echterdingen

## Mahnmal erinnert an gefallene Flakhelfer

(dpa/lsw) Ein Flakhelfer-Mahnmal ist am 19. September in Stuttgart-Degerloch eingeweiht worden. Es erinnert an acht jugendliche Luftwaffenhelfer und zehn Soldaten der Flakbatterie Degerloch, die bei einem Angriff der englischen Luftwaffe im Juli 1944 ums Leben gekommen waren.

Flakhelfer waren 15- bis 17jährige Schüler, die ab Februar 1943 im Luftkrieg eingesetzt wurden, um Soldaten zu ersetzen, die an der Front gebraucht wurden. Eine Säule aus Sandstein und eine Texttafel aus Granit, gestiftet von den Überlebenden, stehen an der Einschlagstelle der todbringenden Bombe.

«Mit unseren hellen Mündungsfeuern waren wir das erste erkennbare Ziel für die Royal Air Force», sagte Rolf Armbruster, einer der etwa 40 Luftwaffenhelfer der Degerlocher Flakbatterie und Mitinitiator des Denkmals, zur Einweihung. Im Alter von 15 Jahren habe er den Stellungsbefehl erhalten. Nach kurzer Ausbildung an den technischen Geräten und als Richtkanoniere an den Geschützen mußten die Oberschüler an der Seite von Soldaten die aus Richtung Schwarzwald kommenden englischen Bomber abwehren. Schule hatten sie nur, wenn alles ruhig war, die Lehrer kamen dann zumeist in die Flakstellung.

Als Ende Juli 1944 das historische Stuttgart durch drei Großangriffe fast vollständig zerstört wurde, flog ein einzelner Bomber in der Nacht zum 29. Juli gezielt die Degerlocher Flakstellung an und tötete mit einer schweren Luftmine die acht 16jährigen Luftwaffenhelfer und zehn Soldaten. Armbruster überlebte, weil er in der Nacht frei hatte. «Niemand hat gefragt, wer das Vaterland ist, für das wir da alle kämpften», sagte Stuttgarts Oberbürgermeister Manfred Rommel, der auch Flakhelfer im Zweiten Weltkrieg gewesen war. Das Denkmal mahne, niemals mehr die Demokratie preiszugeben und eine Diktatur zuzulassen, die Millionen von Menschen das Leben gekostet habe, sagte Rommel bei der Enthüllung der Säule.

## Diözesan-Museum vereinigt Kunst und Literatur

Das Bistum Rottenburg-Stuttgart feiert ein Jahrhundertereignis: Das Diözesanmuseum und die Diözesanbibliothek in der Bischofsstadt Rottenburg sind nach jahrelangen Bauarbeiten fertiggestellt.

Die beiden Einrichtungen, die bereits weit über 100 Jahre bestehen, ziehen unter ein Dach in ein Ambiente, in das sie eigentlich von Natur aus hineingehören: Eine Klosterkirche, die dem Orden der Karmeliten bis zur Profanisierung 1817 gehörte, wird nun zur Herberge für die Kunstgegenstände der Diözese und die Schätze des Wortes.

«Die Kirche braucht die Kunst», hat schon Papst Johannes Paul II. beim Deutschlandbesuch betont. Bischof Walter Kasper bekennt sich zum Kulturauftrag der Kirche, der auch in einer Zeit knapper Kassen wahrgenommen werden müsse. Denn es stand nicht «Baulust am Anfang der Entwicklung, sondern Baulast». Das Gemäuer bog sich unter der Last der Worte und mußte saniert werden. Der Stuttgarter Architekt Eckehard Janofske hat aus der ehemaligen Klosterkirche ein Schatzkästlein mit mehreren Segmenten gestaltet, das vielleicht nicht an allen Ecken Zustimmung findet, aber sicherlich dem Auftrag gerecht wird.

Das neue Diözesanmuseum macht einen Großteil der 250 eigenen Gemälde, Plastiken und der insgesamt mehr als 800 Gegenstände nun der Öffentlichkeit zugänglich. Die Schatzkammer im Untergeschoß beherbergt als ältestes Exponat das Bursareliquiar aus Ennabeuren, einem Ort bei Münsingen auf der Schwäbischen Alb. Das Kleinod enthält ungeöffnet ein Lindenholzkästchen mit einer Reliquie und stellt eines der bedeutendsten Zeugnisse aus der Frühzeit der Christianisierung in den Jahrzehnten zwischen 650 und 700 dar.

Über den finanziellen Wert der Kunstgegenstände will Museumsleiter Wolfgang Urban nicht spekulieren. Unzweifelhaft werden aber Schätze präsentiert, die kunstgeschichtlich, kulturhistorisch und ins-

besondere kirchlich außerordentliche Bedeutung haben.

Alle Bildungs- und Kulturarbeit der Kirche ist als «Teil und Fortführung der Seelsorge» zu verstehen, betont Bischof Kasper. Der Bestand der Diözesanbibliothek sei kein Luxus, sondern Notwendigkeit. 150 000 Bücher stehen der Öffentlichkeit zur Verfügung und bilden ein «respektables kulturelles Zentrum», wie Domkapitular Werner Groß zusammenfaßt.

Die Bibliothek will Stätte des gelehrten Lebens sein, die zur Verbreitung christlicher Kultur und Lebensweise anregt. Schwerpunkte liegen auf der Praktischen Theologie und der Diözesangeschichte. Zum Bestand gehört eine rund 50 000 Stück umfassende Sammlung «Kleiner Andachtsbildchen», von denen die schönsten Stücke präsentiert werden.

## Landespreis für Dr. Max Scheifele

Eine hohe Auszeichnung für Dr. Max Scheifele aus Stuttgart-Botnang: Er erhält den Landespreis für Heimatforschung 1996. Hans-Joachim Reissner, Mitglied des Vorstands der Stuttgarter Bank AG, informierte ihn über die Entscheidung der Jury und gratulierte dem ambitionierten Heimatforscher. Der Preis ist mit 10 000 DM dotiert.

«Wir unterstützen es, wenn sich Menschen mit Heimat und Umwelt intensiv auseinandersetzen», unterstrich Hans-Joachim Reissner. Die Stuttgarter Bank sei selbst in dieser Region tief verwurzelt und ihren Menschen verbunden, so daß sie diesen Landespreis mittrage.

«Als die Wälder auf Reisen gingen», heißt das von der Jury ausgezeichnete Werk des ehemaligen Landesforstpräsidenten. Er schürft damit nach dem «Grünen Gold» im Enz-Nagold-Gebiet und beschreibt so die Geschichte von Wald, Holz und Flößerei in dieser Schwarzwaldregion. Dr. Max Scheifele spannt den Bogen von den Römern bis ins Industriezeitalter, das der einst blühenden Flößerei das Aus brachte.

## Franckscher Villengarten in Murrhardt verkommt

(STZ) Sie gehört zweifelsohne zu den repräsentativsten Gebäuden Murrhardts und gilt als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung, die Villa Franck, am Hang des Hohensteins gelegen. Das schloßartige Anwesen, ein neobarocker Bau mit Anklängen an den Jugendstil, ist in den Jahren 1904 bis 1907 entstanden, sein Besitzer war der Kommerzienrat Robert Franck, Fabrikant aus Ludwigsburg. Heute gehört das noble Gebäude, das schon lange als Altenwohnheim dient, einem Geschäftsmann. Die Sommerresidenz des Firmenbesitzers mit ihrem kunstgewerblichen Interieur aus Edelholz, Alabaster, Stuck und Marmor gilt bei Fachleuten als baugeschichtlich äußerst wertvoll. Auch der riesige, ursprünglich zehn Hektar große Park drumherum, den einst der Stuttgarter Landschaftsarchitekt Albert Lilienfein gestaltete, wird als weithin einzigartig gepriesen.

Freilich, die Parkanlage mit all jenen Attributen, die damals zu einem herrschaftlichen Anwesen gehörten, verkommt immer mehr. Einer, der sie vor dem endgültigen Zerfall retten will, ist der Murrhardter Roland Großberger, der an der TU Berlin Landschaftsplanung studierte und im Rahmen seiner Diplomarbeit ein denkmalpflegerisches Konzept für den Villengarten erarbeitete.

Auf dem Gelände rund um seine vornehme Immobilie ließ sich der Zichorienfabrikant Franck einen Park anlegen, der den Reichtum des Bauherrn widerspiegelte und die Murrhardter vor 90 Jahren in nicht gelindes Staunen versetzt haben dürfte. Er gab eine monumentale, zur Villa hinführende Freitreppe in Auftrag, eine Wandelhalle, einen Pavillon, ein romantisches Liebestempelchen, eine Brunnenterrasse, einen Tennisplatz, Pflasterwege, kleine Brücken und manches andere mehr. Viele Eindrücke, die Robert Franck von seinen Bildungsreisen ins Ausland mitbrachte, ließ er am Hohenstein verwirklichen.

Für Roland Großberger ist es keine Frage: Villa und Park sind in seinen

Augen ein «Juwel», in ganz Baden-Württemberg gebe es nichts Vergleichbares. Die von Albert Lilienfein am Hohenstein in Szene gesetzte Gartenarchitektur sei über die Grenzen des Landes hinaus von «hoher kunstgeschichtlicher Bedeutung». Und die sieht Großberger vor allem darin, daß der Francksche Park in einer Zeit des Umbruchs angelegt wurde. Es war die Abkehr vom historisierenden Gartenstil mit seinen Brezelwegen und Teppichbeeten, wie sie fürs deutsche Kaiserreich typisch waren, hin zu weltoffeneren Formen und größerer Experimentierfreudigkeit. Nach dem Urteil eines Frankfurter Denkmalschützers gibt es in Europa nur noch drei Villen aus der Zeit der Jahrhundertwende, die in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten sind – der Francksche Nobelbau und sein Gartengelände gehören dazu.

Freilich, an der Pracht von einst nagt immer stärker der Zahn der Zeit. Die Freitreppe befindet sich in traurigem Zustand und darf nicht mehr betreten werden, die Wandelhalle, die von Kletterpflanzen überwuchert wird, droht einzustürzen.

Für Roland Großberger ist es höchste Zeit, daß auch der Villengarten endlich unter «effektiven Schutz» gestellt wird. Seine Diplomarbeit betrachtet er als Vorstudie zu einem Parkpflegewerk, in dem, so sein Wunsch, die schrittweise erfolgende Rekonstruktion der Gartenanlage festgeschrieben werden sollte.

### «Aalener Museum am Markt» präsentiert Schubart neu

(Schwäpo) In einer glücklichen Lage ist Aalen, weil es sich in heutiger Zeit solch ein Museum leisten kann. Schubart hätte das auch so gesehen. Diese Überzeugung schwang durch die offizielle Eröffnung des Aalener «Museums am Markt» mit seinem Untertitel «Schubarts Museum». Die Feierstunde im Foyer des Rathauses sah eine überaus große Zahl von Eröffnungsgästen.

Zur Begrüßung im Rathaus sprach Oberbürgermeister Ulrich Pfeifle. Er

sagte, mit dem neugestalteten Museum werde Aalens Tradition als Museumsstadt fortgesetzt. Er erinnerte daran, daß es selbst eine lange Geschichte hat, die bis ins Jahr 1879 zurückreicht. Damals habe man kleinere Städte beneidet, die bereits im Besitz eines Museums waren.

Auf die jüngste Vergangenheit blickend rief der OB ins Gedächtnis, daß das frühere Heimat- und Schubartmuseum am Marktplatz 6 vor vier Jahren geschlossen wurde. Daß Neukonzeption, Umgestaltung und Umzug mehr Zeit brauchten als vorgesehen war, sei zu verschmerzen.

Grußworte sprachen anschließend der neue Landrat des Ostalbkreises, Klaus Pavel und Dr. Ulrich Ott, Direktor des Schiller-Nationalmuseums Marbach.

Ott sagte anerkennend, überall im Land sei Windstille in der kommunalen Kulturpolitik – nur in Aalen nicht.

### Ausbau der Wasserkraft gefordert

(Isw) Einen vermehrten Ausbau ihrer Energiegewinnung durch Wasserkraft haben die Betreiber von Wasserkraftwerken in Baden-Württemberg gefordert. Um dies zu erreichen, seien vor allem einfachere Genehmigungsverfahren erforderlich, erklärte die Arbeitsgemeinschaft Wasserkraftwerke Baden-Württemberg bei ihrer Hauptversammlung in Sasbachwalden. Mit über 90 Prozent an den erneuerbaren Energien habe Wasserkraft jetzt schon einen entscheidenden Anteil an der alternativen Stromgewinnung hierzulande. Im vorigen Jahr seien bundesweit rund 22 Milliarden Kilowattstunden gefördert worden. Damit hätten «22 Milliarden Kilogramm CO<sub>2</sub> und viele Schadstoffe vermieden» werden können. Das Gesamtpotential liege aber bei mindestens 35 Milliarden Kilowattstunden bundesweit. Nach einer Studie der Universität Karlsruhe sei allein in Baden-Württemberg nahezu eine Verdopplung der derzeitigen Menge von rund fünf Milliarden Kilowattstunden pro Jahr möglich.

## Der Hohenasperg ein Fall fürs Museum?

(STZ) «Da droben sitzt die Demokratenbrut, büßend ihren Übermut» – Wer kennt nicht den Spruch, mit dem die unglückseligen «Hochverräter» der Revolution von 1848 zu allem Überfluß auch noch verspottet wurden. 150 Jahre nach dem gescheiterten Aufstand gegen die Obrigkeit im Südwesten wird 1998 wahr, was viele nicht mehr zu hoffen gewagt hatten: auch der Hohenasperg erinnert sich in Form einer Ausstellung an die Ereignisse von 1848 und die vielen Gefangenen, die damals die Festung auf dem «schwäbischen Schicksalsberg» füllten. Das Land wird die Mittel für die Ausstellung in den Kasematten bereitstellen, das Stuttgarter Haus der Geschichte kümmert sich um die inhaltliche Konzeption. Um künftig die Geschichte und die Bedeutung des Hohenaspergs im Gesamten besser darstellen zu können, hat sich ein auf Antrieb knapp 50 Mitglieder zählender Förderverein konstituiert. An seiner Spitze steht der frühere Direktor des Württembergischen Landesmuseums Professor Dr. Claus Zoege von Manteuffel; der Asperger Grünen-Landtagsabgeordnete Jürgen Walter ist zweiter Vorsitzender. Schubart, Süß Oppenheimer, die Hofsängerin Marianne Pyrker, Nationalökonom Friedrich List, Theobald Kerner, Julius Haussmann, die 16 Tübinger Burschenschaftler und der Theologe Karl August von Hase, der württembergische Staatspräsident Eugen Bolz, Klaus Mehnert und der 1955 angeblich zum KGB übergelaufene Verfassungsschutzpräsident Otto John – die Liste der Prominenten, die auf dem Hohenasperg gesiebte Luft atmen «durften», ist lang. 1988 bereits erarbeitete Professor von Manteuffel im Auftrag der Regierung Späth ein Nutzungskonzept für eine Gedenk- und Kulturstätte innerhalb der Festungsmauern. Doch der Auszug des Justizvollzugskrankenhauses läßt acht Jahre später noch immer auf sich warten – und wird angesichts der Haushaltslage des Landes in absehbarer Zeit auch nicht stattfinden. Nun heißt es, kleinere Brötchen zu

backen. Statt einer großen Gedenkstätte mit Museum, Tagungsbereich und Hotel wird es zunächst einmal «nur» eine Ausstellung zur Achtundvierziger-Revolution in den (feuchten) Kasematten der Festung geben. Der Förderverein Hohenasperg betrachtet dies als ersten Schritt dazu, dem Kulturdenkmal besonderer Bedeutung wieder zu Renommee zu verhelfen. In einem späteren Museum Hohenasperg soll dann die ganze Geschichte des Zeugenberges dargestellt und aufgearbeitet werden – von der Steinzeit über den keltischen Fürstensitz und die mittelalterliche Stadt droben bis hin zur neuzeitlichen Nutzung. Als Standort dafür hat der Verein das ehemalige Kellereigebäude ausgeguckt, das zwar genügend Platz bietet, aber seit der finanzbedingten Einstellung der Sanierungsarbeiten als ausgebeiter Rohbau dasteht. Selbst wenn das Land die benötigten sechs Millionen Mark aufbringen sollte: das Justizvollzugskrankenhaus meldet gleichfalls Platzbedarf an.

Immerhin: Ein Anfang in Sachen «neuer Hohenasperg» ist gemacht, und an tatkräftigen Vereinsmitgliedern fehlt es nicht. Manteuffels Nachfolger im Landesmuseum, Prof. Dr. Volker Himmelein, zählt ebenso dazu wie Dr. Friedrich Pfäfflin vom Deutschen Literaturarchiv in Marbach, der Autor Horst Brandstätter oder auch die Sprecherin des Landesverbandes Deutscher Sinti und Roma, Ilona Lagrene.

## Waldsterben: Sattes Grün ist ein Alarmsignal

(dpa/lsw) Die Bäume wachsen schneller – aber das bedeutet nicht, daß es dem deutschen Wald besser geht. Mit dem Waldsterben ist es keineswegs vorbei, der Wald ist weiterhin stark geschädigt und durch das unnatürlich rasche Wachstum sogar neu und zusätzlich gefährdet. Mit solchen deutlichen Feststellungen reagierten Politiker, Waldexperten und Umweltschützer auf Berichte über ein angebliches Ende vom Waldsterben.

Daß die Bäume schneller wachsen, wie dies vom Europäischen Forstinstitut (EFI) dargestellt wurde, ist schon seit etwa zehn Jahren zu beobachten. Daraus Schlüsse auf weniger Schäden zu ziehen oder gar ein Ende des Waldsterbens zu behaupten, sei jedoch schlicht unzutreffend. Im Gegenteil: Es drohen nach Ansicht von Experten sogar neue Gefahren, weil die Bäume anfälliger etwa für Trockenheit und Frost würden.

Die Luftverschmutzung und vor allem Stickstoffeinträge sorgten gleichzeitig für nachhaltige Schäden und Wachstum, erklärt Karl Giesen, Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Waldbesitzerverbände. «Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun.» Bundeslandwirtschaftsminister Jochen Borchert läßt keinen Zweifel: Bei den Waldschäden dürfe es noch keine «Entwarnung» geben. «Die Luftreinhaltepolitik muß konsequent fortgesetzt werden.» Der Wald sei «schwer geschädigt, und die Luftschadstoffe schädigen ihn ständig weiter», betont Wolfgang von Geldern, der Präsident der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald. Das schnellere Wachstum ist nach Angaben von Wald- und Forstexperten vor allem auf die Stickstoffdüngung aus der Luft zurückzuführen. Diese erfolgt zum einen aus dem Straßenverkehr und durch den Stickoxid-Ausstoß von immer mehr Kraftfahrzeugen, die sich in Stickstoffeinträgen im Wald niederschlagen. Daneben entstehen solche Belastungen aufgrund der Gülledüngung der Bauern. Da Stickstoff für Wälder ein natürlicher Mangelnährstoff ist, reagieren sie mit mehr – und unnatürlichem – Wachstum auf höhere Einträge.

Dieser Wachstumsschub sei jedoch gefährlich, warnt Professor Hubert Weiger vom Bund für Umwelt und Naturschutz (BUND). Der vermehrte Stickstoff führe zu einem neuen massiven Ungleichgewicht mit anderen Nährstoffen wie Phosphor, Magnesium und Kalzium, die «ins Minimum geraten». Die Wälder würden noch anfälliger. «Ein sattes Grün ist trügerisch. Es ist auch ein Alarmsignal.»

## Konrad Theiss Verlag nach Darmstadt verkauft

Der Buchverlag Konrad Theiss in Stuttgart wird an die Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt verkauft. Nach Angaben des Unternehmens wird der zur Gruppe Süddeutscher Zeitungsdienst in Aalen gehörende Verlag Anfang nächsten Jahres vollständig von der Darmstädter Buchgesellschaft übernommen. Wie der Theiss Verlag weiter mitteilte, bleibt der Verlagssitz in Stuttgart. Verlags- und Geschäftsleitung werden auch künftig in der Hand von Hans Schleuning sein, dem Geschäftsführer und Mitherausgeber. Der Verkauf soll bereits vor einem Jahr geplant worden sein.

Als Grund für die Trennung von dem Buchverlag, der zum größten Teil von der Familie Theiss gehalten wird, wurde genannt, man wolle sich künftig auf die anderen Geschäftsbereiche konzentrieren. Der Süddeutsche Zeitungsdienst verlegt die Tageszeitungen «Schwäbische Post» in Aalen, die «Gmünder Tagespost» in Schwäbisch Gmünd und einige Anzeigenblätter. Zu der Gruppe gehört auch ein auf der Ostalb ansässiger Lokalsender. Außerdem betreibt der Süddeutsche Zeitungsdienst eine Druckerei und ein eigenes Rechenzentrum.

Wie die Geschäftsleitung in Stuttgart versichert, werden alle Mitarbeiter von dem künftigen Mutterunternehmen übernommen. Zur Zeit arbeiten zehn Männer und Frauen für den Verlag in Stuttgart; zwei davon als freie Mitarbeiter. Herstellung, Lektorat, Werbung und Vertrieb sollen auch künftig von hier aus betrieben werden. Dazu gehöre auch die externe Betreuung verschiedener Verlagsaufgaben, teilte Verlagsleiter Schleuning weiter mit.

Name und Programm des Verlages bleiben ebenfalls auch nach der Übernahme zum Jahreswechsel erhalten, betonte Schleuning. «Wir sehen in der Übernahme gute Chancen, unser Buchprogramm auszuweiten», so der Verlagschef. Der Konrad Theiss Verlag verlegt heute Bücher zur Landesgeschichte und Landeskunde, Geschichte und Archäologie.

Insbesondere mit landeskundlichen Publikationen hat sich der Verlag in den vergangenen Jahren einen Namen gemacht. Zum Programm gehört außerdem die Zeitschrift «Archäologie in Deutschland», die vierteljährlich erscheint. Sie hat mehr als 10 000 Abonnenten.

Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft in Darmstadt, ein bundesweiter Buchclub mit 140 000 Mitgliedern, verspricht sich nach Angaben des Theiss Verlages von der Übernahme «Synergiemomente», im Vertrieb und für das Buchprogramm. Der Theiss Verlag soll das «breitgefächerte und auf akademische Ansprüche zielende Programm» der Darmstädter Gesellschaft «in regionalen Themen ergänzen», heißt es weiter.

Der Konrad Theiss Verlag ist vor 40 Jahren von Konrad Theiss in Aalen gegründet worden und hat seit Anfang der siebziger Jahre seinen Sitz in der Landeshauptstadt. Aus den ersten Jahren stammt die Buchreihe «Heimat und Arbeit», von der bis heute über 80 Publikationen erschienen sind und die auch außerhalb Baden-Württembergs als fundiertes Nachschlagewerk über das Land gilt. In den vergangenen Jahren ist das Programm weiter ausgebaut worden. Im letzten Jahr setzte der Theiss Verlag rund 5 Millionen DM um.

## Justinus-Kerner-Preis für Hermann Bausinger

(epd) Der Tübinger Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger erhielt den Justinus-Kerner-Preis der Stadt Weinsberg. Die mit 15 000 Mark dotierte Auszeichnung wurde am 18. September, dem Geburtstag des Arztes und Dichters Justinus Kerner (1786 bis 1862), verliehen. Die Laudatio hielt Professor Wolf-Dieter Narr (Berlin). Der Preis war 1986 zum 200sten Geburtstag Kerners gestiftet worden. Er wird alle drei Jahre verliehen an Persönlichkeiten, die in Verbindung mit dem Lebenswerk Kerners oder in seinem Sinne auf den Gebieten der Literatur, der Medizin oder der Heimat- und Denkmalpflege Herausragendes geleistet haben.

Unter den Preisträgern befinden sich der Schriftsteller und Lyriker Peter Rühmkorf und der Wiener Psychiatrieprofessor Leo Navratil. Hermann Bausinger, Professor für Volkskunde und langjähriger Leiter des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaften in Tübingen, erhielt den Preis auf Vorschlag der siebenköpfigen Jury.

In der Begründung dazu heißt es, Bausinger habe grundsätzliche Beiträge zum Heimatbegriff und zur Bevölkerungs- und Landeskunde verfaßt und seinem Fach schon als junger Wissenschaftler neue Perspektiven eröffnet. Dabei habe er sich der Erforschung der Alltagskultur breiter Bevölkerungskreise zugewandt und durch Veröffentlichungen und Vorträge das kulturelle Denken des Publikums befruchtet. Durch ihn sei das Ludwig-Uhland-Institut zu einem Sammelpunkt junger Kulturwissenschaftler geworden.

## Bärenschröble entsteht auf alter Basis neu

(STN) Am Stuttgarter Bärenschröble schaffen die Bauarbeiter. Im September wurden die nach einem Brand am 13. November 1994 übriggebliebenen Mauerwerksscheiben abgebrochen. Nur das historische Sockelgeschoß bleibt stehen.

Für 2,3 Millionen Mark wird das Bärenschröble im historischen Stil des einstigen Jagdpavillons aus dem Jahr 1817 wieder neu aufgebaut. Im Mai 1997 will Finanzminister Gerhard Mayer-Vorfelder bei der feierlichen Eröffnung dabei sein – als stolzer Bauherr: «Das wird schöner als vorher.» Das ist bei dem flüchtigen Wiederaufbau 1962 auch kein Kunststück.

An den Baukosten beteiligen sich neben der Feuerversicherung die von der CDU initiierte private Denkmalstiftung (die schon den Wiederaufbau des Schellenturms im Bohnenviertel ermöglicht hat) und der Stuttgarter Verein der Brauereien als Pächter des Lokals.

## Obstsafte aus Konzentrat, das aus der Fremde kommt

(SWP) Die Fruchtsaftindustrie in Baden-Württemberg sieht sich starkem Druck von billigen Importkonzentraten ausgesetzt. Im Wettbewerb gegen Einfuhrware könne heimisches Obst nicht mehr bestehen, sagte Verbandsvorsitzender Gerd Rauner in Mundelsheim bei Ludwigsburg. «Wir wissen nicht mehr, was wir machen müssen.»

Die marktbeherrschende Position Baden-Württembergs als Konzentratproduzent ist längst Vergangenheit. Nur noch 25 000 t Konzentrat wurden hierzulande hergestellt, während 1995 aus anderen Ländern 238 000 t hergekarrt wurden. Führend ist Polen (67 000 t) vor Moldawien (25 000 t) und der Türkei (17 000 t). Selbst aus dem Iran, aus Südafrika und Asebaidschan kommt der Saft-Rohstoff. «Baden-Württemberg, einst Nabel der Welt, spielt im Konzert der Apfelmittelkonzentrat-Hersteller nur noch eine unbedeutende Rolle».

Heimische Süßmoster rechnen mit Produktionskosten von bis zu 50 Pfennig pro Liter. Bei polnischem Material reichen 34 Pfennig. Daraus ergebe sich für die Erzeuger eine fatale Situation, da der Handel «bis auf drei Stellen hinter dem Komma» kalkuliere.

Alle Hoffnung setzen Betriebe und Obstlieferanten auf das Herkunfts- und Qualitätszeichen Baden-Württemberg («mit den drei Löwen»), das Konsumenten von den Vorzügen einheimischer Säfte überzeugen soll. Damit, so Hubertus Langen vom Ministerium Ländlicher Raum, sollten die Zukunft des ökologisch wertvollen Streuobstanbaus und die Wettbewerbsfähigkeit der baden-württembergischen Fruchtsafthersteller gesichert werden. Immerhin werden fast 40 Prozent des deutschen Apfelsaftes im Südwesten gepreßt. Deutschland ist mit einem Pro-Kopf-Verbrauch von über 40 l Weltmeister im Fruchtsaftkonsum. 11,8 l davon sind Apfelsaft.

Die 94 Mitglieder des Landesverbandes der Fruchtsaftindustrie erwirtschafteten einen Jahresumsatz von 1 Mrd. DM bei 5 Mrd. DM bundes-

weit. Größtes Unternehmen ist Albi (Bühlhausen) mit 154 Mio. DM (Rang sieben in Deutschland) vor Richard Sauer/Hardthof (Burgstetten) mit 80 Mio. DM (geschätzt), Vaihinger Fruchtsäfte (Stuttgart) mit 58 Mio. DM, Dietz (Kirchberg/Osterburken) mit 50 Mio. DM und Ernst Kumpf (Markgröningen) mit 46,7 Mio. DM. In diesem Jahr wird mit über 700 000 t Streu- und Gartenobst ein um 120 Prozent höherer Ertrag als 1995 erwartet. Nach Beobachtungen von Klaus Heitlinger vom Verband der Agrar-gewerblichen Wirtschaft (VdAW) «ist jedes gerade Jahr ein gutes Erntejahr».

## Hohenloher Bauernlehrpfad einmalig

(epd) Der seit zwei Jahren in Forchtenberg bestehende «Hohenloher Bauernlehrpfad» bleibt vorerst einmalig. Er findet zwar in ganz Deutschland Interesse, der mit ihm verbundene Arbeitsaufwand ist den möglichen Nachahmern aber doch zu hoch. Das berichtete Veronika Grossenbacher, Prälaturreferentin des Evangelischen Bauernwerks und Hauptorganisatorin des Projekts, die eine erste Bilanz zum Lehrpfad zog. Besonders nachdem der Pfad durch die Fachzeitschrift «top agrar» für vorbildliche Öffentlichkeitsarbeit ausgezeichnet worden war, habe es aus vielen Regionen Anfragen nach Inhalten und Technik gegeben, doch sei bisher kein weiteres Modell in Deutschland bekanntgeworden.

Der etwa zehn Kilometer lange Pfad, der auch per Fahrrad und mit Kinderwagen zu bewältigen ist, erfreut sich reger Nachfrage. Im Durchschnitt findet jede Woche eine geführte Wanderung mit Betriebsbesichtigungen statt, bei der oft auch Schulklassen dabei sind. Dazu kommen viele Einzelwanderer, Familien oder unangemeldete Gruppen. Insgesamt 26 Informationsstationen berichten vom bäuerlichen Arbeitstag bis hin zum Weinbau, ab dem Spätherbst kommen vier weitere Anlaufpunkte zum Themenbereich Waldwirtschaft dazu.

## Wetteramt: Der Sommer war doch kein Winter

(dpa/lsw) Der Sommer 1996 im Südwesten war nach Angaben der Meteorologen doch besser als sein Ruf. Zwar habe das «richtig heiße Spitzenwetter» gefehlt, hieß es beim Wetteramt in Stuttgart. Doch hätten es die Sommermonate Juni, Juli, August auf immerhin 28 Sommertage mit Temperaturen von mindestens 25 Grad und drei heiße Tage über 30 Grad gebracht.

Nach dem langjährigen Mittel seien 26 Sommer- und fünf heiße Tage zu erwarten gewesen. Zum schlechten Bild des Sommers hätte vor allem der «Topmonat April», beigetragen, der «extrem warm» gewesen sei und in der zweiten Hälfte schon mehrere richtige Sommertage gebracht habe. «Da waren alle verwöhnt und haben geglaubt, daß es noch besser werden mußte.»

Nach der vorläufigen Übersicht der Meteorologen war – gemessen am langjährigen Mittel – der Juni um etwa ein Grad zu warm, der Juli um 0,6 Grad zu kühl und der August wieder um 0,3 Grad wärmer. Vom Sonnenschein her hätten der Juni mit 210 Stunden (119 Prozent) und der Juli mit 238 Stunden (104 Prozent) ihr Soll, wenn auch knapp, übererfüllt. Der August allerdings habe es dann nur auf 90 Prozent Sonnenschein gebracht. Und auch der September habe sich deutlich zurückgehalten: Er war ein bis zwei Grad zu kalt.

Trotz vieler Niederschläge könne dieser Sommer auch nicht als völlig verregnet bezeichnet werden, hieß es weiter. Im Juni seien 95 Prozent des langjährigen Mittels gefallen. Im Juli seien es zwar knapp 160 Prozent gewesen. Doch geregnet habe es nur an wenigen Tagen, vor allem am 7. Juli, als 45 Liter je Quadratmeter fielen. Im ganzen Monat habe es insgesamt 63 Liter je Quadratmeter geregnet.

Die höchste gemessene Temperatur waren 33,1 Grad in Mannheim am 7. Juni. Den längsten Sonnenschein gab es in diesem Jahr auf dem Feldberg im Schwarzwald mit 15,6 Stunden am 15. Juni.



Sie möchten Ihre Werte vermehren und dabei nichts dem Zufall überlassen. Deshalb legen Sie Ihr Vermögen nur in die Hand einer Bank, die den Markt kennt und viel ausgeprägtes Gespür für die richtige Entwicklung mitbringt. Die Baden-Württembergische Bank verfügt über das Know-how und die Verbindungen, um aus Ihrem Vermögen das Beste zu machen. Seit Jahren vertrauen uns anspruchsvolle Kunden ihr Vermögensmanagement an. So eröffnen sich für Ihre Werte glänzende Perspektiven.

SIE VERTRAUEN UNS  
IHRE WERTE AN, UND WIR VERMEHREN SIE  
IN IHREM SINNE.



**Die Baden-Württembergische Bank**

## Römische Geschichte soll Fremdenverkehr befördern

(dpa/lsw) Die «alten Römer» sollen dem Fremdenverkehr in Süddeutschland auf die Sprünge helfen: Der Limes, das Bollwerk, mit dem die Römer vor rund 2000 Jahren ihr ausgedehntes Reich im Norden schützten, hat Spuren hinterlassen. Vielfältig sind die Reste dieses Bodendenkmals, eines der größten in Mitteleuropa. Fragmente von Kastellen, Badeanlagen, Wachttürmen und Grenzbefestigungen sind erhalten. Viele Museen dokumentieren mit Originalfunden «römisches Leben».

Aufmerksamkeit für die römische Geschichte in «Germanien» will der Verein «Deutsche Limes-Straße» wecken. Die 43 Städte, Gemeinden und Landkreise, die sich in Bayern und Baden-Württemberg dem Verein angeschlossen haben, zielen aber nicht nur auf Bildung – sie verfolgen auch finanzielle Interessen. «Wir wollen mit unseren interessanten Sehenswürdigkeiten den Fremdenverkehr fördern», sagt der Vorsitzende des Vereins, der Aalener Oberbürgermeister Ulrich Pfeifle. Der Verein hat jetzt die bereits vor zehn Jahren «angedachte» Idee einer neuen Touristikroute von Miltenberg am Main bis Regensburg an der Donau verwirklicht. Entstanden ist die «Deutsche Limes-Straße». Die Route zwischen Miltenberg und Regensburg ist rund 400 Kilometer lang, 220 Kilometer befinden sich auf baden-württembergischer und 180 Kilometer auf bayerischer Seite.

Die «Deutsche Limes-Straße» will sowohl historisch interessierte Touristen anlocken, die die Herkunft von Steinen für den Bau von Wachttürmen oder die Ausmaße von rekonstruierten Kastellen ergründen wollen, wie auch jene, die es nur nach römischer Bequemlichkeit gelüftet. Letztere kommen beispielsweise voll auf ihre Kosten in den «Limes-Thermen» von Aalen: Fünf Becken in dem einem römischen Badehaus nachempfundenen Bau laden zum Bade. Alle sind gefüllt mit warmem Wasser – «germanische» Abhärtung mit kaltem Wasser kann, muß aber nicht sein. (Siehe sh aktuell 96/3, Seite 328.)

## Schloß Gomaringen wird zum dörflichen Edelsitz

(STZ) Dieser triste Platz soll Gomaringens neuer Ortskern werden? Ein paar Ställe, Scheuern mit Wohngebäuden in – gelinde gesagt – wenig eindrucksvollem Zustand. Ein paar Autos parken auf Rollsplitt. Viel mehr gibt's in diesem äußeren Schloßhof heute nicht zu sehen. Willi Kemmler, der Vorsitzende des Gomaringer Geschichts- und Altertumsvereins, schaut freilich in die Zukunft und sagt: «Doch, doch. Konzerte, Feste und ein Wochenmarkt – hier wird bald richtig was los sein.» Richtig was los ist gegenwärtig nur an einer Ecke des Platzes, dort wo am Gomaringer Schloß geschafft wird. Und in der Tat: In Verbindung mit dem Schloß könnte aus dem heruntergekommenen Schloßhof ein attraktiver Ortsmittelpunkt werden.

Das Gomaringer Schloß war jahrzehntelang für die Bevölkerung nur zugänglich, wenn seelsorgerische Hilfe benötigt wurde. Die Pfarrer der Gemeinde wohnten seit 1813 in dem eindrucksvollen Gebäude, dessen älteste Fundamente 800 bis 1000 Jahre alt sein sollen. Vor drei Jahren ist der letzte Pfarrer ausgezogen. Das Land Baden-Württemberg hat das Schloß an die Gemeinde Gomaringen verkauft, für 250 000 Mark einschließlich eines 39-Ar-Grundstücks. Dennoch wird eines der landesweit ältesten und herausragendsten Gebäude für jedermann erst im Sommer 1998 offenstehen. «Unser Schloß ist vom Eigentümer Baden-Württemberg in schmählicher Weise vernachlässigt worden», sagt Bürgermeister Manfred Schmiderer und schaut auf das vom Gerüst umstellte Wahrzeichen der Gemeinde, das Vereinen, Jugendmusikschule oder Vortragsreihen ein neues Zuhause bieten soll.

Vier Jahre und sieben Millionen Mark mußten für die Sanierungsarbeiten angesetzt werden. Diese Summe wäre noch deutlich höher ausgefallen, wenn nicht zahlreiche Bürger der Stadt bereits kräftig in die Hände gespuckt hätten. «Putz abschlagen, Erdarbeiten, Abdecken des Dachs – keine Arbeit war zu schwer und zu schmutzig», berichtet der

Bürgermeister vom Einsatz der ehrenamtlichen Helfer. An dieser Stelle wird das Land dann gelobt. Willi Kemmler spricht von finanziell «großzügigster Unterstützung». Um die drei Millionen Mark beträgt der Zuschuß aus Stuttgart, 1,7 Millionen Mark muß die 7800-Einwohner-Gemeinde selbst beisteuern.

Ganz früher wohnten die Ortsherren in dem Schloß. Hier wurde Recht gesprochen, von hier oben empfingen die Untertanen Anordnungen, hier oben mußten sie ihre Abgaben abliefern. Vögte der Reichsstadt Reutlingen und später Vertreter Württembergs wohnten hinter den dicken Mauern. Zwischen 1708 und 1712 auch «die Graevenitz», wie die Geliebte des württembergischen Herzogs Eberhard Ludwig häufig etwas abschätzig beschrieben wird.

Bauhistoriker wie Stefan Uhl bezeichnen das Schloß als äußerst wertvoll. Vor allem den Deckenbalken aus dem frühen 14. Jahrhundert komme hohe baugeschichtliche Bedeutung zu. Ähnliches gilt für Bauphasen aus der Renaissancezeit um 1590.

Im Zuge der Sanierung sind «böse Überraschungen weitgehend ausgeblieben», merkt Ortsbaumeister Klaus-Jürgen Oehrle an.

Unterdessen steht Willi Kemmler bereits in den künftigen Gustav-Schwab-Stuben. «Welche Räume könnten für den großen schwäbischen Dichter besser geeignet sein als jene, in denen er gelebt hat», sagt Kemmler und schaut sich auf der Baustelle um. «Hier hat Gustav Schwab geschrieben, hier hat er als Pfarrer vom 26. Oktober 1837 bis zum 5. Mai 1841 gewohnt.» Damals war das Schloß ein literarisches Zentrum im Land. Ludwig Uhland besuchte Schwab, auch Justinus Kerner. Und die Frau des Pfarrer-Dichters beschrieb das Anwesen als «ein Schlößchen, das oben auf dem Hügel liegt und das ganze Dorf beherrscht – ein wahrer Edelsitz». In naher Zukunft wird das Schloß zum Bürgertreffpunkt und somit zum Edelsitz für das ganze Dorf.

## Späte Recherche wegen US-Kriegsverbrechen

(STZ) Ermittlungen wegen Mordes sind für den Spezialagenten Scott von Haden und seine Kollegin Paraskevi Wilson nicht unbedingt etwas Besonderes. Aber jetzt haben die beiden Kriminalisten aus der Stuttgarter Dienststelle der Criminal Investigation Division (CID) einen Auftrag, der sie ein halbes Jahrhundert in die Vergangenheit führt. Direkt aus Washington ist den Fahndern der US-Armee befohlen worden, ein mutmaßliches Massaker an deutschen Soldaten in Hohenlohe aufzuklären. Am 15. April 1945 sollen in dem Dörfchen Jungholzhausen mindestens 48 Angehörige der Waffen-SS und der Wehrmacht teilweise durch Genickschüsse umgebracht worden sein, obwohl sie sich längst ergeben hatten. «Mord bleibt Mord», hat der CID-Agent Scott von Haden die jetzt eingeleiteten offiziellen Ermittlungen begründet, «und der verjährt bei uns in den Staaten nicht».

Neu sind die Gerüchte über die «Toten von Jungholzhausen» freilich keineswegs. Augenzeugenberichte über ein mögliches Kriegsverbrechen in dem Weiler wurden in der Vergangenheit schon öfter in Büchern oder Presseorganen veröffentlicht. Vor anderthalb Jahren allerdings ließ der Journalist Michael Sylvester Koziol in einer Sonderveröffentlichung des «Haller Tagblatts» Zeitzeugen des damaligen Geschehens erneut detailliert zu Wort kommen – und das hat einen in Hohenlohe lebenden ehemaligen amerikanischen Soldaten dann doch tief erschüttert. Der pensionierte US-Oberstleutnant George Finley informierte nach eigenen Angaben «höchste Stellen» in Washington und brachte damit offenbar den Stein ins Rollen.

Jetzt müssen die CID-Agenten herausfinden, was an jenem Sonntag im April 1945 wirklich passiert ist. Die bisherige Sicht der Amerikaner hat damals der US-Oberleutnant Harvey H. Carrow im Tagebuch seiner Einheit festgehalten, die am Abend das Dorf Jungholzhausen nach zweistündigen, «sehr heftigen» Kämpfen eingenommen hatte. 48 Deutsche seien

getötet und 18 gefangengenommen worden, notierte der Offizier seinerzeit. Der Journalist Koziol dagegen hat mit vielen Bürgern und etlichen deutschen Soldaten gesprochen, die damals überlebt haben – und die zeichnen ein ganz anderes Bild. Heute noch lebende Augenzeugen sind überzeugt, daß weniger als zehn der Opfer beim Häuserkampf getötet worden sind. Die übrigen deutschen Soldaten seien erschossen worden, nachdem sie bereits kapituliert hatten.

Einer, den Michael Sylvester Koziol bei Darmstadt aufgespürt hat, überlebte die Erschießung mehrerer Kameraden nur, weil er sich tot stellte. Ein anderer, der heute bei Mosbach lebt, rettete sich, indem er sich in einem Backofen versteckte. Insgesamt 63 deutsche Soldaten sollen damals in Jungholzhausen gestorben sein. Der Landwirt Friedrich Schreyer beispielsweise hat damals viele der Toten aus nächster Nähe gesehen. Wie er den amerikanischen Ermittlern jetzt berichtete, sind die deutschen Soldaten durch Schüsse aus nächster Nähe getötet worden. «Wir haben schon mehrere Leute vernommen», sagt die CID-Beamtin Paraskevi Wilson, «und wir versuchen, Druck zu machen.» Ob es gelingt, die Hintergründe der damaligen Kampfhandlungen aufzuhellen und die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen, können die Ermittler freilich nicht versprechen.

«Die Sache weitet sich aus», sagt der hartnäckige Rechercheur Koziol. Ihm liegen inzwischen auch Dokumente aus den Kreisen Schwäbisch Hall und Ostalb sowie dem früheren Kreis Mergentheim vor, die ebenfalls auf Kriegsverbrechen der Amerikaner an Deutschen hindeuten.

## Rapsöl aus der Region soll den Markt erobern

(lsw) Das bisher weitgehend unbekanntes Rapsöl soll als deklariertes Speiseöl den Markt erobern. Die Centrale Marketing Gesellschaft der Deutschen Agrarwirtschaft (CMA) demonstrierte in Empfingen bei

Horb die Rapsölgewinnung in einer Ölmühle und eröffnete dort eine Kampagne für dieses Speiseöl.

Die MBW Marketing- und Absatzförderungsgesellschaft für Agrar- und Forstprodukte Baden-Württemberg mbH will auch für Rapsöl wie schon für Sonnenblumenöl das Herkunfts- und Qualitätszeichen HQZ einführen. Es könne den ersten Betrieben 1997 verliehen werden. HQZ-Öle müssen aus integriertem und kontrolliertem Anbau stammen und dürfen nur kaltgepresst aus erster Pressung, nicht raffiniert, nicht gefärbt und nicht mit anderen Ölen vermischt sein.

Bisher wird Rapsöl meist als «Reines Pflanzenöl» verkauft. Wie Sonnenblumen- und Distelöl soll es nun als «Feines deutsches Rapsöl» verstärkt dem Verbraucher angeboten werden. Die neue Qualität ergibt nach Angaben der CMA-Vertreter «ein Speiseöl mit einer für die menschliche Ernährung besonders günstigen Fettsäurestruktur».

Die Empfänger Ölmühle brachte als eine der ersten Großanlagen das «neue» Öl im Herbst 1993 mit Erfolg in den baden-württembergischen Lebensmittelhandel. Es wird heute auch im angrenzenden Rhein-Main-Gebiet und Bayern angeboten. Inzwischen haben sich der Kampagne in Süddeutschland insgesamt 17 Kleinbetriebe angeschlossen.

Speiseöl ist in Deutschland das einzige Speisefett mit wachsendem Verbrauch. Jährlich kaufen die Verbraucher 170 000 Tonnen. Auch daher sieht die CMA gute Chancen für Rapsöl. Als wichtige Kulturpflanze nimmt Raps derzeit mit einer Million Hektar fast acht Prozent der Anbaufläche ein. Deutschland ist mit einer Ernte von 2,8 Millionen Tonnen führender Rapsproduzent der EU. Die größten Anbaugelände für Raps liegen in den Bundesländern Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg und Bayern. Im Jahr werden rund 1,3 Millionen Tonnen Raps erzeugt, 600 000 bleiben im Land. Da bei der Rapsölgewinnung der feste Rückstand für Tierfutter genutzt wird, fällt kein Abfall an.

## Stuttgarter Luft ist sauber wie nie

(wv) Die Luft in der Landeshauptstadt ist teilweise mit der in einem Kurort zu vergleichen. Das jedenfalls behauptet Stuttgarts Umweltbürgermeister Jürgen Beck (CDU). Auf dem niedrigsten Stand, seit überhaupt gemessen werde, sei die Konzentration an Schwefeldioxid angelangt. Mit einem Jahresmittelwert von neun Mikrogramm pro Kubikmeter Luft sei eine neue Bestmarke erreicht.

## Südliches Kochertal jetzt unter Naturschutz

(lsw) Das Kochertal südlich von Schwäbisch Hall steht jetzt unter Natur- und Landschaftsschutz. Regierungspräsident Udo Andriof hat die Verordnung für das 626 Hektar große Gebiet auf den Markungen Schwäbisch Hall, Michelbach und Rosengarten unterzeichnet. Davon sind 221 Hektar in der Talaue Naturschutzgebiet. Im Tal zwischen Westheim und Steinbach wurden 250 Pflanzenarten und 74 Brutvogelarten festgestellt.

## Bönnigheim ist Zentrum für naive Kunst

(HSt) Eine einzigartige Attraktion öffnete in Bönnigheim ihre Pforten: das Museum Charlotte Zander. Im Bönnigheimer Schloß hat die weltweit größte Privatsammlung an naiver Kunst eine attraktive Heimat gefunden.

3400 Bilder, Zeichnungen und Collagen hat die Münchner Sammlerin Charlotte Zander im Lauf von 45 Jahren zusammengetragen. 450 Arbeiten präsentiert sie in den 43 Ausstellungsräumen des 1756 erbauten Rokokoschlusses auf 2000 Quadratmetern Fläche. Der Rest lagert im Magazin. Die Stadt Bönnigheim ließ das Schloß für sechs Millionen Mark sanieren und überläßt es Charlotte Zander für eine symbolische Monatsmiete von einer Mark.

Die engagierte Kunstsammlerin, die ihre Münchner Galerie im vergangenen Jahr aufgab, hat nicht nur die umfangreichste Sammlung an naiver Kunst zusammengetragen, sondern auch die konzentrierteste. Die Maler der klassischen französischen Naive stehen im Mittelpunkt: Bauchant, Bombois, Séraphine, Vivin und Rousseau. Wer sich im Museum Charlotte Zander umschaute, wird mit allen wesentlichen Kunstströmungen und der ganzen Ausdrucksvielfalt der Naive bekannt gemacht. Arbeiten von 321 Malerinnen und Malern aus 44 Ländern sind in Bönnigheim versammelt.

An der naiven Kunst fasziniert die 66jährige die «Ehrlichkeit, mit der die Künstler die Welt schilderten, in der sie lebten oder die sie sich erträumten». Mit dem Museum verfolgt sie das Ziel, der naiven Kunst den ihr gebührenden Stellenwert zukommen zu lassen. Schuld an der teilweisen Mißachtung dieser Kunstrichtung ist ihrer Ansicht nach die deutsche Bedeutung des Wortes «naiv»: Während die Franzosen es im Sinn von natürlich oder unverbildet gebrauchten, ist es im Deutschen negativ belegt.

Naive Künstler beginnen in der Regel erst im Alter zu malen. Der Wunsch war zwar immer da, die Lebensumstände aber entschieden anders. Akademisch gebildete naive Maler sind selten. So wie Charlotte Zander sich mit dem Museum einen Traum erfüllt hat, verwirklichten die Naiven im Alter ihre Utopien vom Künstlerdasein.

Sie malen in Ermangelung von Ateliers in ihren oft beengten Behausungen am Küchentisch, auf dem Speicher oder wie der Kroat Matija Skurjeni im Hühnerstall. Die naive Malerei blühte in Frankreich und Jugoslawien seit Ende der 20er Jahre. Die Nazis betrachteten sie als «entartet», weil sie den braunen Machthabern, wie Charlotte Zander vermutet, zu unkonformistisch und individualistisch war.

## Kiesabbau in Oberschwaben genehmigt

(dpa/lsw) Der Kiesabbau in der Grube Grenis bei Amtzell und in Wangen im Allgäu ist für längere Zeit genehmigt. Nach Angaben des Regierungspräsidiums Tübingen ist der Erweiterung um 34 Hektar in einem Raumordnungsverfahren zugestimmt worden. Damit sei die Kiesversorgung in Oberschwaben zwischen Ravensburg und Wangen für zwei Jahrzehnte garantiert.

Der Plan der Kiesgesellschaft Karsee GmbH Immenstaad entspreche bei einigen Auflagen den Raumordnungszielen und sei mit Umwelt- und Naturschutz, Land- und Forstwirtschaft und Siedlungswesen vereinbar, hieß es. Der Abbau zweier 700 Meter hoher Moränenkuppen muß aber unterbleiben, da er in den hochaufragenden Jungmoränenwall des empfindlichen und schützenswerten Landschaftsraums «Langrain» eingreifen würde. So werde die Landschaftskulisse erhalten und eine weit sichtbare Wunde vermieden. Die trotzdem entstehenden Eingriffe seien auszugleichen.

Die Erweiterung nach Norden hat die Behörde untersagt, da dieser Bereich bisher nicht belastet sei und die Kiesversorgung bei großer Abraummenge nur für eineinhalb Jahre erlauben würde. Der Naßabbau schließe an den bestehenden an, vermeide Trockenabbauerweiterungen und halte die Verwendung von Nutzflächen in Grenzen. Für den Eingriff in den Wald seien Ersatzaufforstungen vorzunehmen.

## Gedenk-Veranstaltung für Emilie Zumsteeg

(PM) Am 9. Dezember 1996 hat die Stuttgarter Komponistin Emilie Zumsteeg ihren 200. Geburtstag. Aus diesem Anlaß wird in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart am 5. Dezember 1996 um 20 Uhr eine Veranstaltung stattfinden, die mit Wort- und Musikbeiträgen (vor allem den Liedern) Leben und Wirken der Komponistin lebendig werden läßt.

Armin Dieter

Neuerscheinung

Armin Dieter

## Glanzlichter der Hohen- zollernstraße

### Glanzlichter der Hohenzollernstraße

Broschur mit farbigem  
Kartonumschlag,  
Format 21 × 14,8 cm,  
Umfang 112 Seiten,  
70 Farbaufnahmen  
(Großteil ganzseitig),  
Verkaufspreis 25,- DM,  
ISBN 3-9803568-4-1

Bekanntes und Verborgenes, Schlösser und Burgen, Kirchen, Klöster und andere Glanzpunkte entlang der Hohenzollernstraße prägen diesen Bildband. Verschiedenartige Landschaften wechseln sich mit einem großen Reichtum an Sehenswürdigkeiten und den schönsten Ausflugszielen ab.

Erhältlich im Buchhandel und beim Verlag Tübinger Chronik, 72072 Tübingen,  
August-Bebel-Straße 9

**Verlag Tübinger Chronik**

*Wir liefern das Handwerkszeug für Wanderer u. Wanderführer*

### Wanderführer/Bücher

„Natur – Heimat – Wandern“

- für die Schwäbische Alb und das Vorland
- von der Tauber bis zum Bodensee
- die Serie über die Hauptwanderwege
- Bildbände vom Taubergrund über die Alb bis zum Bodensee

### Wanderführerausbildung

- mit Einführung in Kultur – Kunst – Natur für Familien- und das Jugendwandern

### Wanderkarten

- eigene Jahregaben

### Amtliche Karten 1:50 000 - achtfarbig

- Schwäbische Alb
- Oberschwaben
- Bodensee, Allgäu
- Schwäbischer Wald
- Hohenlohe und Neckartal
- Südlicher Odenwald

### Wir beraten bei Ihrer Tourenplanung

- Telefon „Wanderservice“ 07 11/2 25 85-20

### Wanderheime zum Übernachten

### Aussichtstürme zur Fernsicht

### Zum Wandern und Rasten

- Thermo-Sitzkissen
- Kompaß – Ferngläser – Schrittzähler
- Grillspieße und Teleskop-Wanderstöcke

### Wir markieren den Weg

- örtlich und überörtlich
- vom Main bis zum Bodensee
- über die Alb bis zum Schwarzwald
- Hauptwanderwege und Fernwege



**Schwäbischer Albverein e.V.**  
70174 Stuttgart, Hospitalstr. 21 B  
Verkauf:  
Telefon 07 11/2 25 85-22  
Telefax 07 11/2 25 85-93

*Schwäbischer Albverein e.V. – Ihr Partner des Wanderns*

## Einmalig in Europa: Das Steinzeitdorf Vaihingen

(dpa/lsw) Sie lebten vor rund 7500 Jahren, bauten bis zu 30 Meter lange Holzhäuser und wurden in Hockhaltung begraben. Steinzeit-Menschen aus der Epoche der Bandkeramik waren die ersten in Mitteleuropa, die sich an einem festen Ort niederließen, Getreide anbauten und Vieh zähmten. In Vaihingen an der Enz bei Stuttgart stießen Archäologen auf eine in Europa einmalige Siedlung aus jener Zeit: Der Grundriß des Dorfes mit Graben und Schutzzäunen ist fast ganz erhalten. Der Grund: Etwa 7000 Jahre lang rutschte der sehr feste Lehmboden nur um Zentimeter ab. Forscher erwarten nun, spektakuläre Erkenntnisse über die Lebensweise der ersten Bauern ans Licht zu befördern.

«Was wir zutage bringen, ist spannend wie ein Krimi», sagt Ausgrabungsleiter Rüdiger Krause. Mit 18 Helfern klappt der Archäologe einzelne Erdschichten wie Buchseiten auf. Gräben und Hausgrundrisse sind am freigelegten Boden als dunkle Verfärbungen zu erkennen. Immer wieder stoßen Forscher auf Scherben; sie finden verkohlte Samen sowie Werkzeuge aus Knochen und Stein. Als «Knüller» bezeichnet Krause 98 Gräber im Dorfgraben. Da der Boden hier besonders kalkhaltig ist, seien die Knochen kaum ausgelaugt und daher hervorragend erhalten.

Bisher legten Forscher 30 Grundrisse von Häusern frei. Die Gebäude datieren aber nicht aus derselben Zeit, sondern wurden in unterschiedlichen Siedlungsphasen erbaut. Außergewöhnlich sei die systematische Anordnung der Häuser zu einer Dorfgemeinschaft, waren in dieser Zeit doch eher offene Siedlungen mit locker verteilten Höfen üblich. Offenbar legten erste seßhafte Bauern schon großen Wert auf das Äußere ihrer «Holzhäusle»: Lehmverkleidete Wände waren nicht nur sehr fein verputzt, sondern auch weiß getüncht. Genauso kunstvoll sind Keramikgefäße gearbeitet, deren Verzierung der Kultur den Namen gab: Schlangenartige Kurven, Zick-Zack-Linien, später auch eng gestochene Punktreihen schmück-

ten Becher und Schüsseln der Bandkeramiker.

Bis zur Jahrtausendwende, schätzt Krause, brauchen Forscher noch, um das ovale Dorfgelände von drei bis vier Hektar vollständig freizulegen. Dann entsteht auf der Fläche das Industriegebiet Ensingen-Süd.

### «Roter Ochsen»: Folgen des «Roten Hahns» beseitigt

(LKZ) An den Weiler Wackershofen nahe der ehemals Freien Reichsstadt Schwäbisch Hall schließt sich auf einer Fläche von 30 Hektar das Hohenloher Freilandmuseum an. Hier sind in drei Baugruppen Hauslandschaften Nordwürttembergs entstanden. Zu den Wohnbauten kommen Ställe, Remisen, Backöfen, Bienenhäuser, Misthaufen, Hausgärten, Hofbäume, die die Darstellung von vergangener Lebens- und Wirtschaftseinheit abrunden.

«Der Rote Ochse brennt!» Diese Schreckensnachricht machte am 9. Dezember 1993 in Hohenlohe die Runde. Ein defektes Kabel hatte in dem weit hin bekannten Museumswirtheim im Hohenloher Freilandmuseum Wackershofen zu nächtlicher Stunde ein verheerendes Feuer verursacht. Das zweistöckige Gasthaus brannte bis auf die Erdgeschoßmauern nieder. Nachdem der erste Schock überwunden war, entschlossen sich die Verantwortlichen, das Gasthaus wieder aufzubauen. War das Gebäude doch Mittelpunkt des wachsenden Hohenloher Freilandmuseums. Die Einkehr in das historische, urgemütliche Gasthaus war Höhepunkt eines Museumsbesuches. Eine andere historische Gastwirtschaft, die man eventuell abreißen und in Wackershofen aufbauen hätte können, gab es nicht. Nachdem der Brandschutt weggeschafft worden war, verschwanden die Überreste des Gasthauses monatelang unter einem Zelt. Nach den vorhandenen Plänen baute der Trupp des Museums dann das Gebäude zum zweitenmal auf. Viele der alten Balken stammen von Abbruchhäusern der Region. Nach traditioneller Art wurden sie mit Zapfverbindun-

gen und Holznägeln zusammengesetzt. Die Innenwände wurden, wie beim Original, aus Lehmflechtwerk hergestellt, die Außenwände mit Bruchstücken hochgemauert. Moderne Einbauten wurden dort angebracht, wo es nicht anders ging.

Zweieinhalb Jahre nach dem Brand legten die Handwerker in den Räumen letzte Hand an: Ein Restaurator schmückt die Innenwände der Gastzimmer mit einer Schablonenmalerei. Die moderne Gasthausküche ist installiert. So nobel wie jetzt ist der «Rote Ochsen» noch nie dagestanden. Urkundlich erwähnt wurde das Gasthaus schon 1530. Seit dieser Zeit haben nur 18 Wirte die Gäste verköstigt. Siegfried Schöppler war der letzte. Er hat 1983 den «Roten Ochsen» dem Freilandmuseum übergeben.

### «Feldzerstörungen halten die Gentechnik nicht auf»

(epd) In Baden-Württemberg sind mehrere Freilandversuche mit genveränderten Pflanzen gescheitert, weil die Anpflanzungen zerstört wurden. Das hat Gerdi Staiblin, Ministerin für den ländlichen Raum, in ihrer Antwort auf eine kleine Anfrage von Egon Eigenthaler MdL (REP) bestätigt. Solche Aktionen und Feldbesetzungen veranlaßten deutsche Firmen zwar zunehmend, Versuchs- und Forschungskapazitäten im Ausland anzusiedeln, insgesamt lasse sich aber der wissenschaftliche und technische Fortschritt dadurch nicht aufhalten. So sei in absehbarer Zeit damit zu rechnen, daß gentechnisch verändertes Saatgut, genveränderte Pflanzen und Produkte, die in anderen EU-Ländern bereits zugelassen seien, auch in Baden-Württemberg in den Handel gelangten. Aus wissenschaftlicher Sicht sei es bedauerlich, daß es durch die Zerstöraktionen erschwert werde, die Vor- und Nachteile transgener Pflanzen für Landwirtschaft, Verbraucher und die Umwelt unter hiesigen Standortverhältnissen abzuschätzen. Die Landesregierung wolle deshalb eine öffentliche Akzeptanz im Bereich der Bio- und Gentechnologie erreichen.

## Museum und Wanderweg in Mörikes Cleversulzbach

(epd) Der einst von Eduard Mörike besungene Kirchturmhahn ist nach Cleversulzbach zurückgekehrt. Zwar bleibt das Original im Deutschen Literaturarchiv Marbach, doch zielt jetzt ein Replikat davon das neu eröffnete Mörike-Museum in seinem einstigen Wirkungsort. Es befindet sich im Alten Schulhaus von Cleversulzbach, direkt neben der Kirche, auf deren Kanzel Mörike von 1834 bis 1843 gestanden hat.

Turmhahn-Abbildungen markieren auch den ebenfalls neu angelegten Mörike-Wanderweg, der auf etwa sechs Kilometern durch und um Cleversulzbach führt. Dieser Dichter-Wanderweg ist ein Novum im Lande; vergleichbar ist er lediglich dem Hesse-Spaziergang in Gaienhofen am Bodensee.

Mit der Eröffnung des Museums wird das Erbe des großen schwäbischen Dichterpfarrers Eduard Mörike aufgenommen und weitergeführt, sagte der Neuenstadter Bürgermeister Rolf Bernauer. Zugleich werde eine Tradition fortgesetzt, die jahrzehntelang von Turmhahn-Wirtin Margarete Seebold gepflegt worden sei. Die vor wenigen Jahren verstorbene Frau kannte fast alle Gedichte und Werke Mörikes auswendig, und sie wußte aus einem schier unerschöpflichen Schatz an Begebenheiten und Legenden aus seinem Leben zu berichten. Ihr Nachlaß ist dank eines Sponsors von der Stadt übernommen und teilweise in das Museum integriert worden. Neuer Kustos ist der Mörike-Kenner und Ortsvorsteher Werner Uhlmann.

Das in zweijähriger Arbeit entstandene Mörike-Museum Cleversulzbach zeigt vorwiegend Handschriften und Erstausgaben. Die Kanzel, von der Eduard Mörike einst gepredigt hat, ist eine Dauerleihgabe der evangelischen Kirchengemeinde. Unter den über hundert Exponaten befinden sich ferner der Nachlaß Margarete Seebolds und eine Baumscheibe der Buche in Mörikes Pfarrgarten. Dazu Dauerleihgaben des Literaturarchivs Marbach und der Arbeitsstelle für Literarische Museen

sowie von Privatpersonen. An den Gesamtkosten der Gedenkstätte in Höhe von rund 470 000 Mark beteiligten sich das Wissenschaftsministerium mit etwa 100 000 Mark und das Ministerium für den Ländlichen Raum, das zur Sanierung des Schulhauses 90 000 Mark zuschoß.

Die wissenschaftliche Mörike-Dauerausstellung befindet sich weiterhin in Marbach. Wer darüber hinaus dem Menschen und Dichter nachspüren möchte, kann dies in den Gedenkstätten in Ochsenwang (Kreis Esslingen), einer kleinen Ausstellung im Deutschordensschloß Bad Mergentheim und jetzt auch in Cleversulzbach tun. Mörike lebte still und zurückgezogen und bewußt «unöfentlich».

Zwar stand er mit Geistesgrößen seiner Zeit, etwa mit Justinus Kerner, David Friedrich Strauß oder Friedrich Theodor Vischer, in Verbindung, sie mußten aber zu ihm nach Cleversulzbach kommen. Jetzt werden auch Mörike-Freunde seine Spuren in dem kleinen Dorf wieder finden.

Das Museum ist jeden Sonntag von 11 bis 16.30 Uhr geöffnet, ferner nach Absprache. Der Mörike-Pfad kann ganzjährig begangen werden. Ein Plan dazu ist im Museum und in den Geschäften in Cleversulzbach erhältlich.

## Turmfalken und Eulen wieder in Göppingen

(dpa/lsw) Im Albvorland im Kreis Göppingen können Vogelfreunde wieder Turmfalken und Schleiereulen beobachten, die lange nicht mehr zu sehen waren. Der Jebenhäuser Vogelwart Bernd Reder hat in den letzten Jahren über 40 Brutplätze gebaut und in Kirchtürmen und Scheunen aufgestellt. In diesem Jahr haben 19 Turmfalkenpaare gebrütet, teilte er mit. So hat im Glockenstuhl der Kirche von Dürnau ein Turmfalkenpaar fünf Junge ausgebrütet, in einem Aussiedlerhof waren es sogar sechs. Im Faurndauer Kirchturm brüten Turmfalken und Schleiereulen in zwei Brutkästen hintereinander.

## Burg Neipperg: Status quo wird erhalten

(HSt) Der Turm stürzt ein? Riesige Risse schlängeln senkrecht durchs zweimeterdicke Mauerwerk. Wind und Wetter, Frost und Feuchtigkeit zerbröckeln die Buckelquader, einzelne Steine sind schon abgestürzt. Der Bergfried, ja die ganze Burg Neipperg muß gerettet werden.

Mehr als zwei Millionen Mark, so schätzen Erbgraf Karl Eugen von Neipperg und das Landesdenkmalamt, müssen in die alten Mauern gesteckt werden, erst dann hat die wunderschöne Burganlage auf dem Heuchelbergsporn eine Chance, auch im nächsten Jahrhundert als Wahrzeichen der Region oberhalb von Dorf und Weinbergen zu thronen. Bis Ende 1998 hofft der Erbgraf, die Rettungsaktion glücklich abgeschlossen zu haben.

Die Burg wurde schon im 19. Jahrhundert «zu den schönsten und bedeutendsten unseres Landes gezählt». Seinerzeit investierte der romantikverliebte Alfred August Franz Karl Camillus von Neipperg viele Ideen und noch mehr Geld in die Anlage: Dem unteren, älteren Bergfried gab er Ruinencharakter, den Haupteingang der Burg zielt seitdem ein Tor mit Treppengiebel, ein romantischer Park wurde angelegt. Im Donjon, dem Wohnturm aus dem 13. Jahrhundert, ließ er wuchtige Gewölbe einbauen. Die freilich drückten das 1,85 Meter dicke Mauerwerk auseinander, machten den Turm instabil. In den 1960er Jahren wurden sie durch Balken- und leider auch durch zu harte Betondecken ersetzt.

Am meisten freilich veränderte ein großes Stall- und Ökonomiegebäude, in den 1850er Jahren in den Burghof geklotzt, das Gesicht des auch heute noch landwirtschaftlich genutzten Ensembles. Diesen vergleichsweise wüsten Bau hätte Karl Eugen von Neipperg jetzt gerne abgebrochen.

Doch das Landesdenkmalamt sagte nein, gewährt dafür aber großzügigen Zuschuß. Der jetzige Gebäudezustand soll erhalten und gesichert werden. An Restaurierung ist nicht zu denken.

## Melanchthon-Jubiläum wird «versilbert»

(dpa/lsw) In der Kunstprägestalt B. H. Mayer in Pforzheim sind im September die ersten von 500 Feinsilbermedaillen zum Melanchthon-Jubiläum und zur Verleihung des Melanchthon-Preises 1997 geprägt worden. Die von der Sparkasse Bretten-Bruchsal in Auftrag gegebene Medaille in limitierter Auflage zielt auf der Vorderseite ein Melanchthon-Porträt.

Als Bronze-guß erinnert die Figur in doppelter Ausführung in Wittenberg und Bretten an den Reformator und Humanisten Philipp Melanchthon, dessen 500. Geburtstag 1997 gefeiert wird. Die Rückseite zeigt das Jubiläumssignet mit dem das Jubiläum umspannenden Thema «Zum Gespräch geboren» – einem Zitat aus einer Rede Melanchthons, mit der er den Dialog als Weg zur Toleranz und als besondere Aufgabe des Menschen einfordert.

Neben den 500 randlosen Silbermedaillen mit Stempelglanz zu einem Preis von je 69 Mark werden in Pforzheim noch Goldmedaillen in einer limitierten Auflage von 20 Stück nach der gleichen Vorlage geprägt. Zehn Mark aus jedem Verkauf fließen dem Melanchthon-Haus zur Erneuerung der historischen Glasfenster zu.

## Universitätscolloquium für S. K. H. Herzog Carl

(dpa/lsw) Zum 60. Geburtstag Herzog Carls von Württemberg hielt die Universität Tübingen ein Festcolloquium. Das nicht öffentliche Colloquium am 5. August im Fürstenzimmer des Schlosses hatte das Thema «Universität Tübingen und Herrschaft Württemberg». Nachwuchsforscher des Instituts für Geschichtliche Landeskunde stellten ihre Ergebnisse aus vier Jahrhunderten Universitätsgeschichte dar, als eine enge Verbindung mit dem Herrscherhaus bestand.

Herzog Carl wurde am 1. August 60 Jahre alt. Der in vielen karitativen, sozialen und wissenschaftlichen Gremien tätige Nachfahre des Universitätsgründers (1477) Graf Eberhard im Bart (1445–1496) ist seit 1977 Ehrensator und seit 1979 Vorsitzender der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen (Universitätsbund). Unter Herzog Carl wurden über den Förderbund zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten und Institutionen der Hochschule gefördert, ihr internationales Geistes- und Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum Heinrich-Fabri-Institut in Blaubeuren erworben und umgebaut und das Wohnheim des Graduiertencollegs eingerichtet.

## Zwei vorbildliche Heimatmuseen

(dpa/lsw) Im 3. Wettbewerb «Vorbildliches Heimatmuseum im Regierungsbezirk Tübingen» sind das Tettlinger Hopfenmuseum und das Heimatmuseum Ratzenried (Kreis Ravensburg) ausgezeichnet worden. Wie das Regierungspräsidium mitteilte, erhalten die beiden Museen je einen Preis von 3000 Mark.

Der Wettbewerb wird vom Arbeitskreis Heimatpflege im Regierungsbezirk Tübingen ausgeschrieben und vom Regierungspräsidium ausgeführt. Regierungspräsident Max Gögler und Arbeitskreisvorsitzender Martin Blümcke überreichten die Preise am 14. Oktober in Tettling.

Der Wettbewerb soll nach Göglers Worten «die vorbildliche und oft ehrenamtliche Arbeit in den Heimatmuseen für das Gemeinwesen angemessen würdigen und zu weiteren Aktivitäten anspornen». Für die Preisverleihung entscheidend sind vor allem die wahrheitsgetreue Geschichtsvermittlung, die Dokumentation regionaler Entwicklungen und Besonderheiten, lebendige Darstellung und Besucherfreundlichkeit. Außerdem werden die Art der Aufbereitung und Präsentation, ergänzende Aktivitäten sowie das dabei aufgebrachte ehrenamtliche Engagement bewertet.

## Anschriften der Autoren

Robert Förch, Sprollstraße 53, 70597 Stuttgart  
Ulrich Gräf, Wolfsbergweg 3, 74392 Freudental  
Gottlob Haag, Haus Nr. 62,  
97996 Niederstetten-Wildentierbach  
Fritz Heinzlmann, Marderweg 17, 73230 Kirchheim/Teck  
Thomas Kramer, Dr., Stargarder Straße 37, 10437 Berlin  
Hans Mattern, Dr., Bezirksstelle für Naturschutz,  
Ruppmannstraße 21, 70565 Stuttgart-Vaihingen  
Bernhard und Ingeborg Rüdth, Landratsamt Rottweil,  
Archiv- und Kulturamt, Postfach 1462, 78614 Rottweil  
Ernst Schäll, Weldenstraße 81, 78471 Laupheim  
Hermann Schick, Dr., Friedenstraße 10, 71672 Marbach a. N.  
Michael Schick, Kapellenstraße 37, 88471 Laupheim  
Reinhard Wolf, Umlandstraße 8, 71672 Marbach a. N.

Der Aufsatz von Martin Kieß «Der Nikomedes-Stein in Hildrizhausen und Raphaels «Die Schule von Athen»: Besteht eine Gemeinsamkeit?», der für dieses Heft der «Schwäbischen Heimat» geschrieben war, erscheint nun 1997/1.

## Bildnachweis

Titelbild: Klaus Kramer, Schramberg; S. 343: Reinhard Wolf, Marbach a. N.; S. 344, 345 und 347: BB und K Kunst- und Architekturdokumentation, Rottweil; S. 346 und 352: Rainer Knubben, Rottweil; S. 348 und 351, jeweils linke Spalte: Württembergische Landesbibliothek; S. 348, 350 und 351, jeweils rechte Spalte: Klaus Kramer, Schramberg; S. 349: Bernhard Rüdth, Rottweil; S. 350 linke Spalte: Dr. Wendelin Bachlehner; S. 354 und 356: Stadtarchiv Nördlingen; S. 355: Privatfoto; S. 357–366: Frank Busch, Stuttgart; S. 369 und 380: Dr. Hermann Schick, Marbach a. N.; S. 370, 372, 375, 377 f.: Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N.; S. 381: Dorothea Holl, Kirchheim/Teck; S. 382: Stadtarchiv Kirchheim/Teck; S. 383–386: Franz Horky, Kirchheim/Teck; S. 387–395: «MOSAİK VON HANNES HEGEN»: Buchverlag JUNGE WELT GmbH, Berlin; S. 396–403: Sammlung Michael Schick, Laupheim; S. 404–411, 413–417: Ernst Schäll, Laupheim; S. 412: Privatfoto; S. 431: Schwäbischer Heimatbund.

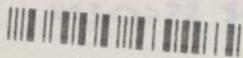






WÜRTEMBERGISCHE  
LANDESBIBLIOTHEK  
STUTTGART

N13<>>29 99406 7 024



WLB Stuttgart

Buchbinderei Remberg  
35085 Ebsdorfergrund  
Tel. ( 06424 ) 1755  
Ral - RG 495  
> Einband säurefrei <

